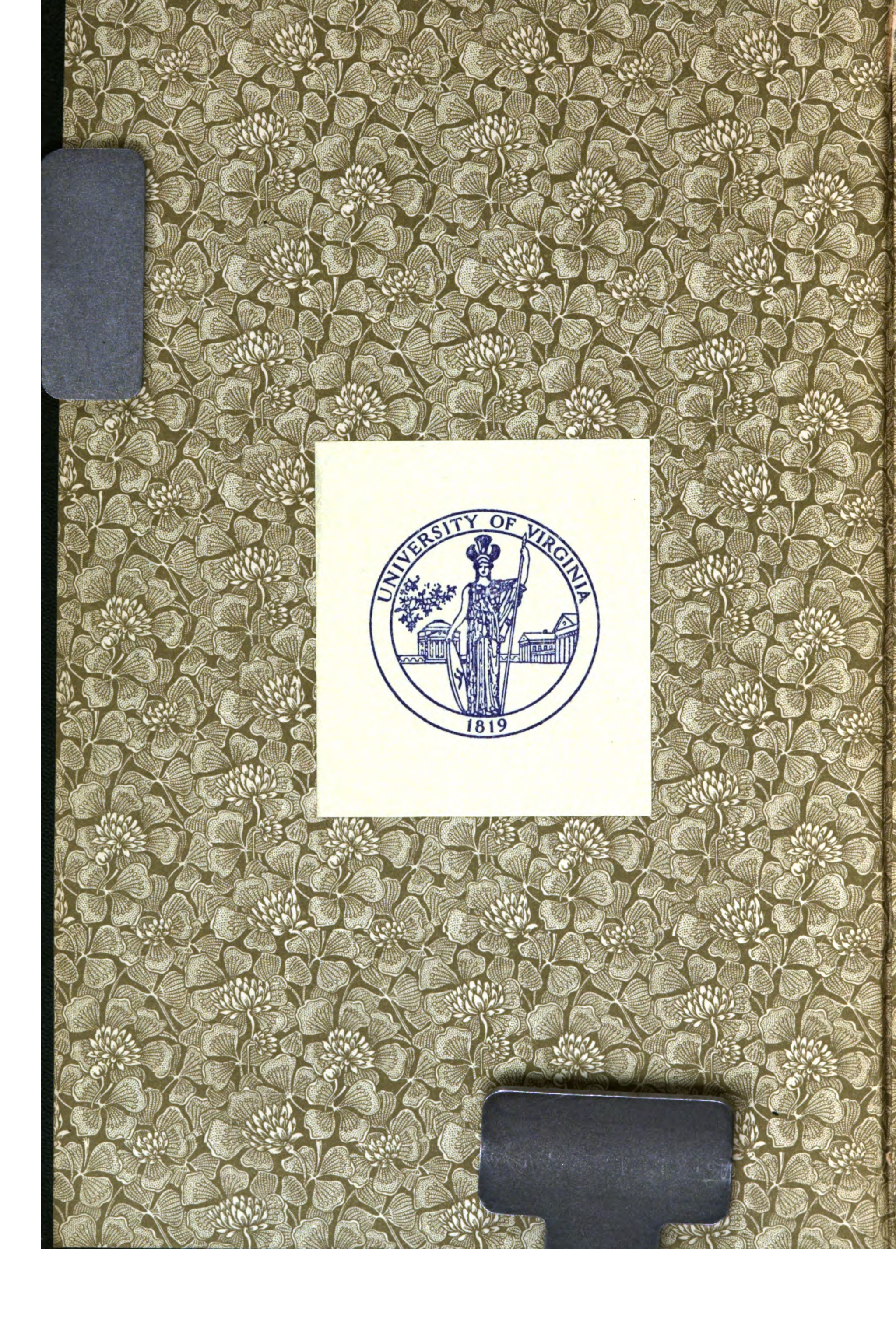

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030795984


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819



Hanns von Zobeltitz

Illustrierte Romane



Die ewige Braut



Jena
Hermann Costenoble

Die ewige Braut

Roman von

Hanns von Zobeltitz

Mit 70 Bildern von Prof. Hans W. Schmidt-Weimar



Jena
Hermann Costenoble

Druck: Thüringer Verlags-Druckerei, Jena-Ziegenhain.

I.



Oberst von Wengstein — der gute Oberst hieß er bei den Dreiundsechzigern, die ihn erst kürzlich bekommen hatten, nachdem sie vier Jahre hindurch einen gar strengen Regimentskommandeur genossen, der sie ordentlich auf den Draht zog — saß in seinem Sorgenstuhl und hielt Siesta. Die Zeitung war auf seine Knie herabgesunken und bedeckte das etwas rundliche Bäuchelchen und

ein gut Stück von den kurzen Beinen, die auf einem Faulenzer ruhten, der in unaufhörlicher, leicht schaukelnder Bewegung war. Das behäbige Gesicht des guten Obersten war ein wenig gerötet, und dann und wann fuhr er im Schlaf mit der Rechten über den kurzen, graumelierten Schnurrbart, um die Fliegen zu verscheuchen, die an dem etwas struppigen Ding ein seltsames, unbegreifliches Wohlgefallen fanden. Er war ganz plötzlich grau geworden, dieser Schnurrbart. Als Wengstein noch nicht Regimentskommandeur war, hatte er ihn pechrabenschwarz getragen; in Tenburg, der neuen Garnison, aber erschien er mit graumeliertem Haar. Ein Oberst braucht die weißen Haare nicht zu scheuen, sie machen sogar einen würdigen Eindruck — da kann man sich des lästigen Färbens entschlagen, das sonst einen so schönen Schein von Jugendlichkeit hervorruft.

Wengstein gegenüber saß seine Gattin. Auch sie war eine rundliche Erscheinung mit gutmütigem Gesicht. Nur in den grauen hellen Augen erschien bisweilen ein etwas herrschsüchtiger Blick, der aber durch einen liebenswürdigen Zug um den noch jugendlichen Mund immer wieder gemildert wurde.

Auf dem breiten Mahagonitisch zwischen Mann und Frau harrte der Kaffee seiner Bestimmung. Kein elegantes modernes Geschirr, sondern zwei mächtige altmodische Tassen und eine einfache weiße Kanne, dazu eine freilich schwere silberne Zuckerdose, der altmodischen Form nach ein Erbstück von Großvaterszeiten her. Die Tassen waren bereits ein geschenkt — ziemlich bis an den Rand

voll — ein kleines Tellerchen mit Zwieback stand daneben.

Frau von Wengstein sah nach dem Regulator über dem Zylinderbureau ihres Mannes. „Alterchen, es ist Zeit!"

„Soo — hm —" Der Oberst wachte halb auf, schien aber keine besondere Lust zu spüren, der Aufforderung, die Siesta abzuschließen, Folge zu leisten. Die Augen, die sich ein wenig geöffnet hatten, fielen wieder zu, gleich darauf schnarchte er sogar diskret.

„Alterchen, der Kaffee ist da!"

Die rechte Hand machte eine kleine Fliegenjagd — aus dem leisen Schnarchen wurde ein spitzes Fauchen: „So — hm!"

Sie wartete eine Minute, dann stand sie auf, ging mit kurzen, etwas trippelnden Schritten um den Tisch herum und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Wengstein, du schläfst schon fünf Minuten länger, als du darfst. So erhebe dich doch, du schwacher Geist."

Er rieb sich die Augen. „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", brummte er. „Du bist eine Tyrannin, Magda — eine Erztyrannin bist du!"

„Es hilft dir doch nichts, Alter, du mußt aufstehen."

„Sooo — warum muß ich denn? Kein Mensch muß müssen!" Er öffnete auch jetzt die Augen noch nicht ganz, aber zog dafür tastend die weiße wohlgepflegte Hand der Tyrannin an seine Lippen.

„Weil der Oberstabsarzt dir höchstens eine halbe

Stunde Nachmittagsschlaf erlaubt hat. Und der Mann hat Recht, trotzdem er Arzt ist. Vorwärts, Alterchen —."

Der gute Oberst gähnte noch einmal, streckte sich behaglich und sprang dann mit einem energischen Ruck auf. „So — ich bin ja schon folgsam, wie ein Schulknabe. Ihr habt mich gut unter der Fuchtel, ihr beiden, der Doktor und du. Von dir bin ichs ja seit zwanzig Jahren so einigermaßen gewöhnt, aber der Oberstabsarzt ist ein neues Kreuz. Das drückt noch!" Dabei lachte er sehr vergnügt und langte, sich wieder setzend, nach der Kaffeetasse.

„Schon Zucker drin, Muttchen?" Er fragte das seit zwei Dezennien jeden Tag, obwohl die Antwort unweigerich die gleiche Versicherung umschrieb: „Gewiß, ich versüße dir nicht nur das Leben, sondern auch den Kaffee."

„Zwei Stücke?"

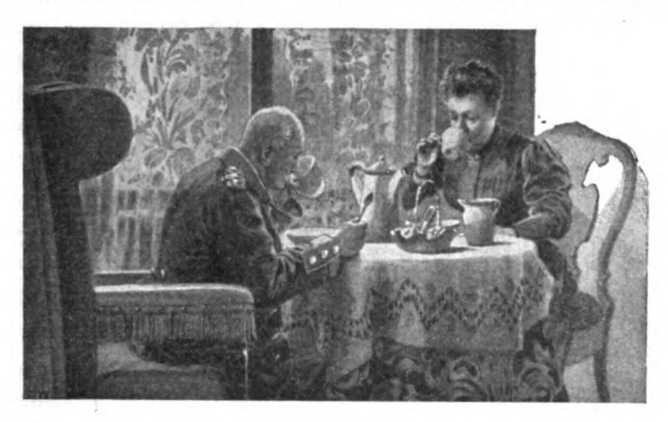
„Zwei Stücke!"

Langsam mit Wohlbehagen schlürften beide ihren Mokka.

„Da ist auch die Post gekommen," sagte sie dann, die Tassen zum zweitenmal füllend.

Wengstein seufzte ein wenig und griff nach dem Paket Briefe, welche die Ordonnanz gebracht hatte. „Puh — was die Leute immer zu schreiben haben! Da kommt alle Naselang eine geharnischte Verfügung zur Vereinfachung des Schreibwesens, aber die hohen Herrn von der Brigade und der Division schmieren selbst am meisten." Er mußte einen geübten Blick haben, denn er überflog die Eingänge sehr schnell, machte hier und dort eine kleine

Bleistiftnotiz am Rand und schob die Briefe und Akten dann zur Seite: „So — daran mag sich Wellner ver=



gnügen. Was dich vielleicht interessieren wird: unser neuer Einschub kommt heute. Seine Personalpapiere sind auch bei den Eingängen. Ach so — die muß ich ja selbst fortschließen.“ Damit kramte er aus dem dicken Stoß ein kleineres Konvolut heraus, stand auf und trug es zu dem Zylinderbureau.

„Eine gute Aquisition für unser Regiment?“

„Außerordentlich empfohlener Offizier — der Dernstädt. Na, daß man sich über einen Einschub, und wenn's ein Moltke wäre, nicht gerade freut, ist ja natürlich. Mir tut's besonders um den armen Franken leid, der nun wieder ein oder zwei Jahre länger warten muß.“

„Das arme Mädchen — die ewige Braut — ist solch ein braves, tapferes Ding.“

„Bischen trübetümplig, Muttchen. Na, das mag

man wohl werden, wenn man solange verlobt ist, wie die Marie Bremer. Du warst schon nach acht Wochen ungeduldig und konntest die Zeit nicht erwarten."

„Aber Wengstein —"

Er lachte, klopfte begütigend ihre Schulter und schickte sich dann an, der zweiten Tasse gerecht zu werden. „Aber da unter der Zeitung liegt ja noch ein Brief!" meinte sie. „Den hättest du beinah übersehen."

Wengstein griff mit einem kurzen: „Wahrhaftig — schönen Dank!" nach dem Briefe. „Du, Magda — Privatsache!" Er führte das kleine zierliche Kouvert an die Nase und sog den Duft ein, der von dem Papier auszugehen schien. „Bist du nicht eifersüchtig, Magda — gar nicht mehr? Wo doch die schönen Zeiten geblieben sind, Alte, in denen ein solcher Brief dich rasend gemacht hätte!"

„Weißt du, schäme dich, alter Sünder! Solchen Unsinn zu reden!"

„Na, Na!" lachte er gemütlich. „Aber ich will gut sein, schon damit ich heute abend Bratkartoffeln und Rühreier bekomme. Der Brief scheint von unserm Hamburger Wildfang zu sein — von der Gertrud."

„Das zu riechen ist freilich kein Kunststück — der ihr verdrehtes Parfüm kennt man auf zehn Schritt heraus. Was will der Strick denn?"

„Wollen mal sehen." Er riß den Umschlag auf, entnahm ihm ein dreieckig zugeschnittenes Billet, meinte: „Der Deubel mag wissen, was da oben und unten ist — das Mädel muß doch immer etwas Besonderes und meist etwas

Verrücktes haben —“ und las dann: „Wißt ihr das Neueste? Ich komme heute oder morgen oder übermorgen zu euch und zwar gleich auf mehrere Wochen. Grund: natürlich das dringende Bedürfnis vor allem, euch wiederzusehen, dann aber, daß Papa plötzlich per Kabel nach Mexiko gerufen worden ist. In meiner lieben Heimat kriselt es nämlich wieder einmal. Nebengründe für mein Kommen: ich muß notwendigerweise einigen Leutnants den Kopf verdrehen, und dazu wird sich in eurem Nest doch wohl eine Gelegenheit finden. Im übrigen gelobe ich ungeheuer artig zu sein, ob ichs freilich halten werde, weiß ich noch nicht. Also ich komme. Das genaue Wann werde ich noch drahten, denn das hängt außer von vielen andern wichtigen Dingen von meinem Schneider ab. Auf Wiederschauen! Eure Trude Kraft.“

„Da steht noch etwas — natürlich, ohne Nachschrift kann es ja gar nicht abgehen. ‚Papa läßt schön grüßen. Und falls Onkel vielleicht mexikanischer Präsident werden wollte, soll er's nur sagen. Wenn Onkel mit mir fertig würde, meint Papa, könnte das mit den Mexikanern natürlich gar keine Schwierigkeiten haben.‘ — Verrückt — einfach verrückt — was, Magda?“

Frau von Wengstein war aufgestanden und hatte über die Schulter ihres Gatten mitgelesen.

„Exaltiert wenigstens. Du lieber Gott, die Trude ist das einzige Kind eines Millionärs, die Mutter früh gestorben — schließlich mag auch das heiße mexikanische Blut durchbrechen. Ist doch ein gutes Ding, die Trude. Ich freue mich, daß sie kommt.

„Wird aber eine tüchtige Unruhe in unser Haus bringen, Muttchen.“

„Ach was — Umstände werden nicht gemacht. Sie kriegt die Fremdenstube, ißt, was die Kelle gibt, die kleine Prinzessin, und damit basta! Wenn man nur wüßte, wann sie kommt.“

„'s ist jetzt zwei Uhr — um drei Uhr kommt der Schnellzug. Aber heute können wir sie nicht erwarten, sonst hätten wir schon eine Depesche.“

„Glaube ich auch. Du gehst jetzt noch nach der Kaserne, Alterchen?“

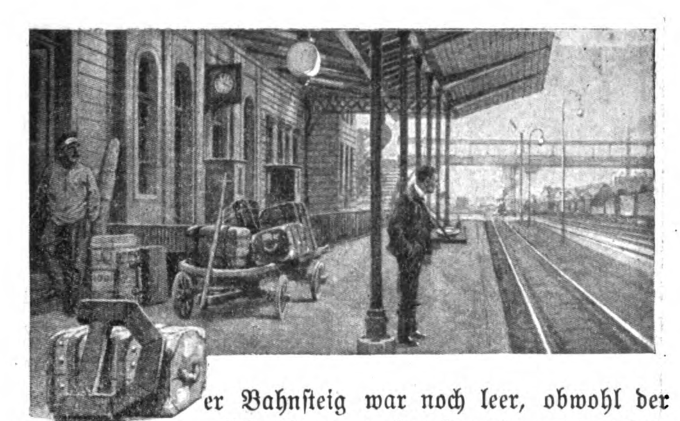
Er verbeugte sich lachend. „Dank Deiner Erfindung des frühen Essens werden die Leutnants, die in der Lage sind, erst um vier dinieren zu brauchen, das Vergnügen haben, mir ihre Turnkünste zeigen zu dürfen. „Wilhelm —“ rief er mit lauter Stimme, nachdem er die Korridortüre geöffnet.

„Herr Oberst!“ schallte es aus der Küche zurück.

„Meine Sachen in das Schlafzimmer! Adieu, Muttchen!“ Der Oberst küßte seiner Frau galant die Hand und schickte sich zum Gehen an. In der Türe aber wandte er sich noch einmal um und meinte mit einem in ganz feierlichen Falten gelegten Gesicht: „Du — Magda — wenn ich mich nun aber in die Trude verliebe? Sie ist neunzehn, und ich bin dreiundfünfzig Jahre — das paßt vortrefflich zusammen.“

„Mach daß du fortkommst zu deinen Leutnants!“ lachte sie. „Bei denen liegt die Gefahr näher, denn hübsch ist sie das Wettermädel!“

II.



er Bahnsteig war noch leer, obwohl der Schnellzug von Hamburg in wenigen Minuten einfahren mußte. Nur der einzige Gepäckträger der Station langweilte sich vor der Türe des Bureaus, und über die üblichen drei vertrockneten Buttersemmeln und die acht Tage alte Sandtorte auf dem Büffett hinweg schielte der Kellnerjunge das Geleise entlang, auf dem in duftiger Bläue die schwüle Luft des Julitags brütete.

Der Stationsvorsteher trat, an der roten Dienstmütze reckend, soeben aus seinem Zimmer, als, von einem

Soldaten gefolgt, zwei Offiziere eilenden Schritts von der Straße her auf den Perron kamen. Gleichzeitig fuhr, eine Wolke grauen Rauchs aufwirbelnd, der Zug ein.

„Tenburg — zwei Minuten Aufenthalt!“

An dem Fenster eines Coupées des letzten Wagens wurde eine Offiziersmütze sichtbar: „Schaffner — öffnen!“



„Da ist Dernstädt!“ rief der ältere der beiden Herren lebhaft und eilte den Bahnsteig entlang.

„Willkommen in Tenburg! Herzlich willkommen!“

Der Schaffner hatte inzwischen bereits geöffnet, ein Offizier sprang, die Helmschachtel an der

Hand, behende aus dem Wagen, erwiderte den Willkommsgruß mit kräftigem Händedruck, wandte sich aber sofort wieder in das Koupèe zurück. „Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, gnädiges Fräulein?" fragte er und half einer Dame in elegantem Reisekostüm aussteigen.

Das junge Mädchen sah sich suchend auf dem Perron um. „Ich glaubte, erwartet zu werden," entgegnete sie. „Aber es scheint, meine Depesche ist doch nicht mehr rechtzeitig angekommen. Wenn Sie die Güte haben wollten, mir einen Gepäckträger zu verschaffen —"

Der Verlangte war bereits zur Stelle und nahm das ziemlich umfangreiche Handgepäck aus dem Wagen. Ehe der Offizier seiner Reisegefährtin aber noch weitere Dienste anbieten konnte, rauschte eine ältere, untersetzte Dame, die respektvollen Grüße der Offiziere freundlich erwidernd, heran, und das Mädchen flog ihr um den Hals. „Da bin ich, Tante — da habt Ihr mich, um mich nun nicht sobald wieder los zu werden. Wie geht es dem Onkel? Die Pferde gut zu Wege? Puh, war das eine Glut unterwegs und ein Staub, Tantchen! Zum Ersticken!"

Frau von Wengstein nahm sich nicht die Zeit, alle die lebhaft hervorgesprudelten Fragen und Mitteilungen ihres Gastes sofort zu erledigen. Sie küßte das junge Mädchen herzlich auf beide Wangen, wandte sich aber dann ruhig an den jüngeren der Offiziere, der mit der Hand an der Mütze herangetreten war, während die anderen sich bescheiden zurückgezogen hatten: „Herr von Wellner, liebe Gertrud!" sagte sie vorstellend. „Liebster Herr

von Wellner, würden Sie vielleicht die große Güte haben, sich unsrer etwas anzunehmen?" fuhr sie fort, während der Zug pustend und polternd aus dem Bahnhof hinausrollte. „Mein Mann war nicht zu Hause, die Burschen nicht zur Hand, als die natürlich erst unterwegs aufgegebene Depesche meines kleinen Wildfangs eintraf. Ich konnte selbst kaum rechtzeitig zur Bahn kommen. Bitte, Gertrud, deinen Gepäckschein! Nicht wahr, Herr von Wellner, Sie lassen das Gepäck nach der Wohnung schaffen?"

„Mit Vergnügen, gnädigste Frau. Wollen sie mir, bitte, auch das Handgepäck überlassen? —"

Die junge Dame hatte aus ihrem zierlichen Juchtenportemonnaie den Gepäckschein herausgesucht und reichte ihn der Tante. „Es ist ein kleines Haus, mein Koffer — erschrecken sie nicht zu sehr, Herr von Weller, wenn sie das Ungeheuer zu Gesicht bekommen," lachte sie und zeigte dabei ein allerliebstes Grübchen in dem frischen Gesicht. „Ich habe mich auf einen längeren Aufenthalt an diesem weltentlegenen Gestade eingerichtet."

„Desto besser für unsere kleine Garnison, gnädiges Fräulein. Ich will nur wünschen, daß sie nicht allzusehr enttäuscht werden — Tenburg bietet herzlich wenig — —"

In den Augen der jungen Dame blitzte es wie Übermut. „Pah — eine Garnison mit gemischten Waffen ist immer interessant. Im Notfall stellt man sie ein klein wenig auf den Kopf. Gelt, Tantchen, ich habe plein pouvoir? Oder seid ihr in Tenburg bereits griesgrämig geworden?"

Plaudernd schritten sie dem Ausgange zu.

Die beiden älteren Offiziere waren unterdessen schon auf die Straße getreten.

„Keine Droschke hier, Franken?"

„Eine Droschke! Guter Dernstädt, was haben Sie für hochmütige Ideen! In Tenburg gibt es derartige Institute nicht. Ein Mietwagen existiert allerdings, mit dem die Exzellenzen vom Bahnhof abgeholt werden, wenn sie zur Besichtigung kommen; einen, oder richtiger den Lohndiener auf dem Bock dieses Transportmittels werden Sie auch noch kennen lernen — ich wollte Ihnen aber vorläufig den schauderhaften Klapperkasten samt Herrn Wurzer ersparen. Mein Bursche trägt den Koffer nach dem Hotel, zu dem wir übrigens nur wenige Schritte haben. Und nun nochmals willkommen in —"

„In der Verschmetterung, wollten Sie doch wohl sagen Franken?"

Der andre lachte. „Ja und nein. Der Tausch zwischen Berlin und Tenburg ist ja nicht gerade rosig. Aber wenn man, wie Sie, Dernstädt, mit fünfunddreißig Jahren in eine Hauptmannsstelle erster Klasse kommt und dabei die sichere Aussicht hat, nach einem Intermezzo von zwei, drei Jahren die karmoisinvergnügten Höschen wieder anzuziehen —"

„Das steht doch noch sehr dahin, mein Bester. Vorläufig heißt es, tüchtig Frontdienst tun, und das hat, für mich wenigstens, nach der langen Tätigkeit in der großen Bude auch seinen Reiz." Dernstädt blieb einen Augenblick stehen und sah sich um. „Es ist hübsch hier. Tenburg

zeigt sich mir wohl von der freundlichsten Seite? Wasser, grüne Bäume — das tut nach dem staubigen Berlin wohl."

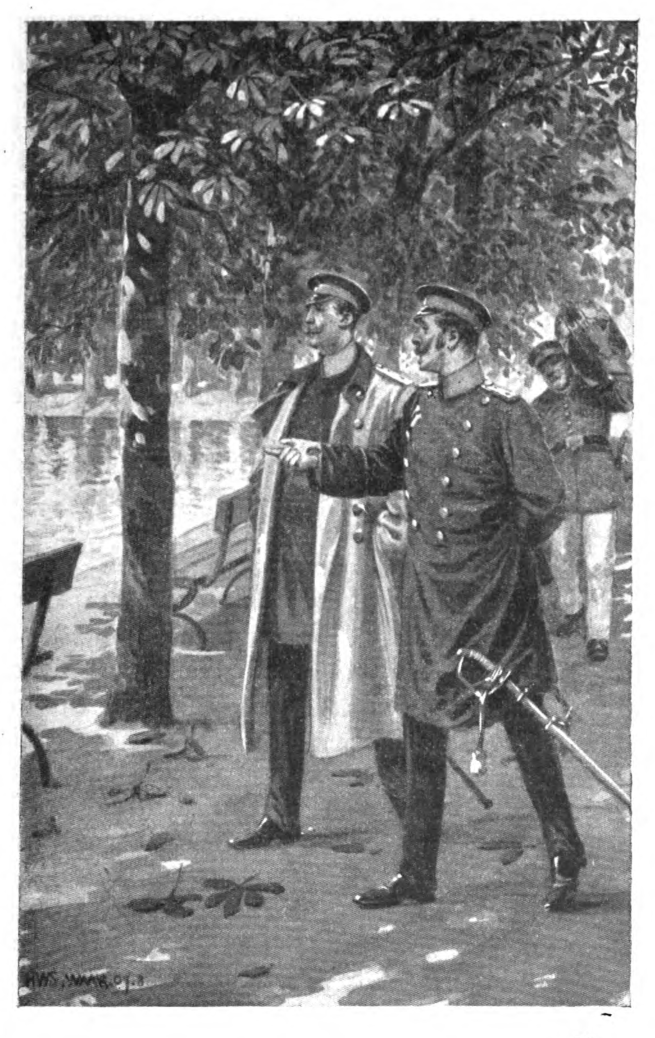
Bis man sich satt dran gesehen hat. Übrigens präsentiert sich hier Tenburg wirklich am vorteilhaftesten, das haben Sie mit strategischem Blick richtig erkannt. Die Stadt hat sich seit der Niederlegung der alten dänischen Festungswerke gerade nach dieser Richtung hin ausgewachsen — wir sind im Honoratiorenviertel. Die Wohnungen dieser Herren können Sie freilich dafür auch mit einem Blick umfassen: dort wohnt der gestrenge Herr Bürgermeister, dort der Sanitätsrat, ausgezeichnet durch zwei hübsche Töchter; diese Villa hat die Ehre, den wohlhabendsten Fabrikbesitzer der Stadt zu beherbergen — nun, ich darf ihnen die weiteren Explikationen wohl für später versparen."

Hauptmann Dernstädt hatte anscheinend nur mit halbem Ohr zugehört. „Wer war die Dame, die meine kleine Reisegefährtin abholte, lieber Franken?" fragte er unvermittelt.

„Ach so —? Ich vergaß. Frau von Wengstein, genannt Magda, die Gattin des Kommandeurs, genannt Magdus, der Gute. Na, Sie werden beide ja noch zeitig genug kennen lernen. Schien übrigens ein famoses Ding, die kleine Dame, die mit Ihnen, Sie Glückspilz, das Koupé teilte. Fuhrt Ihr schon von Berlin aus zusammen?"

„Nein, sie stieg in Hamburg ein." Sie klang etwas kurz und ablehnend, diese Antwort.

Sie bogen in eine lindenbeschattete Uferstraße ein. „Ich stelle Ihnen den Stolz Tenburgs, unsren Jungfernstieg vor," erklärte Franken. „Unser Städt-



chen mußte es natürlich der großen Alsterschwester nachahmen und auch einen Jungfernstieg haben. Es fehlen nur die Menschen darauf, sonst ist er so übel nicht. Und hier haben Sie den Paradeplatz. Ich bitte, auf die friedlichen Grashalme im Pflaster zu achten, die von dem regen Verkehr beredtes Zeugnis ablegen. Dort drüben, das große, einstöckige Haus, ist die Kommandantur, in der Magdus und noch mehr Magda herrschen — mit milder und gestrenger Hand — je nachdem. Hier die Hauptwache, dort das Zeughaus — der alte Kasten stammt noch aus dänischer Zeit — und nun lassen Sie sich endlich unser treffliches Hotel Pfeifer empfohlen sein, Dernstädt. Ist's auch kein Hotel Monopole, so kann ich Ihnen die Küche von Mutter Pfeifer doch mit besserem Gewissen rühmen, als manches andre im Städtchen."

Der behäbige Wirt stand bereits harrend in der Türe und meldete, daß das Zimmer für den Herrn Hauptmann bereit sei. Dernstädt schüttelte den Reisestaub schnell ab und war schon nach zehn Minuten wieder unten, wo er Franken mit dem jüngeren Offizier, der in dessen Begleitung auf dem Bahnhof gewesen, in der Laube vor der Tür bei einem Glas Bier fand. Der Leutnant sprang auf, als die stattliche Gestalt des neu in das Regiment versetzten Kameraden am Eingang erschien.

„Herr von Wellner, unser vortrefflicher Obertintenspion und Regimentsadjutant, die rechte Hand von Magdus und sein Großsiegelbewahrer," stellte Franken vor.

Der Leutnant achtete nicht auf den Spott, der in den Worten des Kapitäns lag. „Herr Oberst lassen den Herrn Hauptmann bitten, für heute von der dienstlichen Meldung Abstand zu nehmen. Der Herr Oberst denken aber, den Herrn Hauptmann heute noch im Kasino zu treffen,“ sagte er im streng dienstlichem Ton, um dann weniger förmlich hinzuzusetzen: „Ich hoffte, sie schon auf dem Bahnhof begrüßen zu dürfen, Herr Hauptmann. Sie sahen aber gewiß, daß die Frau Oberst mich in Beschlag nahm. Gestatten sie jetzt, daß ich sie willkommen heiße und den Wunsch ausspreche, daß es ihnen bei den Dreiundsechzigern in Tenburg gefallen möge.“

Herzlich schlug Dernstädt in die dargereichte Hand ein. „Ich danke ihnen, Herr von Wellner. Und was das Gefallen anbetrifft, so habe ich mich gottlob bisher in jedem Kameradenkreise gut eingelebt, es wird mir also auch hier gewiß nicht fehlen. Hoffentlich“ — er lächelte leise — „hoffentlich verargt man mir nicht, daß ich als Einschub in das Regiment einschneite. Welche Kompagnie erhalte ich, Herr von Wellner?“

„Die vierte, und ich darf ihnen dazu gratulieren. Sie ist seit Jahren eine der besten des Regiments gewesen.“

Franken räusperte sich, „Na, wer weiß, Wellner, ob sie damit Dernstädt eine besonders freudige Mitteilung machen. Wie ich den kenne, hätte er am liebsten das schlechteste Fähnlein des Regiments übernommen, um es mit seinem kolossalen Diensteifer ordentlich auf den

Strumpf zu bringen. Aber bitte, Herrens, laßt jetzt den lieben Dienst und trinkt einen Schoppen Augustiner — ich habe nur noch eine Viertelstunde Zeit."

Genau nach zehn Minuten erhob er sich denn auch und griff nach Mütze und Handschuh. „Ich muß gehen, Dernstädt, und empfehle sie der würdigen Obhut Wellners."

„Sie essen nicht mit im Kasino?" fragte Dernstädt ein wenig erstaunt.

„Donnerstags immer bei meiner Braut, Bester, sie müssen mich heute schon entschuldigen. Ich hoffe, sie aber gegen sechs Uhr bei dem großen Völkerfest im Kasinogarten zu treffen."

Dernstädt sprang auf. „Sie sind verlobt, Franken, und das erfahre ich jetzt erst? Verzeihung — ich hatte wirklich keine Ahnung, hab' auch keine Anzeige erhalten. Meinen besten Glückwunsch, Franken!"

Er schüttelte herzlich die Hand des Kameraden, der etwas gezwungen lächelte. „Ich danke ihnen — besten Dank, lieber Dernstädt! Wir haben gar keine besonderen Anzeigen verschickt, und in der Kreuzzeitung werden sie das weltbewegende Ereignis übersehen haben. Wie das so geht, wenn man sich jahrelang nicht sieht — wie das so geht! Adieu, meine Herren!"

Während Franken sich mit langen Schritten quer über den in der Mittagsglut liegenden, öden Paradeplatz hinschob, hatten die beiden zurückbleibenden wieder Platz genommen. Dernstädt blickte dem Kameraden mit etwas verwunderten Augen nach, und erst als die schlanke Gestalt hinter der nächsten Ecke verschwunden

war, wandte er sich an den Adjutanten. „Sie sind gewiß erstaunt, Herr von Wellner, daß mich Franken nicht von seiner Verlobung unterrichtet hat — aber wir haben uns, seit wir vor Jahren gemeinsam die Bänke der Akademie drückten, gar nicht wieder gesehen und auch nicht geschrieben. Erst als meine Versetzung herauskam, wandte ich mich an den alten Bekannten mit den üblichen Fragen wegen der Wohnung, der dienstlichen Verhältnisse — sie wissen ja. Wie lange ist Franken glücklicher Bräutigam?"

Der Leutnant sah in sein Glas. „Fast drei und ein halbes Jahr," sagte er ohne aufzublicken.

„Drei und ein halbes Jahr —" wiederholte der Hauptmann und es klang wie ein leichtes Staunen aus seinen Worten heraus. „Alle Wetter — der arme Kerl — jetzt erkläre ich mir auch sein etwas gedrücktes Wesen, das mir gleich auffiel. Drei und ein halbes Jahr Bräutigam! Er wartet auf die erste Klasse, wie?"

Wellner nickte. „Jawohl — und es kann noch zwei Jahre dauern." Er schien einer weiteren Auseinandersetzung aus dem Wege gehen zu wollen, denn er trank sein Bier aus und stand auf: „Es ist auch für uns Zeit, Herr Hauptmann, falls wir zum Mittagstisch im Kasino zurecht kommen wollen. Ist's ihnen genehm, wenn wir aufbrechen?"

III.

Hauptmann Franken hatte seinen Schritt gemäßigt, als er aus dem Gesichtskreis der Kameraden verschwunden zu sein glaubte. Gemächlich schlenderte er über die langgestreckte Holzbrücke, welche die alte und die neue Stadt verband, und durch die engen Straßen in dem jenseitigen Viertel. Dann blieb er plötzlich vor einem zweistöckigen, altergrauen Hause stehen, sah einen Augenblick nach den Fenstern des Oberstocks hinauf, wie gewohnheitsmäßig, und stieg langsam die ausgetretenen Steinstufen der Treppe hinan. Im Flur war es kühl gegen die Sonnenglut draußen. Franken nahm die Mütze ab, wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und atmete schwer auf. Er fuhr mit den Fingern der Rechten zwischen den Kragen des Überrocks und den Hals, als drücke ihn jener, und setzte den Aufstieg fort. Im ersten Stock las er mechanisch die ihm wohlbekannten Wohnungsschilder: „Adolph Meyer, Rentier" und „Karl Schilper, Bankvorstand", zog die Uhr und vergewisserte sich, daß er sich verspätet — schneller eilte er die letzten Stufen hinauf. Aber ehe er

oben die Glocke zog, unter der das kleine Porzellanschild meldete: „Friederike Bremer, Etatsrätin", blickte er noch auf eine elegante Visitenkarte, die an der zweiten Entreetüre angebracht war. „Oskar Liebmann, Leutnant der Reserve und Assessor" stand darauf. Die elegante, etwas gesucht winzige Karte mußte Frankens lebhafte Mißstimmnng erregen. Er pfiff durch die Zähne und nagte dann an der Unterlippe — ‚ist ja wieder mal sehr rücksichtsvoll von der Frau Schwiegermama! — Der schneidige Oskar ein Gräuel, der Kerl?"



Fast unmittelbar nach dem ersten Klingelzuge wurde geöffnet.

In der Türöffnung stand ein schlicht gekleidetes Mädchen; nicht ganz jung mehr Mitte der Zwanzig vielleicht, vielleicht auch etwas darüber. Eine schlanke, fast überschlanke Gestalt, das Gesicht zart und doch energisch geschnitten, über der hohen Stirn das blonde Haar glatt gescheitelt, die Flechten zu einem dichten, schweren Kranz am Hinterhaupte zusammengelegt. Nichts Blendendes an der ganzen Erscheinung, aber in ihr der wohltuende Ausdruck einer ruhigen, bescheidenen Sicherheit, eines klaren, zielbewußten Wesens. Und ruhig und klar blickten auch die großen, blauen Augen.

„Guten Tag, Walter! Es ist lieb von dir, daß du trotz der Ankunft deines Freundes pünktlich kommst. Mama zweifelte schon halbwegs.“ Sie sagte es mit einer tiefen, wohltuenden Stimme und reichte dem Bräutigam die Hand. Er umschlang die zarte Gestalt, küßte sie auf die Stirn und Lippen, löste sich aber dann kurz aus ihrem Arm und hing Säbel und Mütze an den Riegel.

„Ihr habt hoffentlich nicht gewartet, Marie? Ich glaubte wirklich püntlich zu sein.“

„Aber ich sage dir ja schon, Walter: Du bist vollkommen pünktlich. Komm nur herein — Muttchen wartet schon.“

Sie traten in das Wohnzimmer.

Es war ein ziemlich großer, wohnlich aber sehr einfach ausgestatteter Raum. An der einen Wand ein schmales Kanapee, von der Art, wie man sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts liebte; ein mittelmäßiges

Ölbild, einen Herrn in Uniform darstellend, darüber, einige hochlehnige Stühle um den eckigen Sofatisch, in der Mitte ein schlicht gedeckter Eßtisch; zwischen den Fenstern ein Spiegel in Goldrahmen, daneben eine Nähmaschine, das einzig moderne Stück im ganzen Zimmer. An beiden Fenstern Etageren mit Blumen und je eine breite, wohlgepflegte Epheuwand. Alles blitzend vor Sauberkeit, aber alles schlicht, bürgerlich einfach, ja fast ein wenig ärmlich. Nur ein mächtiger Schrank mit reicher Schnitzerei an der einen Längswand des Zimmers und einige zierliche Porzellangruppen darauf zeugten von früherem Wohlstand.

An dem Fenster rechts saß eine alte Dame, die verwitwete Etatsrätin Bremer, die kleine und schmächtige Gestalt in ein schwarzes Tuchkleid gehüllt, dessen Schnitt der Mode vor zehn Jahren entsprach, das immer noch hübsche, faltenlose Gesicht von einer dunkeln Tüllhaube umrahmt, unter der sich nur an den Schläfen einige graue Locken hervorstahlen. Bei dem Eintritt ihrer Tochter und des Hauptmanns erhob sie sich, zu einem Stock greifend, der mit einer knöchernen Krücke an ihrem Stuhl hing. Die Etatsrätin war seit einigen Jahren auf der rechten Seite fast ganz gelähmt und konnte sich nur mühsam fortbewegen. Ihrer Lebensfrische und ihrem Humor tat das körperliche Leiden aber keinen Eintrag, und auch jetzt blitzte es in ihren Augen fröhlich auf, als sie die Tochter am Arme des stattlichen Offiziers sah.

„'n Tag, Herr Schwiegersohn — 'n Tag!“ rief sie

ihm entgegen. „Soyez le bienvenu!“ Die alte Dame liebte es, in ihre Rede dann und wann einige französische Brocken einfließen zu lassen, eine Erinnerung an die Zeit, in der sie mit ihrem verstorbenen Gatten am Hofe in Kopenhagen gelebt hatte, an die Zeit, die sie stets als die glücklichste ihrer Lebens ansah. „Nun — der Herr Kamerad gut angekommen?“

„Jawohl, Mama! Der Einzug des Berliner Herrn in unser Nestchen ist vollzogene Tatsache — wie es ihm in Tenburg gefallen wird, ist eine andre Sache.“

„Berlin ist's freilich nicht!“ lachte die alte Dame. „Aber die Herren Offiziere können es immer noch am ehesten aushalten. Ihren Arm, Herr Sohn — mein Deern, die Suppe.“

Marie klingelte. Ein dralles Dienstmädchen mit bloßen roten Armen brachte die Terrine herein.

Es war ein ziemlich schweigsames Mahl, das nur die Etatsrätin dann und wann mit ihren lebhaften Bemerkungen unterbrach. Sie fragte nach den Neuigkeiten der Stadt, erwies sich als eifrige Zeitungsleserin und wollte besonders allerlei über Dernstädt wissen.

„Ein Streber mit Eichenlaub und Schwertern. Tüchtig im Dienst, in allen Sätteln gerecht, aber stets nur das liebe Avancement im Auge,“ meinte Franken achselzuckend. „So war er schon auf der Akademie, so wird er geblieben sein.“

Marie sah auf. „Liebenswürdig ist das Bild gerade nicht, das du von deinem Freunde entwirfst,“ sagte sie etwas herbe.

„Freund? Mein Gott, wenn man sich Stuhl an Stuhl durch die drei Nöten der Akademie hindurchgequält hat, bildet sich ein gewisses Band heraus, auch wenn die Charaktere sonst herzlich verschieden sind. Zwischen uns war dieses Band übrigens in der Zwischenzeit ziemlich gelockert, und erst Dernstädts Versetzung, sein Einschub in unser Regiment, hat es wieder einigermaßen angeknüpft. Wir sind sonst herzlich verschieden — der ewig normale Dernstädt und ich. Es ist eben nicht jeden Menschen gegeben, sich überall lieb Kind zu machen.“

„Also ein Normalmensch! Puh — ich habe diese Sorte Männer nie leiden mögen,“ warf die alte Dame ein. „Die Langeweile in Person. Marie, das Glas deines Bräutigams ist leer.“.

Es stand eine Flasche Rotwein auf dem Tisch. Wie immer, wenn Franken bei seiner Schwiegermutter aß, hatte die Etatsrätin ihn aufgefordert, einzuschenken; wie immer, nahm sie nur ein halbes Glas, hatte Marie gänzlich gedankt, er allein trank. Die Frauen wußten, er war vom Kasino her gewohnt, sein Glas Wein zu haben; er sollte es hier nicht entbehren, obschon sie sich selbst aus Sparsamkeit den Wein zu ihrem einfachen Mittagbrot versagten, der auch um seinetwillen auf eine spätere Stunde verlegt war. Franken hatte sich im Lauf der Jahre derart an den Vorgang gewöhnt, der ihn zuerst sehr peinlich berührte, daß er hinnahm, wie etwas Selbstverständliches. Auch als ihm jetzt Marie das Glas wieder füllte, dankte er nur flüchtig und fuhr dann in seiner Auseinandersetzung fort.

„Langweilig ist Dernstädt nun eigentlich doch nicht, Mama, wenigstens wurde er früher als ein angenehmer Gesellschafter überall gesucht und geschätzt, hat auch seinen gewandten Umgangsformen sicher einen Teil seiner glänzenden Karriere zu verdanken. Vor zwei Jahren wurde er sogar zur Begleitung des Prinzen Friedrich auf dessen Orientreise — ihr besinnt euch — kommandiert. Er konnte solch Kommando annehmen, denn er ist wohlhabend, ja reich, wie man sagt. Ich bin überzeugt, er wird auch hier mit einem großen Train einrücken.“

„Ist er denn verheiratet?“ fragte die Etatsrätin.

Franken lachte. „Bewahre, Mama. Junggeselle pur sang. Ich glaube, er würde auch nur ins Ehejoch steigen — Verzeihung, Marie —, wenn ihm die Ehe zu einer neuen Sprosse auf der Avancementsleiter werden könnte. Irgend ein Hofschränzchen oder die Tochter eines kommandierenden Generals — das wäre so sein Fall. Nur nicht sich Unbequemlichkeiten auferlegen —“ Franken trank sein Glas hastig aus und verschluckte die Fortsetzung seiner Rede.

Über das feine Antlitz Mariens war bei den letzten Worten eine flüchtige Röte gehuscht. Aber sie liebte es nicht, die Empfindsame zu spielen, und bezwang sich sofort. Das Mittagessen war auch zu Ende, das Dienstmädchen brachte den Kaffee herein, den Marie mit zierlicher Anmut einschenkte. „Hier, Walter, ich darf dir Zucker eintun. Und bitte — dort ist Feuer.“

Er brannte sich, nachdem er sich wie stets durch eine

kleine Verbeugung der Zustimmung seiner Schwiegermama versichert hatte, eine Zigarette an und lehnte sich in den Stuhl zurück. „Was ich sagen wollte: draußen sah ich die Karte des Herrn Oskar Liebmann, Leutnant der Reserve und Assessor!“ Er zog den Titel ironisch in die Länge. Sie haben wieder vermietet, Mama?“

Die alte Dame rutschte etwas unbehaglich auf ihrem Stuhl. „Marie wollte durchaus —“ meinte sie wie in leichter Verlegenheit. „Die beiden Zimmer standen lange leer —„ sie sah nach der Tochter hinüber.

Marie richtete sich scharf auf: „Warum ein Hehl daraus machen, Mama? Wir können die kleine Einnahme nicht gut entbehren, wir sind sogar auf sie angewiesen. Walter weiß das so gut, wie wir beide. Daß es ihm nicht angenehm ist, wenn wir die Zimmer vermieten, verstehe ich und verarge es ihm keineswegs, zu ändern ist es indessen nicht. Ich war sehr froh, als sich endlich ein Mieter fand.“ Sie sagte das knapp und ruhig, wie etwas Selbstverständliches, an dem nicht zu deuteln ist.

„Ich weiß, ich weiß, Marie, beeilte sich Franken zu bestätigen. „Mir ist auch nur der Mensch, der Liebmann, so fatal. Mußte denn gerade er es sein?“

„Es war für uns sehr willkommen, daß wir überhaupt einen Mieter fanden, Walter. Hätte ich aber geahnt, daß dir gerade der nicht genehm gewesen wäre, so würde ich selbstverständlich davon Abstand genommen haben, ihm die Zimmer zu geben. Obwohl —“

„Obwohl?“

„Obwohl er uns einen höheren Preis zahlt, als alle unsre bisherigen Mieter. Dich nicht ausgenommen!“ setzte sie mit dem Versuch eines Scherzes hinzu.

Franken lachte gezwungen und blies den Rauch seiner Zigarette in blauen Ringeln in die Luft. Er mochte an die Tage denken, in denen er seine Braut kennen gelernt hatte, als er von der Akademie zurückkommend, bei der Etatsrätin die beiden leerstehenden Zimmer mietete — an die Tage, in denen er zu erkennen meinte, daß er nicht ohne Marie leben könne. Es waren nun vier Jahre her. Nein! Vier Jahre und sieben Monate — und über drei Jahre war er verlobt. Er war doch eigentlich ein ausgezeichneter Mensch, daß er das Los Jakobs auf sich nahm, der ja wohl auch um Rahel — oder wie hieß das Judenmädel?“ — solange gefreit hatte. Ein ausgezeichneter Mensch! Und wahrhaftig, er trug es ohne Murren. Er ließ es nie an Zartheit uud Aufmerksamkeit fehlen, er ließ seine Braut nie empfinden, daß er eigentlich doch um ihretwillen recht schwere Tage durchmachte. Das Gefühl der eigenen Vortrefflichkeit stimmte Franken milde, er wandte sich zu Marie und zog ihre Hand an seine Lippen. „Lassen wir den Herrn Leutnant der Reserve und Assessor, meine Maus! Daß du dich von seinen Zimmern gänzlich fernhältst, darum brauche ich dich ja nicht besonders zu bitten. Aber nun zu etwas Wichtigerem: Du kommst heute doch mit nach dem Kasinogarten?“

Sie schüttelte entschieden Kopf. „Ich bitte, entschuldige mich, Walter. Ich möchte zu Hause bleiben.“

„Du willst nicht mitgehen?“ fragte er erstaunt. Und die Etatsrätin setzte ihrerseits hinzu: „Dulden sie das nicht, Herr Schwiegersohn! Dulden sie das nicht! Es ist dem Kinde wirklich notwendig, einmal herauszukommen. Immer mit mir alten Frau zusammen — mein Gott, das muß ja den frischesten Menschen misepetrich machen. Ich hätte es wenigstens in Mariens Alter nicht ausgehalten, das weiß ich bestimmt.“

Das junge Mädchen war aufgestanden, um den Tisch herumgegangen und hatte ihre Arme um den Hals der Mutter geschlungen, „Wie du nur so sprechen kannst, Mama! Als ob du nicht wüßtest, daß ich mich nie wohler fühlte, als bei dir! Aber, Walter — es ist nun einmal meine Art, der ungeschminkten Wahrheit stets den Vorzug zu geben, und du mußt damit schon rechnen: ich fühlte das letzte Mal, als ich mit dir im Kasino war, daß meine Anwesenheit dich bedrückte.“

„Marie!“ rief Franken, und es klang etwas von wahrer Entrüstung aus dem Wort.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Beruhige dich, Walter, meine Worte sollten dich wahrhaftig nicht verletzen, es sollte kein Vorwurf in ihnen liegen. Wahrhaftig nicht! Sieh, Walter, nicht als ob einer deiner Kameraden oder eine der Damen mich nicht respektiert hätten — dazu sind sie sämtlich zu wohlerzogene und zum großen Teil auch zu liebenswürdige Menschen. Sie wissen auch, ebenso wie ich das weiß, daß du es nicht dulden würdest, wenn man mir nicht

mit der vollen Achtung begegnete, die ich als deine Braut beanspruchen darf.

Das wollte ich meinen!" warf Franken ein, der aufgesprungen war, die Hand Mariens von seiner Schulter



abgestreift hatte und mit großen Schritten im Zimmer umherging. „Was dann also?"

„Was dann also?" wiederholte das junge Mädchen

trübe. „Wenig und viel, Walter. Mißverstehe mich nicht: meine Liebe zu dir ist so stark, daß ich die Jahre des Ausharrens, die uns das Geschick auferlegt hat, mit voller Herzensfreudigkeit überwinde, wie, so denke und vertraue ich, auch du. Aber das unbewußte und bewußte Mitleid, das mir aus allen Gesichtern entgegenspricht, das der ewigen Braut, wie man mich ja wohl nennt," — Marie lächelte leise — „gilt und vielleicht noch mehr dem ewigen Bräutigam, das kann ich nicht überwinden. Es ist vielleicht sehr töricht von mir, aber ich fühle, wie du darunter leidest, ohne es gestehen zu wollen —"

„Marie!"

„Doch — doch, Walter! Es wäre auch unnatürlich wenn es anders wäre. Kurz und gut — erlaube, daß ich zu Hause bleibe. Denke übrigens nicht, daß ich die übertrieben Empfindsame spielen und mich ganz von deiner Geselligkeit zurückziehen will. Durchaus nicht! Wenn einer deiner verheirateten Kameraden uns einladet, wirst du mich immer bereit finden, der Einladung Folge zu leisten, insofern es sich nicht um eine große Gesellschaft handelt. Nur diese möchte ich vermeiden, soweit es ohne Aufsehen zu erregen geht."

„Aber, Kind, das ist töricht — weshalb willst du gewaltsam deine Jugend vertrauern aus Gründen, die du dir nur künstlich konstruierst, die durchaus nichtig sind?" Die Etatsrätin hatte sich mühsam an ihrer Krücke erhoben und hinkte zu Franken, der an das Fenster getreten

war und ungeduldig auf einer Scheibe herumtrommelte. „Geben sie nichts auf die törichten Reden, Herr Schwiegersohn. Das sind so überspannte Mädchenideen — weiter nichts.

Franken mußte seine Braut doch besser kennen, als die eigene Mutter die Tochter. „Es ist also wirklich dein fester Entschluß, Marie, nicht mitzugehen?“ wandte er sich um.

„Jawohl, Walter, und ich bitte dich herzlich, sei mir nicht böse!“

Er lachte auf. „Das würde mir deinem Trotzkopf gegenüber wohl auch wenig nutzen. Du wirst aber begreifen, daß ich dann auch auf das kleine Fest verzichte.“

„Das würde ich, nimm es mir nicht übel, unklug und peinlich zu gleicher Zeit finden. Du hast Verpflichtungen, du darfst dich deinen Kameraden nicht entziehen. Für mich findest du leicht eine Entschuldigung — für dich gibt es keine. Ich wünsche unbedingt, daß du das Fest besuchst, ich bitte dich herzlich darum. Sei nicht mürrisch, Walter, ich bin ja doch kein blutjunges Ding mehr, das schmerzlich weint, wenn es um einen Tanz kommt. Ich verliere ja nichts, als höchstens das Vergnügen, einige Stunden länger mit dir zusammen zu sein, und das läßt sich nachholen. Dir aber würde man es verargen, wenn du dich der Geselligkeit entziehen wolltest, mit Recht verargen, und womöglich mir die Schuld zumessen.“ Marie schmiegte sich an ihn. „Ich bitte dich, geh mir zuliebe hin.“

Er ließ sich noch eine Weile zureden, dann willigte er ein. Mit einigen Protesten zwar, aber er sagte doch zu, nach dem Kasino zu gehen — Marie zu liebe! Und er glaubte wirklich, daß dem so sei, und lobte sich, als er die Treppe mit einem Gefühl der Erleichterung hinuntereilte, selbst wegen seiner Nachgiebigkeit. Was hatte er nicht schon alles getan — „Marie zuliebe!“

IV.

Der Kasinogarten war eine Hinterlassenschaft aus der dänischen Zeit, ein Teil des ehemaligen Glacis, und stieß unmittelbar an das für alle Truppenteile der Garnison — ein Regiment Infanterie, einige Schwadronen Husaren und eine Abteilung Artillerie — gemeinsame Kasino.

Der parkartige Garten war ein Gegenstand geheimen Neides für alle benachbarten Garnisonen und ein wenig auch für die Zivilbevölkerung von Tenburg, soweit diese nicht des sehr geschätzten Vorzugs gewürdigt wurde, an der Geselligkeit des Offizierkorps teilnehmen zu dürfen. Nach altem Brauch stand er nicht nur den Offizieren, sondern auch deren Familien stets zur Verfügung, zum geheimen Schmerz der eingefleischten Junggesellen unter jenen, die es halbwegs als einen Eingriff in ihre Kasinorechte betrachteten, daß die Damen, oft sogar mit den Babys, an den Sommernachmittagen gern unter den schattigen Linden Kaffee tranken und sie dadurch zwangen, hübsch mit zugeknöpften Röcken im Garten zu erscheinen, ja womöglich etwas Süßholz zu raspeln. Jedesmal, wenn im Herbst die Kasinodirektion Rechnung ablegte, wurde

von einem der nichtsnutzigen Hagestolze vor der Dechargeerteilung der Antrag eingebracht, die verheirateten Herren mit einem höheren Beitrag zur Instandhaltung des Garten heranzuziehen und jedesmal wurde dieser zarte Protest mit Entrüstung abgewiesen.

Einigemal im Jahre fanden im Kasinogarten kleine Feste statt, zu denen auch die Familien der Zivilbevölkerung, die in den Offizierkreisen verkehrten, aufgefordert wurden. Es ging dabei ziemlich einfach zu. Man versammelte sich um fünf Uhr, trank gemeinsam Kaffee, aß dazu unglaublich viel Kuchen, fuhr dann auf dem unmittelbar an den Garten anstoßenden Wasser Kahn, wozu die Herren von den Husaren es sich nie nehmen ließen, zum Kummer des ortsansässigen Gärtners Korsobouquets in Hamburg zu besorgen. Nach der Rückkehr tanzte die junge Welt auf dem Rasenplatz hinter dem Kasinogebäude, während die älteren Herrschaften in den unteren Räumen ihren Whist „droschen", wobei die Stabsoffiziersdamen regelmäßig, „um einmal nach dem jungen Volk zu sehen", in Wahrheit aber, um auch noch ein Tänzchen zu wagen, einige Rubber überschlugen; schließlich speiste man an kleinen Tischen im Freien bei festlicher Beleuchtung des ganzen Gartens. „Nur kalte Küche!" war strengste Ordre von oben her, und der Sekt war durchaus verpönt, was nicht verhinderte, daß selbst in unmittelbarer Nähe des Regimentskommandeurs nur Schaumwein getrunken wurde. Man war aber so vorsichtig, Wassergläser zu benutzen und die dickbäuchigen

Flaschen unter Entfernung des Staniols und der Etikette „als Moselweinflaschen zu frisieren", wie der offiziöse Ausdruck lautete. Glücklicherweise zog nämlich die Kasinodirektion ihren billigsten „Kutscher" auf Champagnerflaschen ab.

Dernstädt hatte mit den verheirateten Herren gegessen; am Schluß des Mahls war der Oberst erschienen erst im Garten, als die Gesellschaft bereits an den langen, parallel aufgestellten Kaffeetischen saß. Oberst von Wengstein ließ es sich nicht nehmen, den Hauptmann überall selbst vorzustellen. Ziemlich zuletzt kam er zu seiner Gattin, die schon etwas verstimmt, daß der Oberst ihr nicht zuerst den Zuwachs präsentierte, über die Tafel hinweggeschaut hatte. Sie reichte Dernstädt aber mit liebenswürdigem Lächeln die Hand und hieß ihn auch ihrerseits herzlich willkommen.

„Mein Nichtchen kennen sie bereits — wenigstens vom Ansehen. Sie fuhren ja zusammen, nicht wahr? Aber bitte, wollen sie nicht Platz nehmen, Herr von Dernstädt."

Der Hauptmann bemerkte jetzt erst, daß zwischen beiden Damen ein Platz freigehalten war. Er verneigte sich dankend und schob sich ein. Frau von Wengstein hatte bereits die Tasse gefüllt, und Gertrud Kraft rückte geschäftig, aber mit ironischen Lächeln den Kuchenteller, der echt kleinstädtisch überhäuft war, herbei, indem sie ihrem Nachbarn leise zuflüsterte: „Nichts, verraten von den Zigaretten!" Laut setzte sie hinzu: „O Tante, wir haben denn doch nicht den ganzen Weg geschwiegen.



Herr von Dernstädt war so liebenswürdig, mir in Neudorf eine Flasche Selters zu besorgen — ich verschmach-

tete ja vor Durst — und das gab den Anknüpfungspunkt Wir haben uns sogar gut unterhalten — ich wenigstens!"

Die gegenübersitzende Frau des Etatsmäßigen zog die Stirne etwas kraus und fragte ein wenig spitz: „Sie fuhren nicht im Damencoupé, gnädiges Fräulein?", worauf das junge Mädchen lachend versicherte, sie benutzte grundsätzlich diese Einrichtung für alte Jungfern nicht, da man in den Damencoupés nie vor schreienden Kindern und vor nervösen Zuckungen der Mitpassagiere sicher sei, wenn man ein Fenster öffne. Es lag etwas Freies in der Form wie im Inhalt der Äußerung, aber die Worte sprudelten doch auch wieder so drollig aus dem hübschen Munde, daß man den „Wildfang", als den Frau von Wengstein das Nichtchen ja geflissentlich bezeichnete, nicht gram sein konnte. Und sie sah wirklich reizend aus, die kleine Hamburgerin. Dernstädts schönheitsfrohes Auge konnte sich nicht satt sehen an dem feinen Profil mit dem graden, etwas spitzen Näschen, den kirschroten, leicht aufgeworfenen Lippen, den blitzenden dunklen Augen. Gertrud Kraft hatte für das einfache Gartenfest fast zu elegante Toilette gemacht — zu elegant wenigstens für Tenburger Verhältnisse; aber das leichte hellfarbige Seidenkleid ließ die schönen Formen ihrer Gestalt aufs vorteilhafteste hervortreten. Selbst die kurzgehaltene Titusfrisur, so wenig Dernstädt sonst diese jugendmäßige Haartracht liebte, paßte, wie er sich gestehen mußte, zu der pikanten Erscheinung vorzüglich.

Noch ein anderes Augenpaar haftete mit kaum ver-

hehlter Bewunderung auf dem frischen Gesicht der reizenden Hamburgerin. Hauptmann Franken hatte sich einen Platz den Damen schräg gegenüber zu erobern gewußt und verwandte keinen Blick von dem frischen Gesicht der Oberstennichte. Frau von Wengstein hatte ihr lebhaftes Bedauern ausgesprochen, daß Fräulein Bremer nicht erschienen sei — sie sehe, „das liebe Fräulein Braut“ nur allzu selten, und es sei gar nicht recht, daß sich Fräulein Marie so arg rar mache — dann aber war sie kurz zur Tagesordnung übergegangen, und Franken war ihr im stillen dankbar dafür. So sicher er bei sich war, seine Braut noch ebenso zu lieben, wie am ersten Tage seiner Verlobung, als er endlich — nicht ohne schwere Kämpfe — das Jawort Mariens erhalten, so empfand er jede Erinnerung an die „ewige“ Brautzeit doch peinlich. Und es dauerte nicht lange, so hatte er das bescheidene Stübchen der Etatsrätin vergessen und plauderte in der angeregtesten und lustigsten Weise mit Gertrud Kraft.

Franken besaß im höchsten Grade die Gabe des leichten liebenswürdigen Konversationstons, er war ein Causeur ersten Ranges, nie verlegen um ein Scherzwort, um ein Gesprächstema. Den „Schwerenöter“ hatten ihn einst die Kameraden getauft. Das war freilich längst vorbei — vorbei seit vier Jahren, seit er verlobt, seit dann sein Vater gestorben war, und er anstatt eines ansehnlichen Erbteils, wie er es erwartet, eine Hinterlassenschaft vorgefunden, deren Regulierung ihm nicht einmal die bisher erhaltene Zulage beließ.

Ein blutarmer verlobter Offizier — pah! da hörte das Schwerenöterspielen ganz von selbst auf. Man schlug sich durch und wartete, so gut oder so schlecht es ging. Aber besondere Lustigkeit konnte niemand von solch einem armen Manne erwarten.

Und wenn sein Herz noch so reich an Liebe gewesen wäre — es trug sich zu schwer an einer Brautzeit von fast vier Jahren. Und mochte die Braut noch so klug, noch so gut und schön sein, — vier Jahre — in derselben Stadt — mit der Aussicht, daß man noch weitere zwei, drei Jahre warten muß — da verfliegt die gute Laune schließlich, und da bleibt nur das Bewußtsein zurück, daß man eigentlich doch ein kreuzbraver Kerl sei, der sein unter ganz anderen Verhältnissen gegebenes Wort hält — aus Pflichtgefühl — ja — nun auch aus Liebe.

Aber gegen die Liebe und gegen das Pflichtgefühl verstieß es ja nicht, wenn er heute einmal ein wenig aufatmete und ein wenig den alten Schwerenöter wieder lebendig werden ließ. Warum war Marie nicht mitgekommen? Warum ließ sie ihn allein gehen? Und warum hatte das süße kleine Ding da drüben so lustige blitzende Augen und solch rote lachende Lippen! Und dann — es war die Nichte der Oberstin, und Frau Magda rechnete sicher darauf, daß ihr ein wenig der Hof gemacht werde — man hat im Leben Rücksichten zu nehmen, das ist einmal nicht anders. Wenn ich morgen Marie erzähle, wie lustig ich war, wird sie sich freuen, das gute liebe Mädchen — natürlich — sie wird sich freuen.

Die Kaffeestunde war beendet. Magda warf dem Gatten einen kurzen Blick zu, und Magdus gab dem Stabshoboisten ein Zeichen. Die Musiker packten ihre Instrumente zusammen und wanderten der Landungsbrücke zu, um sich in dem größten der Kähne einzuschiffen. Die Frau Oberst erhob sich, unmittelbar nach ihr die ganze Gesellschaft. Gertrud setzte den kleinen Hut — ein duftiges Kunstwerk von Blumen und Spitzen — auf das schwarze Lockengekräusel und eilte den Herren voraus an das Ufer.

Unter den Kähnen war auch ein kleines schmales Rennboot, scharf gebaut, nur für drei, vier Personen Platz gewährend. Sie hatte das winzige Fahrzeug sofort mit sicherem Blick herausgefunden.

„Dort den Seelenverkäufer, Herr von Dernstädt — Herr von Franken! Sehen sie doch zu, daß sie uns das Boot sichern! Ich weiß gut mit den Riemen Bescheid, man kennt mich an der Außenalster.“

Der Angriff einiger Husarenleutnants, die ebenfalls das schnelle Boot ins Auge gefaßt hatten, wurde erfolgreich abgeschlagen. Franken nahm das Steuer, Dernstädt griff zu den Riemen, und sofort hatte auch Gertrud die grauen, vielknöpfigen Handschuhe abgestreift, sie achtlos beiseite geworfen und nach dem zweiten Paar Ruder gegriffen. „Vorwärts Messieurs! Wir wollen versuchen, aus dem großen Haufen freizukommen.“ Und sie legte sich, die Ruder mit sicherer Hand regierend, in die Riemen. Pfeilschnell schoß das Boot dahin.

Es war eine Lust, die gleichmäßigen Bewegungen

der Hamburgerin zu beobachten. Sie hatte nicht zuviel gesagt, sie war wirklich eine gute Partnerin, handhabte die Ruder gleich einer bewährten Sportslady, ruhig, ohne Überhastung mit sichtbarer Freude an der Sache selbst. Ein oder zwei Boote mit jungen Herren versuchten den improvisierten Kampf aufzunehmen, blieben aber schon nach wenigen Minuten zurück. Im weiten Bogen das Fahrzeug mit der Musik umfahrend, glitt das Boot in das breite Außenwasser.

„Hipp — hipp — hurra!“ klang es freudig von den frischen Mädchenlippen. „Und nun stopp, meine Herren! Wir wollen die Schnecken herankommen lassen.“ Damit hatte sie schon die Riemen eingezogen und kreuzte die Arme über der Brust. Sie sah reizend aus mit den leicht geröteten Wangen und den vor Übermut blitzenden Augen.

„Meine Hochachtung, gnädiges Fräulein!“ rief Franken. „Das macht ihnen hier keine Dame nach und kaum einer unsrer Herren — vielleicht Dernstädt dort ausgenommen, der ja in allen Sätteln gerecht ist und, wie ich eben bemerkte, auch die Riemen mit Meisterschaft führt.“

„Aber keineswegs so kunstgerecht, wie das gnädige Fräulein“, ergänzte Dernstädt. „Ich bin mehr Naturruderer, wie ich's in meiner Jugend von den Schiffern auf Rügen gelernt habe.“

Gertrud blickte scharf zu dem Hauptmann hinüber, der leicht pätschelnd das Boot in langsamer Bewegung erhielt. „Also in allen Sätteln gerecht?! sagte sie

ein wenig spöttelnd. „Hoffentlich vor allem auf dem Pferderücken selbst, Herr von Dernstädt. Sie müssen wissen, ich bin eine leidenschaftliche Reiterin, wenn für mich auch in Sachen des Reitsports das zutrifft, was sie soeben in berührender Bescheidenheit von sich sagten. Ich habe das Reiten in Mexiko gelernt und kann mich noch immer nicht recht an die Finessen der europäischen Schule gewöhnen."

„In Mexiko?" fragte Franken erstaunt.

„Jawohl, in Mexiko. Wissen sie denn nicht, daß meine Mama eine Mexikanerin war? Papa lebte bis vor drei Jahren in Tampiko, einem greulichen Nest, kann ich Sie versichern. Tenburg ist ohne Zweifel ein Eldorado dagegen." Sie lachte herzlich. „Sie müssen schon damit rechnen, daß ich einige mexikanische Jugendtorheiten noch nicht abgestreift habe trotz der Genfer Pension und aller schönen Ermahnungen meiner lieben deutschen Angehörigen. Ich bitte jedweden im Voraus um Vergebung — ich bin nämlich von Natur keineswegs bösartig — wahrhaftig nicht, Herr von Dernstädt, sehen sie mich doch nicht so strenge an! — Und es tut mir stets aufrichtig leid, wenn ich armes unkultiviertes Wurm Anstoß errege.". Und wieder klang ihr silberhelles Lachen, etwas überlaut für die gesellschaftlichen Begriffe von Tenburg jedenfalls aber in berückender Liebenswürdigkeit.

Die übrigen Boote waren herangekommen, Gertrud ließ sie vorüberpassieren, einen Flor von Blumen einheimsend und griff dann wieder zu den Riemen. „Nun

wollen wir aber Ernst machen, meine Herren. Sehen sie die Lücke — gerade zwischen dem Strohhut von Tante Magda und den knallroten Rosen auf dem würdigen Haupt der Frau von Kersten — mein Gott, welch haarsträubendes Ungestüm, der Hut nämlich! — dort müssen wir hindurch. Vorwärts meine Herren!"

Und wieder flog das Boot an den andern Fahrzeugen vorüber und wieder überschütteten die Offiziere das ‚höllisch schneidige Mädel' mit Blumen. Sie achtete gar nicht darauf, höchstens daß sie dann und wann mit mit einem leichten Neigen des Kopfes dankte. „Tag, Onkel!" nickte sie nach dem Fahrzeug, in dem der Oberst Platz genommen hatte, hinüber. „Famoser Mann, Onkel Wengstein — was, meine Herren? Steht nur ein bischen unter dem Pantöffelchen," lachte sie nach rückwärts ihren Partnern zu. „Tag, Tante Magda — und adieu! Ihr seid uns zu langsam."

„Aber Kind, erhitze dich doch nicht so übermäßig!" rief Frau von Wengstein der Vorüberfahrenden zu. Gertrud schüttelte den Kopf. „Keine Gefahr, Tante, das ist Übungssache!" In der Tat atmete das junge Mädchen so ruhig, als spiele sie mit den Rudern.

Es war nur noch ein Boot vor dem ihren. Die hübsche Frau von Selden von den Husaren befand sich darin unter dem Schutz einiger Leutnants, die diesmal den Kampf nicht so leicht aufgeben wollten. Frau von Selden hatte ihr kleines achtjähriges Töchterchen mit in den Kahn genommen, und das blondlockige Kind jubelte und frohlockte über das unbekannte Vergnügen, daß die Mama ihre liebe Not hatte.

Jetzt waren die beiden Boote nur noch wenige Meter voneinander entfernt — „Einen Strich Backbord, Herr Franken!“ rief Gertrud rückwärts.

In dem gleichen Augenblicke schrie sie laut auf: „Das Kind — das Kind —!“

Es war zu spät. Die Kleine hatte sich, den Moment benutzend, in dem sich das Interesse der Mama dem nachfolgenden Boot völlig zuwendete, zu weit über Bord gebeugt — sie verlor das Gleichgewicht und stürzte in das Wasser.

Schon hatte aber auch Gertrud die Riemen weit fortgeschleudert, und ehe noch einer der Offiziere Hilfe bringen konnte, war sie dem Kinde nachgesprungen. Fast gleichzeitig sprangen Dernstädt und Franken über Bord, und auch von dem andren Kahn folgten zwei Offiziere dem Beispiel, während die arme Mutter nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, ein Gleiches zu tun. Auf den nachfolgenden Booten erhob sich ein gewaltiger Tumult — man hatte den Unfall sehr wohl bemerkt.

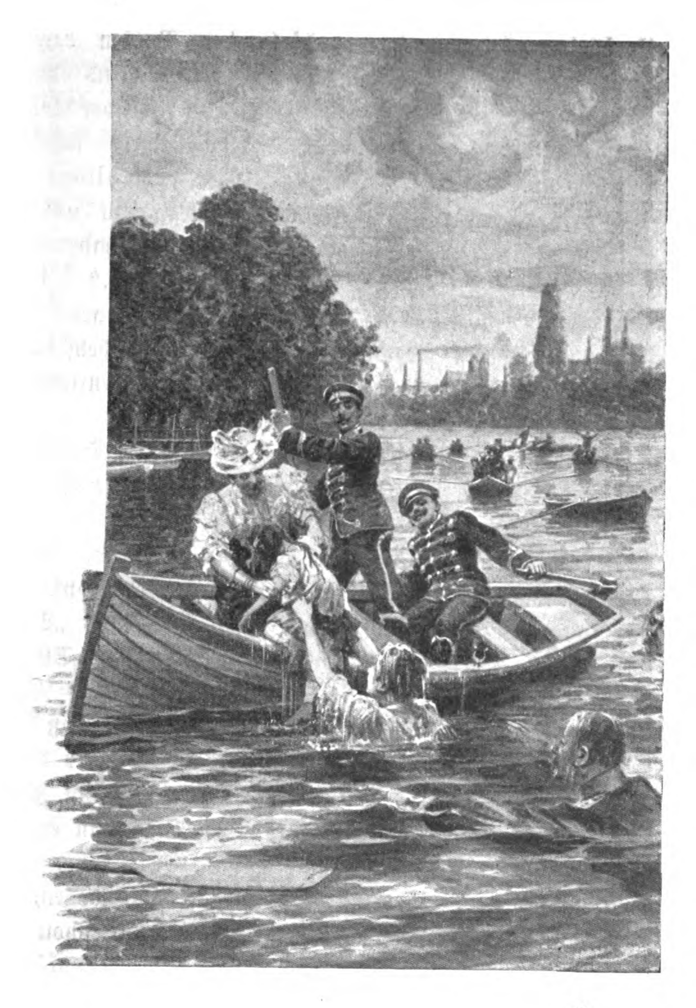
Aber war's denn wirklich ein ernstlicher Unfall? Da tauchte Gertrud, den schwarzen Kopf schüttelnd, daß die Wassertropfen umhersprüheten, schon wieder auf, das kleine Mädchen im Arm. „Ich habe sie, gnädige Frau — frisch und wohlbehalten — nur eben ein bißchen naß, wie's die Verhältnisse mit sich bringen,“ rief sie und hielt das Kind in einem Arm hoch, mit dem andren sich geschickt über Wasser haltend. „Hierher, Herr von Dernstädt! Bitte helfen Sie mir die Kleine emporheben — sie wird mir doch etwas zu schwer.“

Mit einem einzigen Schwimmstoß war der Hauptmann an ihrer Seite und sah ihr in das vor innerster Freude glühende Gesicht. Er half das weinende Kind zu der Mutter hinüberheben, die in ihrer Erregung gar kein Wort des Dankes finden konnte. Dann wollte er auch Gertrud behilflich sein, in den Kahn zu steigen — der eigene trieb ja herrenlos in einiger Entfernung. Auch Franken und die übrigen Offiziere waren dicht neben der Retterin.

Gertrud maß mit einem flüchtigen Lächeln den Bord des Kahnes — die Kletterpartie schien keinen sonderlichen Reiz für sie zu haben. Sie nickte den Herren vergnügt zu: „Ich glaube, wir kommen alle am schnellsten zu trockenen Kleidern, wenn wir direkt zum Ufer schwimmen."

Damit wandte sie sich schon, um dem Entschluß die Tat folgen zu lassen.

Es war nicht weit vom Ufer, kaum fünfzig Meter. Aber für eine Dame in völliger Toilette war's doch nicht ganz ungefährlich, selbst für eine so vorzügliche Schwimmerin, wie Gertrud Kraft zu sein schien. Franken und Dernstädt blieben daher unmittelbar neben ihr, bereit, sofort zuzugreifen, wenn es nötig werden sollte. Schon nach wenigen Stößen sahen sie jedoch, daß sie eher noch mit sich selbst zu tun haben würden, als ihrer Dame Hilfe zu leisten. Gertrud schwamm so sicher, als ob das Wasser ihr Element sei, und als ob sie anstatt einer Gesellschaftstoilette ein leichtes Badekostüm anhabe. Ja, sie fand noch Muße, allerhand kleine Kapriolen auszuführen, tauchte plötzlich unter, wie um ihre Begleiter zu er-



schrecken, und kam erst zehn Schritte weiter wieder zum Vorschein, als von den nachfolgenden Booten bereits neue helle Schreckensschreie herübertönten. Und dann stieg sie ans Ufer, raffte die triefenden Kleider kokett zusammen, daß die kleinen Halbstiefelchen sichtbar wurden, und rief den Herren zu: „Nun aber allons — wer bringt mich auf dem kürzesten Wege zu unserer Wohnung! So hübsch das Bad war, ich habe doch einiges Verlangen nach trockenen Gewändern.“ Und ohne die Zurufe aus den sich zum Anlegen anschickenden Booten abzuwarten, eilte sie auf dem mutmaßlichen Weg der glücklicherweise nicht weit entfernten Wohnung zu.

Dernstädt war der erste an ihrer Seite. „Das war ein braves Stück, gnädiges Fräulein,“ sagte er ernst, ihr die Hand hinstreckend.

Sie legte ohne Bedenken die Rechte in die seine, aber sie schüttelte zugleich den dunklen Krauskopf, in dem die Wassertropfen immer noch perlten. „Was meinen sie, Herr von Dernstädt? Ein braves Stück? Aber ich bitte sie — ich schwimme ja wie ein Fisch — da ist's doch gar nicht der Rede wert, daß ich rein impulsiv dem Kinde nachsprang. Was war denn dabei? Ihr habt ja nicht einmal Haifische in dem guten Flüßchen.“ Und als Franken sich dann in etwas überschwänglicher Weise äußerte, lachte sie ihm ins Gesicht. „Wenn sie mir einen Gefallen tun wollen, so lassen sie die Geschichte ruhen. Mir graut schon so wie so vor dem Gerede, das ich noch werde anhören

müssen, und das einzige, was ich bedauere, ist unsre unterbrochene, so hübsch begonnene Wasserpartie. Ah — da sind wir ja schon. Adieu, meine Herren, und auf Wiedersehen nachher im Kasino. Hoffentlich sind sie auch dort in allen Sätteln gerecht, Herr von Dernstädt — ich verspreche ihnen zum Lohn für ihre Ritterdienste eine Extratour!"

Damit huschte sie, einen breiten Wasserstreifen auf den Stufen hinter sich lassend, die Treppe hinauf.

Franken sah ihr nach, bis der letzte Zipfel ihres Kleides an der obersten Treppenstufe verschwunden war. „Eine verdammt schneidige kleine Person! Und hat das Herz auf dem rechten Fleck!" wandte er sich dann an Dernstädt, der schweigend neben ihm stand und auch jetzt nur kurz nickte: „Wir wollen nach Hause gehen und uns umziehen — das ist das gescheiteste, was wir tun können."

Als die beiden eine Stunde später wieder im Kasino erschienen, drehte sich die junge Welt, von den Kapitänen und ihren Ehehälften abwärts, bereits im Tanz. Auch Gertrud Kraft war schon mitten unter den Tänzerinnen, frisch wie eine Rose und lustig wie eine kleine tolle Hexe. Tante Magda hatte ihr ernstliche Vorhaltungen über ihren sträflichen Leichtsinn machen wollen, und Onkel Magdus hatte als getreues Echo seiner Gebieterin einiges von der Verantwortlichkeit, die auf ihnen laste, gesprochen — sie hatte beide ausgelacht, und beide hatten, im innersten Stolz auf ihr Nichtchen, sie herzlich abgeküßt: wie einer der

Leutnants Franken berichtete, hatte Magdus das sogar mit augenscheinlichen, ganz besonderen Wohlgefallen getan, was ihm ja nicht zu verdenken sei. In den Kreisen der jüngeren Festteilnehmerinnen und aller Herren herrschte eitel Lob über die „Heldin des Tages" unter den älteren Damen waren die Anschauungen etwas geteilt. Frau Oberstleutnant von Kersten murmelte etwas von extravagantem Wesen, und die Gattin des Oberstabsarztes meinte, es hätte ja an Herren, die bei der Rettung zur Hand gewesen, nicht gefehlt — da sei der Sprung ins Wasser seitens der Hamburgerin mindestens überflüssig gewesen. Als dann aber Frau von Wengstein sich mit den beiden Damen zum Rubber setzte, waren sie doch voll Anerkennung über die kühne Tat, die wie die Etatsmäßige etwas spitz hinzuzusetzen freilich nicht unterlassen konnte, jedenfalls morgen im Tenburger Tageblatt ihre Würdigung finden würde.

Franken, der sonst in Abwesenheit seiner Braut nie tanzte, holte sich zuerst seine Extratour. Er war ein vorzüglicher Tänzer, und als sie nach den Klängen eines Straußschen Walzers durch den Saal flogen, beide sich der Freude am Tanz mit voller Seele hingebend, fesselten sie unwillkürlich die allgemeine Aufmerksamkeit.

„Nun ist's aber genug!" flüsterte Gertrud, nachdem sie den geräumigen Saal zum drittenmal durchmessen hatten. „Ich möchte überhaupt ein wenig pausieren —"

„Dann führe ich sie in das Nebenzimmer gnädigstes, Fräulein —"

Sie nickte Gewährung. Als sie aber zur Türe

hinausschritten, sah sie Dernstädt und winkte ihn, mit dem Fächer drohend, zu sich heran. „Sie scheinen wenig Begier nach der zugesagten Tour zu haben, Herr von Dernstädt!“ sagte sie lächelnd.

„Gnädiges Fräulein waren bisher derart umlagert —“

„Das ist eine Ausrede, aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Kommen sie mit uns — ich möchte den nächsten Tanz überspringen und ein wenig plaudern.“

Das Nebenzimmer — das Bibliothekszimmer des Kasinos — war leer. Die Musik drang nur gedämpft herüber, durch die zweite geöffnete Tür hörte man die älteren Herrschaften ihre Berechnung beim Whist machen.

Gertrud warf sich in die Sofaecke, machte es sich nach ihrer Art darin bequem, indem sie sich wie eine kleine geschmeidige Katze zusammenduckte — und gähnte plötzlich ihre beiden Herren an. Es sah reizend aus, aber es war totzdem ein richtiges, veritables Gähnen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie dann, nachträglich den Fächer hochhebend. „Auch eine mexikanische Unart, wenn sie wollen. Ich kann aus meinem Herzen nun einmal keine Mördergrube machen — ich langweile mich furchtbar.“

Franken lachte, und Dernstädt meinte trocken: „Nicht gerade sehr schmeichelhaft für uns beide.“

„Machen Sie sich um Gottes willen nichts daraus. Es ist auch nicht bös gemeint von mir,“ entgegnete sie eifrig. „Wenn man wenigstens eine heimliche Zigarette rauchen könnte —“

„Darf ich mir erlauben —“ Franken hatte bereits sein Etui zur Hand. Sie warf einen kurzen Blick auf die Tür des Nebenzimmers und nahm dann eine Papyros. Franken holte vom Nebentisch Feuer. „Danke! Ah —



eine Kyriazi! Nicht schlecht, obwohl ich die Havannazigaretten eigentlich vorziehe. Aber bitte, Herr von Dernstädt, machen Sie nicht solch ernstes Gesicht — 'grad so ernst, wie heute morgen im Coupé, als ich Sie um Feuer bat. Ist's denn wirklich ein Verbrechen, wenn eine junge Dame raucht?"

„Ich habe meine Mutter nie rauchen sehen," entgegnete Dernstädt ausweichend.

„Wahrscheinlich hat Ihre verehrte Frau Mama auch nie die drückende Last der Langeweile empfunden, gegen die ich die Zigarette als einzig wirksames Mittel erprobt habe." Sie blies einen kunstvollen Ring in die Luft.

„Ganz richtig, gnädiges Fräulein, denn meine gute Mama hat die Zeit ihres Lebens soviel zu tun gehabt, daß ihr zur Langeweile sicher nie Zeit blieb. Ich erinnere mich nicht, meine Mutter müßig gesehen zu haben."

Gertrud streckte die feingeformten und doch kräftigen Arme wie ihre Leistungsfähigkeit erprobend, aus. „Das ist beneidenswert. Im Ernst — das ist es! Aber ich bitte Sie — wir armen Mädchen von heute, wir Großstädterinnen wenigstens — was bleibt uns denn zu tun? Gesellschaften — Toilette — Theater, übrigens auch ein zweifelhafter Genuß — essen, was andere gekocht, mit Anstand zuhören, wenn das fadeste Zeug gesprochen wird — na, es ist wirklich kein Wunder, wenn man auf dumme Gedanken kommt.

„Als ich vorhin die Ehre hatte, mit Ihnen zu

tanzen, hätte ich nicht gedacht, daß die Langeweile im unmittelbarsten Anrücken sei," warf Franken etwas pikiert ein.

„War's auch nicht! Bei mir ist alles spontan, Vergnügen und Langeweile können unvermittelt aufeinander folgen. Höchstens der Sport hält mich fest — ein Weilchen wenigstens. Und wenn Sie wollen, die Lust, meine Umgebung ein wenig zu tyrannisieren. Mein lieber Papa kann ein Liedchen davon singen — warum hat er mich so verwöhnt! Es ist ja schrecklich, wenn einem zeitlebens, von den Babyschuhen an, alles zu Willen geschieht. Und wenn es dann immer heißt: ‚Gott, wie reizend das lustige Ding ist!', möchte man davonlaufen."

„Ich glaube gnädiges Fräulein, Sie machen sich den kleiuen Sport, sich im ungünstigen Lichte zeigen zu wollen, um uns dann vom Gegenteil zu überführen. Ich wenigstens kann Sie im Augenblick nicht ernst nehmen," sagte Dernstädt. „Oder aber —"

„Oder aber —"

„Oder aber Sie spielen selbst eine kleine Komödie vor. Im Grunde sind Sie ohne jeden Zweifel eine glücklich angelegte, heitere Natur, der es nur an Gelegenheit, sich irgendwie zu betätigen, fehlt."

Sie sah ihn an mit halbverschleierten Augen. „Meinen Sie —?" Und dann sprang sie plötzlich auf und warf die Zigarette in die Aschenschale. „Gleichviel — was tut es, wie Sie heute über mich denken — morgen oder übermorgen ist's ja doch anders. Ihren Arm, Herr von Dernstädt. Den Galopp kann ich nicht widerstehen."

V.

Dernstädt hatte seine Kompagnie übernommen und war eifrig im Dienst. Er fand doch nicht alles so vortrefflich in seinem kleinen Reich, wie es ihm der Regimentsadjutant geschildert hatte — nicht so vortrefflich wenigstens nach seinem Sinne. Die Kompagnie war freilich äußerst musterhaft in Ordnung, das Unteroffizierkorps, die Mannschaften wie auf Draht gezogen. Als er aber das Strafbuch durchblätterte, fiel ihm die Menge der von seinem Vorgänger verhängten Strafen auf, und er sah auch aus den Revisionsbemerkungen der Vorgesetzten, daß diese Tatsachen nicht ganz unbemerkt geblieben war, obschon man in Anbetracht der guten Erfolge keinen allzu schweren Vorwurf daraus formuliert hatte. Freilich der Oberst hatte auch so ein Wörtchen fallen iassen: „Major Kermann sei ein sehr scharfer Herr gewefeu.“ Aber der gute Herr von Wengstein machte andrerseits einen etwas weichen Eindruck, und der Bataillonskommandeur, Major Keller, hatte ausdrücklich betont: „Sie sind lange aus der Front gewesen, Herr Hauptmann — ich kann Ihnen nur raten,

die bewährten Wege Ihres Herrn Vorgängers weiter zu wandeln."

Dernstädt gehörte zu den Männern, die jeder Sache gern auf den Grund gehen, aber nichts übereilen. Er sah sich die Leute, die sein Vorgänger auf dem Kerbholz zu haben schien, genau an. Es waren allerdings einige rabbiate Burschen darunter, Kerle, die bereits eine Anzahl häßlicher Vorstrafen aus ihrem bürgerlichen Leben mit hinübergebracht hatten; andere wieder waren augenscheinlich Windhunde, denen man scharf auf die Finger sehen mußte, leichtsinnige, aber nicht schlechte Gesellen; bei einer dritten Kategorie setzte Dernstädt sein Urteil aus. Sie machte ihm — nicht etwa im wörtlichen Sinne, aber in der übertragenen Bedeutung — einen etwas verprügelten Eindruck. Unter diesen Leuteu befand sich auch ein jüngerer Unteroffizier, Berger mit Namen, der vor etwa einem halben Jahre zweimal kurz hintereinander wegen Ausbleibens über den Zapfenstreich bestraft worden war; ein fixes Kerlchen sonst, der dem Hauptmann schon bei der ersten Felddienstübung durch seine Anstelligkeit aufgefallen war, dem aber die Kündigung der Kapitulation bevorstand, und der wohl deshalb etwas kopfhängerisch in die Welt blickte.

Dernstädt sprach mit dem Premierleutnant, zu dessen Zuge Unteroffizier Berger gehörte, und Leutnant von Munk stellte dem Manne im allgemeinen ein recht gutes Zeugnis aus. Weniger günstig äußerte sich der Feldwebel. Berger sei vor der Kapitulation einer der

tüchtigsten Gefreiten gewesen, habe sich aber dann, sobald er die Tressen gehabt, vernachlässigt — er habe eine Liebschaft unten am Wasser mit einer Schiffertochter, die ihm den Kopf verdrehe. Über seine Korporalschafsführung ließe sich nicht gerade Schlechtes sagen, aber auch nichts besonders Gutes. Der Feldwebel war augenscheinlich ein kluger Mann, der es seinem Hauptmann überlassen wollte, sich selbst ein Urteil zu bilden. Sonderliches Wohlwollen sprach nicht aus seinen Worten.

Als die Kompagnie zur nächsten Übung ausrückte, rief Dernstädt den Unteroffizier Berger zu sich heran und ließ sein Pferd langsamer treten, so daß er mit jenem etwas hinter den letzten Sektionen zurückblieb.

„Ich habe aus dem Strafbuch ersehen, daß Sie zweimal über Urlaub geblieben sind, Unteroffizier Berger," begann er. „Wie ich darüber denke, können Sie sich selbst sagen. Als Unteroffizier sollen Sie den Leuten ein gutes Vorbild geben — da ist ein derartiges Vergehen doppelt unentschuldbar. Wo waren Sie an den beiden Abenden?"

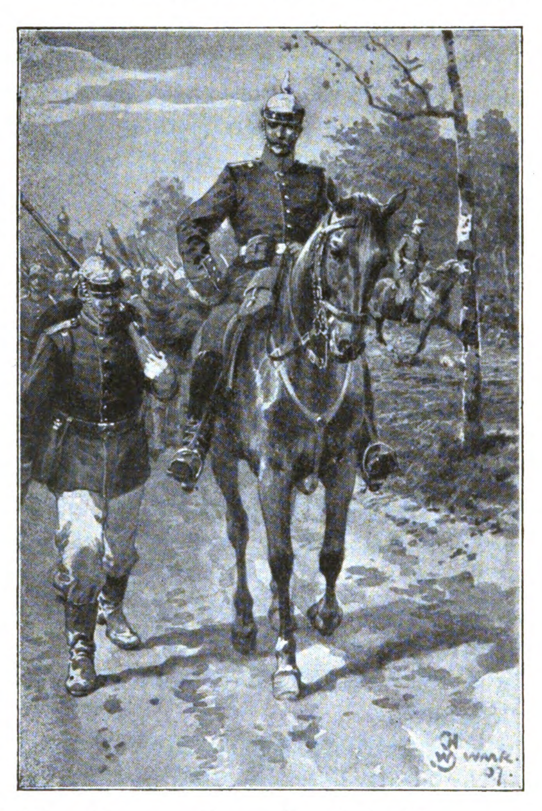
„Bei meiner Braut, Herr Hauptmann." Es kam sehr kleinlaut heraus.

„Wie heißt Ihre Braut? Orientieren Sie mich über deren Verhältnisse."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Anna Schneider heißt sie und ist die Tochter des Schiffers Schneider. Der Vater ist seit zwei Jahren tot, die Mutter hat mit der Tochter eine kleine Wäscherei. Es geht ihnen schlecht.

Ehrlich und anständig sind sie aber, Herr Hauptmann," setzte er eifrig hinzu.

„Es wirft kein sonderlich gutes Licht auf Mutter und Tochter, daß Sie um des Mädchens willen einmal um zwanzig Minuten und drei Tage später gar um fast eine Stunde zu spät in die Kaserne zurückkehrten, Unteroffizier Berger. Waren Sie mit



Ihrer Braut auf dem Tanzboden?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Nun — also? Ich will reinen Wein eingeschenkt haben."

Berger hob den Kopf ein wenig. „Meine Braut wurde am ersten Abend, als ich zu spät kam, krank. Ich hatte eine Urlaubskarte bis Mitternacht, aber ich konnte den Doktor nicht finden und verspäkete mich."

„Und das zweite Mal?"

„Der Herr Hauptmann hatten mich mit drei Tagen Arrest bestraft. Als ich herauskam, fand ich Nachricht vor, daß Anna — daß meine Braut noch kränker geworden sei. Ich bat um eine Urlaubskarte bis zur Reveille. Weil meine Schwiegermutter doch ganz allein auf der Welt steht und sich niemand um die beiden kümmert, wollte ich etwas nach dem Rechten sehen. Aber weil ich bestraft war, erhielt ich keinen Urlaub. Und wie ich nun nach dem Dienst zu der Mutter herauskam, fand ich meine Braut sehr krank — und da — da hab' ich mich zum zweitenmal verspätet, Herr Hauptmann." Der Mann brachte den Satz nicht ganz glatt heraus — er schluckte an den Worten, aber sie trugen doch den Stempel der Wahrheit.

„Das war Ihre Schuld, Unteroffizier Berger. Sie kennen die Entfernung zwischen der Wohnung Ihrer Braut und der Kaserne gewiß ganz genau und mußten sich darnach richten."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Dernstädt sah dem Manne noch einmal scharf ins Gesicht. Er hatte hübsche, offene Züge und ruhige blaue Augen. „Lassen Sie sichs eine Warnung sein. Ich

werde ein aufmerksames Auge auf Sie haben und mich auch nach den Verhältnissen Ihrer Braut erkundigen, denn ich will, daß meine Unteroffiziere sich auch außerdienstlich nur mit Personen abgeben, die ihrem Stande keine Schande machen. — Sie können eintreten, Unteroffizier Berger."

Berger wollte im Laufschritt der Kompagnie nacheilen, da hielt ihn plötzlich der Anruf des Hauptmanns zurück. „Ist Ihre Braut jetzt wieder gesund?" fragte Dernstädt wohlwollend.

Einen Augenblick starrte der Mann den Offizier an, als verstehe er ihn nicht ganz, als könne er es nicht recht fassen, worauf die Äußerung rein menschlicher Teilnahme des Vorgesetzten hinaus wolle. Dann leuchtete es in seinen Augen auf. „Zu Befehl, Herr Hauptmann — es geht wenigstens besser. Der Doktor meint, die Gefahr sei vorüber, sie soll sich aber noch sehr schonen."

„Es ist gut, Berger! Treten Sie ein."

Die Sache ging Dernstädt im Kopfe herum. Sein Vorgänger war keineswegs ungerecht und nicht einma besonders streng verfahren, trotzdem regte sich ein gewisses Mitgefühl in des Hauptmanns Brust. Er hatte die Empfindung, daß der Major das Jedividuelle des Falles nicht genügend berücksichtigt habe, und er neigte dazu, gerade die Berücksichtigung der Eigenart jedes Einzelfalles für die Grundlage einer gedeihlichen Handhabung der Disziplinarstrafgewalt anzusehen. Aber dazu gehörte doch, überlegte er weiter, daß er sich über die Verhältnisse der Braut des Unteroffiziers wirklich genauer

informierte — das mußte unbedingt geschehen, ehe er zu einem abschließenden Urteil gelangen konnte.

In den nächsten Tagen kam Dernstädt nicht dazu, seinen Vorsatz auszuführen. Der Dienst stellte mannigfache Anforderungen, die knappen Freistunden wurden durch die Besuche bei den Kameraden und bei den Honoratioren der Stadt — auf dem Regimentsbureau lag die Liste aus — reichlich ausgefüllt.

Der erste Besuch galt selbstverständlich der Familie des Obersten. Dernstädt mußte einige Zeit im Salon der gnädigen Frau warten, ehe die Damen erschienen. Das Zimmer machte mit seinen stark abgenutzten Plüschmöbeln und den hundert kleinen Nippsachen auf den zahlreichen Konsolbrettchen einen etwas künstlich aufgeputzten Eindruck, man sah ihm an, daß der Oberst nicht gerade in einer glänzenden Assiette war. Jedes Stück war augenscheinlich sorgfältig konserviert, das meiste stammte vielleicht noch aus der Ausstattung Frau von Wengsteins, und nur das eine oder andre war im Lauf der Jahre dazu erworben, um das Ganze etwas reicher oder doch ansehnlicher zu gestalten.

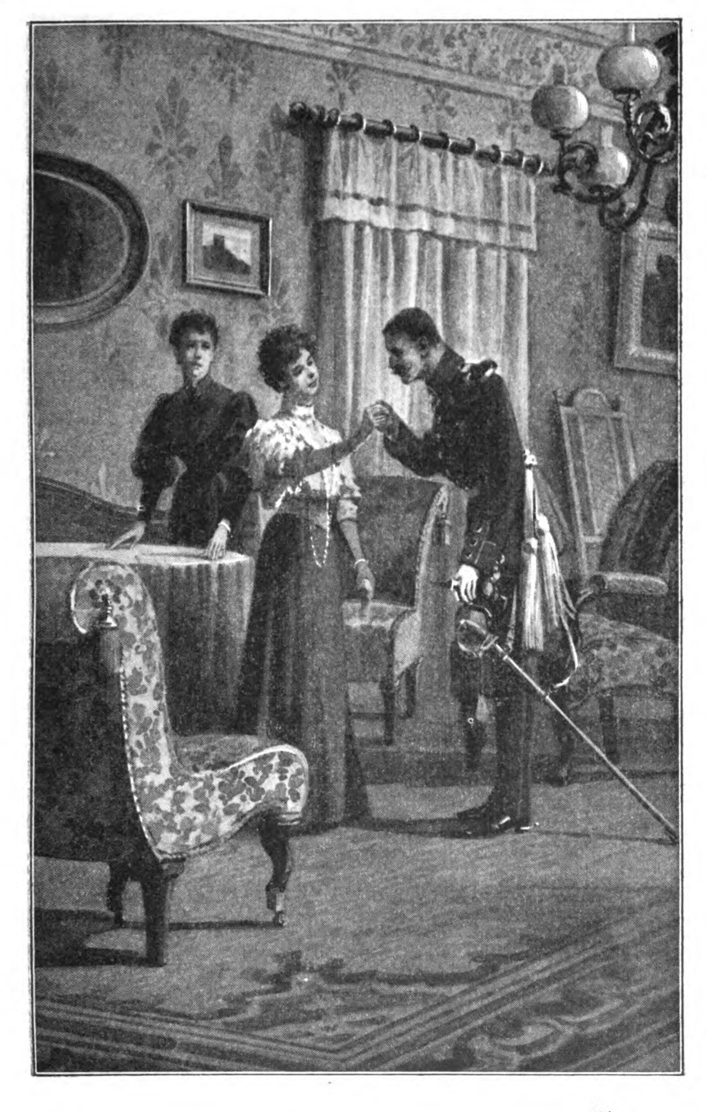
Endlich rauschte Frau von Wengstein herein, unmittelbar gefolgt von Gertrud. Die gnädige Frau nahm auf dem Sofa Platz, das junge Mädchen lehnte sich in einen der Lehnstühle, die Füße weit vorgestreckt, so daß die zierlichen Hausschuhe sichtbar wurden und noch ein winziges Stück von den blauseidenen Strümpfen. Das rundliche Kinn stützte Gertrud in die Rechte. Dernstädt

bemerkte jetzt erst, welch auffallend kleine Hand die Hamburgerin hatte, eine wahre Kinderhand.

Das Gespräch drehte sich zunächst um die üblichen Fragen, wie der Herr Hauptmann sich in Tenburg gefalle, wo er gemietet habe, ob er sich schon einzuleben anfange. Frau von Wengstein führte die Unterhaltung fast allein mit der Sicherheit vielfacher Übung in solchen und ähnlichen Fällen. Dernstädt konnte sich auf das Antworten beschränken, und Gertrud hörte zu — oder war mit ihren Gedanken anderswo. Sie schaute sichtbar gelangweilt über den Tisch hin zum Fenster hinaus, als sie plötzlich und unvermittelt lebhaft fragte: „Sind Ihre Pferde schon hier, Herr von Dernstädt? Und wann reiten wir das erste Mal? Onkels Stella wird für mich ganz gut passen, und Sattelzeug habe ich mir aus Hamburg schon kommen lassen.“

„Ich stehe täglich, wenn es der Dienst erlaubt, zur Verfügung, gnädiges Fräulein.“

Sie lachte übermütig. „Der Dienst — immer der leidige Dienst. Onkel hat Dienst, Herr von Wellner hat Dienst, nun kommen Sie mir auch mit dem häßlichen Wort, das ebenso schlimm ist, wie Papas ‚Kind, ich muß auf das Kontor!‘ — Aber ich lasse Sie nicht los. Verabreden wir gleich einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde. So steh mir doch bei, Tantchen —.“ Sie trommelte, als Dernstädt nicht gleich disponieren zu können meinte und das Tantchen zögerte, wohl im Zweifel, ob sie Trudchen mit dem Hauptmann allein ausreiten lassen dürfe, ungeduldig mit den Füßen, wie ein launisches



Kind, und verzog gleich einem solchen das Mäulchen zu einem artig-unartigen Schmollen. Die Szene fing an, ein wenig peinlich zu werden, dann aber warf Gertrud plötzlich die Lippen auf: „Pah — im Grunde liegt mir gar nicht so viel an unserem gemeinsamen Ritt. Sie würden mit mir doch unzufrieden sein, Herr von Dernstädt, ewig Ihren Gaul schonen wollen, sich womöglich gar um mich ängstigen oder das doch vorgeben — ich werde lieber mit Onkels Burschen hinter mir die Umgegend unsicher machen."

Dernstädt wußte nicht recht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Schließlich überwog das letztere. Er sagte trocken: „Ganz wie Sie befehlen, gnädigstes Fräulein!" und erhob sich, Frau von Wengstein die Hand küssend. Als er sich dann formell vor Gertrud verbeugte, lachte sie ihn wieder an und streckte ihm ihrerseits die Rechte hin. „Den Handkuß schenke ich Ihnen, aber die Hand müssen Sie mir doch geben, und wenn Tantchen auch noch so böse dreinsieht. So — und nun tragen Sie mir meine Ungezogenheit von vorhin nicht allzuschwer nach. Ich bin nun einmal nie ein Musterkind gewesen und werde nie eine tadellose höhere Tochter werden. Adieu, Herr von Dernstädt, und nächstens reiten wir doch miteinander!"

Während Dernstädt in dem einzigen Mietswagen Tenburgs der nächsten Visitenstation zuklapperte, vermochte er seine Gedanken nicht von der Gestalt Gertruds loszulösen. Es war doch ein merkwürdiges Gemisch von naiver Drolerie, von Unerzogenheit und Weltgewandtheit,

von wirklicher Liebenswürdigkeit und egoistischer Berechnung in dem Mädchen. Sie war sehr hübsch — ohne Zweifel —, aber auf Dernstädt wenigstens übte ihre südliche Schönheit an sich weniger Reiz aus, als der Charme, der in ihrem ungezwungenen Wesen lag und der sich äußerlich in dem unausgesetzten Wechsel ihres Mienenspiels abspiegelte. „Was sie wohl eigentlich für Augen hat?“ überlegte der Hauptmann, während er die steile Treppe zur Wohnung des Herrn Bürgermeisters emporklomm. Und während der gestrenge Vater der Stadt ihm die Vorzüge der Umgebung Tenburgs in den lebhaftesten Farben schilderte, dachte er nur daran, ob jene Augen grau oder schwarz wären. Als ihm dann eine Viertelstunde später die behäbige Frau Oberstleutnant einen Vortrag über die Dienstbotenmisere hielt und über die Not der Hausfrauen klagte, kam ihm plötzlich der Gedanke, wie sich die verwöhnte Prinzessin im Oberstenhause wohl mit derartigen Dingen abfinden würde, und als Frau von Selden von den Husaren ein ästhetisches Gespräch begann und über die neuesten Bühnenstücke in Berlin unterrichtet werden wollte, mußte er sich Gertrud auf den weltbedeutenden Brettern vorstellen. Ja, da würde sie vielleicht am besten hinpassen mit ihrem lebhaften Temperament und ihrem chamäleonartigen Wesen. Richtig — schillernd war auch die Farbe ihrer Augen — jetzt wußte er plötzlich bestimmt, daß er die bereits hellgrau schimmernd und dann wieder wie schwarze Kohle leuchten gesehen hatte. Und nun ärgerte sich Dernstädt über sich selbst. Was ging ihn im Grunde die kleine

Hexe an!? Mochten sich andere Motten an dem Feuer dieser Augen die Flügel verbrennen. Er war doch wahrlich der letzte, der zu einem derartig gewagten Experiment Lust und Laune hatte!

Trotz der kleinen Entfernungen im Städtchen war es ziemlich spät geworden, als der Lohndiener meldete, daß die Liste richtig erledigt sei. Dernstädt war fast überall angenommen worden — von der wohltätigen Einrichtung des Nichtzuhauseseins schien man in Tenburg wenig Gebrauch zu machen. Als vorsichtiger Mann ließ er sich aber noch einmal die Liste reichen, und indem er sie überflog, bemerkte er, daß die Schwiegermutter Frankens, die Etatsrätin Bremer, nicht darauf verzeichnet war. Der Regimentsschreiber mußte sie also nicht zu den Honorationen Tenburgs gerechnet haben. Dernstädt sah nach der Uhr. Allenfalls konnte man den Besuch heute noch erledigen.

„Wissen Sie, wo die Etatsrätin Bremer wohnt?“ fragte er den Lohndiener, der mit abgezogenem Hut am Wagenschlag stand.

„Frau Bremern? Am Kronwerk 5. Aber, Herr Hauptmann, die hat schon vermietet. Der Herr Assessor Liebmann ist vor 'ner Woche eingezogen.“

„Ich will dort nicht mieten, sondern der gnädigen Frau meinen Besuch machen“, entgegnete Dernstädt scharf. Der Mann sah ihm einen Augenblick wie erstaunt ins Gesicht, dann schien ihm ein Gedanke zu kommen: „Ach so —“ meinte er plump. „Von wegen dem Fräulein Braut. Nu — wir habens nicht weit.“

Also in so kleinen Verhältnissen lebte Frau Bremer! In einer Großstadt wäre es sicher kaum aufgefallen, wenn die Schwiegermutter eines Offiziers Zimmer vermietete, Dernstädt kannte in Berlin sogar mehrere Kameraden, deren Mütter Pensionen hielten. In der Kleinstadt, wo jeder in des Nachbars Töpfe gucken konnte und gern guckte, lag die Sache anders. Der arme Franken!

Dernstädt hatte keine besonders ausgeprägte Vorliebe für den Kameraden, dessen etwas fahriges, oberflächliches Wesen ihm schon vor Jahren auf der Akademie aufgefallen war. Damals, in Berlin, hatte Franken ein ziemlich flottes, mindestens für einen Linieninfanterieoffizier recht kostspieliges Leben geführt und nicht allzu fleißig den Studien obgelegen. Jetzt schränkte er sich augenscheinlich sehr ein, hatte eine überaus bescheidene Wohnung dicht bei der Kaserne und war mäßig beritten, während er sich sogar in Berlin ein recht elegantes Reitpferd gehalten hatte. Aber sonst schien er derselbe geblieben, hörte sich immer noch gern sprechen, renommierte ein wenig — ja, und neulich bei dem Gartenfest hatte er eigentlich der Gertrud Kraft doch auch den Hof in einer Art und Weise gemacht, die für einen Bräutigam nicht gerade ganz passend gewesen war. Ah bah — Dummheit! Der arme Kerl hatte gewiß einmal ein wenig aufatmen wollen, froh, aus den engen Verhältnissen, in die er sich verplämpert, für wenige Stunden heraus zu sein! Wer weiß, wie man ihn gekapert hat? Es stieg so etwas wie

eine leise unwillkürliche Abneigung gegen die Frau Etatsrätin und ihre Tochter in der Seele Dernstädts empor, und aus dieser Empfindung heraus blieb er, als der Wagen hielt sitzen, und begnügte sich damit, den Lohndiener mit seinen Karten hinaufzuschicken: „Ob die Damen Besuch annehmen?“

Nach kaum einer Minute kam der Mann zurück: „Frau Etatsrätin bedauert sehr — ist nicht ganz wohl!“ Es war ohne Zweifel eine konfessionelle Ausrede, und jetzt bedauerte Dernstädt, nicht selbst hinaufgegangen zu sein. Vielleicht kannten die Damen die großstädische Sitte nicht einmal und nahmen sie für eine beabsichtigte Unart. — Eine Unart? Nein, das hatte sie wahrhaftig nicht sein sollen, aber etwas Beabsichtigtes hatte doch in ihr gelegen. Und vielleicht war das gerade unter den vorliegenden Umständen am wenigsten am Platze gewesen. Recht ärgerlich — aber nun doch nicht mehr zu ändern!

Dernstädt lohnte den Kutscher ab. Als er dann über die Straße schritt, blickte er unwillkürlich nach dem gegenüberliegenden Hause empor. Im zweiten Stock bemerkte er zwischen den Gardinen eines Fensters einen feinen ernsten Mädchenkopf, der aber sofort, als er sich bemerkt sah, verschwand. Sollte das Frankens Braut gewesen sein? Zu verdrießlich, daß er nicht die Karten wenigstens persönlich abgegeben hatte! Womöglich fühlte sich nun Franken selbst verletzt, und er hatte wahrlich Grund zu verlangen, daß man seiner Braut mit besonderer Rücksicht begegnete — der arme Kerl!

VI.

Franken war augenscheinlich nicht verletzt. Dernstädts Befürchtung war umsonst gewesen.

„Meine Schwiegermama hat sehr bedauert, Dernstädt!“ sagte er am nächsten Tage im Kasino quer über den Tisch hinüber. „Die alte Dame ist in der letzten Zeit gar nicht recht munter.“ Dann brachte er wie immer, wenn er seine Braut oder deren Mutter erwähnen mußte, das Gespräch gleich auf ein anderes Thema.

In Wirklichkeit hatten Mutter und Tochter die Art des Besuchs doch einigermaßen peinlich empfunden, und wenigstens die erstere hatte daraus kein Hehl gemacht, bis Franken ihr erklärte, daß in Berlin das Heraufsenden des Dieners mit den Karten durchaus zulässig sei. Damit beruhigte sie sich, und Mariens mehr innerlicher Natur war im Grunde nicht übermäßig viel daran gelegen, den Kameraden ihres Bräutigams kennen zu lernen, von dem dieser ihr ein so wenig schmeichelhaftes Bild entworfen hatte. Von allen Menschen waren ihr die Streber und Egoisten vielleicht am meisten widerwärtig, und als solchen hatte Franken ja Dernstädt

geschildert. Sie war nur auf den dringenden Wunsch der Mutter, zu erfahren, ob der neue Hauptmann auch Röllings Wagen zu seiner Visitentour genommen habe, und ob Missing — der Lohndiener nämlich — „mit dabei sei“, ans Fenster getreten, um sofort erschrocken zurückzufahren, als sie sich bemerkt sah.

Franken begleitete nach dem Mittagessen Dernstädt nach seiner neuen Wohnung. Der Hauptmann hatte in der Rosenstraße eine Etage gemietet, die bisher stets ein verheirateter Offizier oder Beamter innegehabt hatte — eine von den neunzehn „verheirateten Wohnungen“ Tenburgs, die seit Jahren aus einer Offiziers- oder Beamtenfamilie auf die andere übergingen. Es wurde im Städtchen als Ereignis angesehen, daß ein unverheirateter Herr sie gemietet, und verbreitete eine kleine Gloriole des Reichtums um Dernstädts Haupt. Und doch waren es nur vier Zimmer und einige Kammern — gerade genug für die behagliche Behausung eines gutsituierten Junggesellen, der nicht auf das Kneipenleben angewiesen sein wollte.

Die Möbel waren schon mit der Bahn angekommen, und der Tapezierer war in der Wohnung beschäftigt. Dernstädt erklärte dem Kameraden im Durchschreiten die Einteilung der Räume: vornheraus Wohn- und Arbeitszimmer, nach hinten ein kleines Speisezimmer und das Schlafgemach.

Franken sah mit einigem Staunen und mit kaum verhohlenem Neid auf die eleganten Einrichtungsstücke, die der Tapezierer mit Hilfe einiger Leute von Dern-

städts Kompagnie soeben ihrer Hülle entledigte, auf die geschnitzten eichenen Stühle, die schweren Schränke, die wertvollen Vorhänge. Im Arbeitszimmer war schon einigermaßen Ordnung geschaffen, sogar eine Anzahl orientalischer Waffen und schöner indischer Prunkstücke stand bereits ausgepackt umher, auf dem Boden lagen einige Tigerfelle und, halb entrollt, ein farbenprächtiger Perser.

Dernstädt sah die Stücke aufmerksam an, ob sie nicht unterwegs Schaden gelitten hatten. „Ich habe das meiste selbst aus dem Orient mitgebracht," sagte er gleichsam entschuldigend, während er seinen Schreibtisch aufschloß und eine Flasche Kognak nebst einer Kiste Zigarren herauslangte. „Da gewinnt man die Dinge doppelt lieb. Bitte, bedienen Sie sich, Franken! Sehen Sie, den Perser hier kaufte ich in Damaskus — ich muß immer daran denken, wie mein Prinz und ich bei dem Kerl im Bazar jeder um ein Stück feilschten, als ob wir Schacherjuden wären, daß wir dann glaubten, wunder wie billig eingekauft zu haben, und schließlich von unsrem Konsul ausgelacht wurden, weil wir unverschämt überteuert worden waren. Zu dem Becher da — es ist eine köstliche getriebene Arbeit — bin ich desto billiger gekommen: den hat mir der Fürst von Gwalior allerhöchst selbst, wohl in Ermangelung eines Ordens, geschenkt. Das Tigerfell erbeutete der Prinz auf der Jagd und überließ es mir — im Vertrauen gesagt, weil er sich ärgerte, daß man ihm die Freude an der Tigerjagd durch allerlei ängstliche Vorsichtsmaßregeln verdorben hatte. Aber ich langweile Sie, Franken —"

„Nicht doch, Dernstädt, nicht doch! Mir ging nur durch den Sinn, was Sie doch eigentlich für ein Glückspilz sind. Unsereiner sitzt jahraus, jahrein an die Scholle gefesselt, kaum daß die Mittel zu einer Erholungsreise ausreichen — Sie konnten sich die Welt anschauen und genossen noch Ehren und Vorteile obendrein."

Dernstädt zündete sich eine Zigarre an und blies den Rauch langsam in die Luft. „Nun ganz dornenlos ist solcher Fürstendienst auch nicht, selbst wenn man einem so liebenswürdigen Herrn zugeteilt ist, wie dies bei mir der Fall war. Fügen und schicken muß man sich tagein, tagaus; 's ist eine gute Lebensschule. Aber im Grunde dabei ist das beste die Erinnerung, und ich wenigstens bin froh, daß der Fürstendienst nur eine Episode geblieben ist, und ich wieder in der Front bin. Es ist doch das Schönste, seinen eigenen Wirkungskreis zu haben, mag er auch noch so klein sein. Man ist doch selbständig."

„Selbständig?" lachte Franken spöttisch. „Lieber Dernstädt, man sieht, Sie kommen aus der großen Bude. Die Selbständigkeit ist uns armen Kompagnievätern zwar in optima forma verbrieft — in Wirklichkeit spricht Ihnen jeder Vorgesetzte, während er mit demselben Atemzuge von der geforderten Selbständigkeit redet, in Ihre Kompagnie hinein, und recht machen können Sie's nun erst gar niemand. Sie werden schon noch erkennen lernen, was die berühmte Selbständigkeit bedeutet!"

„Nun denn — man tut eben seine Pflicht. Mehr kann niemand verlangen! Dernstädt hatte wenig

Neigung, auf die dienstlichen Nörgeleien des Kameraden einzugehen.

„Pflicht hin — Pflicht her. Man will doch auch sein Leben ein wenig genießen, und dafür bleibt unser-einem verdammt wenig Zeit übrig — und Geld erst recht nicht! Apropos, Dernstädt — heute hatte ich aber doch eine vergnügte Stunde.“ Er blinzelte mit den Augen. „Raten Sie einmal?“

„Ich bin wirklich kein Meister im Rätsellösen.“

„Nun denn: als ich heute morgen bei Schülp mit meinen Leuten die profunden Geheimnisse des Feld-wachtdienstes durchging — wer beehrte mich? Aus-nahmsweise kein griesgrämiger Vorgesetzter, sondern eine entzückende junge Dame. Sie erraten doch schon, wer? Fräulein Kraft natürlich, das Oberstennichtchen, unser Wassernixchen von neulich. Hoch auf Papa Magdus' langbeiniger Stella, den Pferdeburschen hinter sich auf dem zweiten Gaule des Obersten. Ich sage Ihnen, Dernstädt, das Mädel sah aus in dem prallen Reitkostüm — zum Anbeißen. Ich brach die Übung bald ab, übergab dem Premier die Führung der Kompagnie und ritt mit dem Nichtchen nach Hause — das heißt, es war mehr ein Jagdritt über Stock und Stein, querfeldein und mit Vorliebe in der schärfsten Gangart. Die alte Stella wird nicht gerade ihre besondere Freude daran gehabt haben, und Frau Magda, die des Obersten Gäule am liebsten in Watte wickeln möchte, erst recht nicht. Aber sie hat den Deubel im Leib, die Kleine.“

„Hören Sie mal, Franken, Sie drücken sich recht ungeniert aus.“

„Pah — das ist wohl nur die Reflexwirkung von der Ausdrucksweise Fräulein Nichtchens, und ich glaube, sie freut sich nur, wenn man sie als einen rechten Kobold verschreit. Lehr' mich einer die Weiber kennen. Übrigens, was ich sagen wollte — oder sollte: das Nichtchen erkundigte sich sehr lebhaft, ob Sie denn heute nicht mit der königlichen Vierten im Gelände tätig wären, und als ich dies leider verneinen mußte, gab sie mir halbwegs den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie nicht morgen sich anschließen wollten. Wir hatten nämlich schon vorher einen Ritt nach dem Hagerforst verabredet. Rendezvous um elf Uhr vor dem Friedrichsroder Tore.“

Dernstädt knippste die Asche von der Zigarre ab. „Ich werde wohl nicht mit von der Partie sein können, lieber Franken,“ meinte er ruhig. „Ich will morgen schießen lassen.“

„Nun, Sie haben ja zwei Leutnants bei der Komgagnie — da brauchen Sie ja nicht selbst auf dem langweiligen Scheibenstande in der Sonne zu schmoren. Aber wie Sie wollen —“ Franken schien nicht sehr schmerzlich von der kühlen Absage berührt, im Gegenteil. „Ich habe meine Pflicht getan und Ihnen die Bestellung übermittelt. Gesegneten Nachmittagsschlaf, Dernstädt!“

Zu dem Nachmittagsschlaf kam Dernstädt nicht. Als Franken ihn verlassen hatte, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und der Tapezierer,

der einige Anordnungen einholen wollte, bekam nur kurze Auskunft. Die leichtfertige Art und Weise, in der Franken über Gertrud Kraft gesprochen hatte, verdroß Dernstädt. Und wenn das Mädchen zehnmal Anlaß dazu gegeben haben mochte, es blieb doch immer die Nichte des Obersten und eine Dame aus der Gesellschaft. Aber warum war sie auch so grenzenlos unvorsichtig — zumal einem Manne, wie Franken gegenüber? Freilich, sie kannte ihn wohl kaum und meinte vielleicht gerade, weil er verlobt sei — — — Und er hatte natürlich für das Naive, für das Ursprüngliche im Wesen des wunderlichen Mädchens nicht das geringste Verständnis — für ihn war sie nur die hübsche Kokette — die kleine Hexe, der Kobold!

Schließlich griff Dernstädt zu Mütze und Handschuhen und ging in die Stadt. Er wollte sich seine Gedanken auslaufen, ins Blaue hinein. Wozu sich überhaupt Gedanken über Sachen und Personen machen, die ihn gar nichts angingen — rein gar nichts — zu lächerlich!

Als er aber unterwegs war, kam ihm plötzlich der Einfall, sich einmal selbst nach der Braut seines Unteroffizier Berger umzusehen. Er ging im weiten Bogen am Flusse entlang, rings um die Stadt, und fand nach einigem Fragen und Suchen das Haus, in dem die Schifferswitwe wohnen sollte. Es war ein jämmerlicher verfallener Kasten, hart am Wasser; auf dem Uferrand davor lag Wäsche zum Bleichen ausgebreitet.

Im engen Hausflur lag allerlei altes Gerümpel,

ein scharfer Geruch von Seife und Lauge fiel auf die Lungen. Die Türe zu einem hinteren Raum war angelehnt, und ein Streif grauen Dampfes stahl sich durch die schmale Spalte. Drinnen hörte er sprechen: eine fette ältere Stimme, dann eine jugendliche mit eigentümlich dunklem Metallklang, dazwischen ein leises Hüsteln.

„Also gut, Schneidern, es bleibt dabei! Sie schicken mir die Anna morgen wieder zu Tisch und übermorgen auch. Und zu dem Wein wird auch Rat werden —“

„Nee, wenn wir Sie nich hätten, Fräuleinchen liebstes!“ sagte die fette Stimme. „Nee Sie sin doch zu jut, immer bei der Hand und immer was jeben, als ob des nu Ihr einzigstes Pläsier wär'. Sag doch wenigstens ‚danke‘, Anna —“

Eine dritte, etwas heisere Stimme stammelte einige Worte — das Sprechen schien ihr schwer zu werden.

Gleich darauf trat eine schlanke Frauengestalt, einfach gekleidet, aber augenscheinlich den besseren Ständen angehörend, aus der Türe und schritt schnell, Dernstädt mit einem flüchtigen, etwas verwunderten Blick streifend, an ihm vorüber. Das feine, ein wenig herbe Gesicht kam ihm bekannt vor — er griff unwillkürlich an die Mütze, aber die Dame hatte das Haus schon verlassen, ohne seinen Gruß bemerkt zu haben.

Durch die jetzt weit geöffnete Tür sah Dernstädt in einen dunsterfüllten, ziemlich dunklen Raum. Am Herde standen zwei Frauen, von dem sich in den Wasserdämpfen brechenden Feuerschein grell beleuchtet. Derb und knochig



die eine, schmächtig und feinglie=
drig die andere. Augenscheinlich
Mutter und Tochter.

Er trat ein, der scharfe
Laugendunst nötigte ihm ein leises
Hüsteln ab. Die beiden Frauen
wandten sich gleichzeitig um und
sahen den Offizier erstaunt an.

„Ich bin der Hauptmann von Dernstädt, der Kompagniechef von Unteroffizier Berger, Frau Schneider,“ sagte Dernstädt.

Die Alte schrak zusammen, faßte sich aber dann schnell.“ „Nee, diese Ehre, diese Ehre — der Herr Hauptmann selber! Anna, da mach doch die Türe zu die Stube uff — der Herr Hauptmann kann doch nich in die dunstige Atsphäre bleiben — so mach doch, Mädel! Man sieht ja die Hand vor die Oogen nich.“ Dabei trocknete sie sich die nassen Hände an einem Lappen ab, der über dem Kessel hing und trat dem Gast einige Schritte entgegen.

Das Mädchen war an eine seitliche Türe geeilt und hatte die hastig aufgestoßen. Der helle Sonnenschein drang in die Waschküche, ein breiter Strahl fiel gerade auf das Gesicht der jungen Wäscherin. Erst jetzt sah Dernstädt, daß das Mädchen wirklich auffallend hübsch war. Der Unteroffizier Berger hatte mindestens keinen schlechten Geschmack. Unter den dichten blonden Flechten, die sehr ordentlich zusammengesteckt waren, breitete sich eine gutgeformte Stirn, die Nase war kräftig angesetzt, der Mund hübsch geschnitten. Aber das Mädchen sah sehr elend aus, das Gesicht war wachsbleich, nur auf den Wangen zeichnete sich je ein roter Fleck ab. Als Dernstädt an ihr vorüber in das kleine ärmliche Zimmer trat, bemerkte er, wie die schmächtige Frau zitterte und gleich darauf hörte er, daß das Mädchen der Mutter zuflüsterte: „Karl wird doch keine Geschichten gemacht haben?“ und dann folgte

ein heftiger Hustenanfall, den sie sich vergeblich zu unterdrücken bemühte.

Ein Gefühl des Mitleids überkam Dernstädt. Er drehte sich rasch um. „Ängstigen Sie sich nicht, Fräulein, ich komme nur, um Sie und Ihre Mutter kennen zu lernen.“

Ein dankbarer Blick streifte den Offizier, die Alte aber beeilte sich zu erklären: „Sehn Se, Herr Hauptmann, so is de Anna nu. Immer man bloß von wegen dem Karl und immer, als ob sie dran schuld sein täte, daß Sie ihn beigespunnt haben. Ach so nee — det waren Sie ja jar nicht, det is ja der andre Herr jewest. Aberst wolln der Herr Hauptmann nich nen Momentchen Platz nehmen?“ Sie fuhr mit dem Ärmel über den Sofabezug, als ob doch ein Stäubchen auf dem buntkarrierten Wollenstoff haften geblieben sein könnte.

„Darüber braucht sich Ihre Tochter keine Gedanken zu machen, Frau Schneider,“ unterbrach Dernstädt die Redselige. „Ich sehe selbst, daß Sie krank sind, mein Kind und daß mir Berger also die Wahrheit gesagt hat. Das kann ihn freilich nicht straflos machen, aber es entschuldigt ihn doch etwas in meinen Augen. Übrigens, Sie sollten sich schonen —“

Das Mädchen schlug die Augen auf und lächelte trübe. „Mutter kann die Arbeit nicht allein bewältigen — es geht ja auch schon wieder.“

„Nee, nee, Herr Hauptmann, es jeht eigentlich nich.“ Frau Schneider riß den Faden wieder an sich.

„Aber, was de Anna is, die is eijensinnig, det Kükelchen will klüger sein als die Henne. Un es is doch det reene Jift vor ihr, der heeße Dampf un dann det kalte Wasser. Bei uns heißt's immerzu: rin in de Hitze, raus in de Kälte. Det hält de zehnte nich aus, un nu gar so'n schwächliches Ding, wie de Anna. Der reene Mord.“

„Mutter übertreibt, Herr Hauptmann, und ich schone mich ja auch. Bügeln kann ich noch nicht, aber sonst geht es schon ganz gut — wirklich, Herr Hauptmann.“

„Bis De wieder uff die Nase liegen wirst. Und der Berger will's ooch nich, aber sie hört nich, die Jöhre, sie will partu nich hören.“

Dernstädt nahm sich vor, gelegentlich in andrer Weise den ihm wohlverständlichen Streitgrund zwischen Mutter und Tochter aus der Welt zu schaffen, soweit das in seiner Macht stand. Das Mädchen fing an, ihn zu intessieren, und auch die resolute Mutter gefiel ihm nicht übel; er hatte die Empfindung, brave, arbeitssame Menschen vor sich zu haben. Zuerst aber wollte er das Vertrauen der Alten gewinnen. „Sagen Sie mal, Frau Schneider, Sie sind doch sicher keine Holsteinerin — wo stammen Sie denn her?“

„Nee, woran des der Herr Hauptmann aber jleich merken? Ick habe mir doch det Berlinsch so jut wie janz abgewöhnt. Na natürlich — aus de Mark! Aus Spandau, janz jenau gesagt, un noch genauer aus Pichelswerder. Aber was mein Oller war, der war een jeborener Holste. Nämlich Sie müssen wissen, was de

Schiffer sind, die kommen überall rum, und so is der Schneider nach Spandau mit nem leeren Kahn gekommen, der Pulver nach Friedrichsort verladen sollte. Na — und da lernte er mir kennen. Un sehn Se, Herr Hauptmann, mein Oller, Jott hab' ihn selig, war nen tüchtiger Kerl, un wir han nns nicht träumen lassen, daß 's uns mal nach seinem Tode so schlecht jehn wird. Die Anna da hat ne janz jute Schule besucht, denn mein Willem verdiente nen jutes Stück und er meente immer, wat der Mensch lernt, des hat er. Aber denn kam die Krankheit, und die fraß allens uff, was wir uns überjespart, und denn legte er sich janz, und da war's alle." Frau Schneider zog die Schürze vor die Augen.

„Nich volle vierzig is mein Seliger jeworden —“ kam es unter den blaugestreiften Falten hervor. „Un er hat uns in die Versicherung, aber in de Krankheit hab' ich dummes Weibsstück die Polize nich bezahlt — und nu saßen wir da mit de Kenntnisse.“ Die Schürze fiel langsam herab. „Aber wir han uns ehrlich un rechtlich durchgeschlagen, die Anna un ich. Da brauchen der Hauptmann man bloß bei unsre Kundschaft zu fragen — bei die Frau Etatsrätin Bremer vielleicht —“

Jetzt wußte Dernstädt mit einemmal, wer das schöne Mädchen mit dem eigenartig herben Gesichtsausdruck gewesen war, dem er im Vorflur begegnet. „War nicht Fräulein Bremer soeben bei Ihnen?“ fragte er, um sich vollends zu vergewissern.

„Nu jewiß Herr Hauptmann, justement eben, wie der Herr Hauptmann in die Waschküche kamen, jing se fort. Ja, wenn wir die nich gehabt hätten in de schwere Zeit von Annas Krankheit! Zwei Nächte hat se bei ihr jewacht, un was se sonst noch Jutes an ihr getan, det kann kein Engel uff ne Kuhhaut schreiben. Sie müssen nämlich wissen, der Garten von de Etatsrätin und was der Jarten hinter unserm Hause ist, die stoßen anenander, da huscht se denn schnell mal rüber und nie mit ner leeren Lamaing. 's ist fast zu genierlich, was wir allens von ihr bekommen, wo sie's doch selber nich zu sehr übrig hat, und wenn ick denke, det mein Willem det wißte? Aber Armut bringt Hochmut vorn Fall, sagte immer meine Mutter. So sprich Du doch mal nen Ton, Anna.“

In die Wangen des Mädchens stieg eine helle Blutwelle, als die Mutter sie ansprach. „Du hast's ja schon gesagt, Mutter — wenn wir Fräulein Bremer nicht gehabt hätten, die wie ein barmherziger Engel für mich sorgte, läg ich längst im Grab. Aber nicht bloß, was sie tat, hättest Du erwähnen sollen — wie sie's tat, das war die Hauptsache." Anna Schneider drückte sich merkwürdig gebildet für ihren Stand und doch einfach und ungekünstelt aus. „Ich wäre verzweifelt an den Tagen, als Karl — im Arrest saß um meinetwillen, wenn Fräulein Marie mich nicht getröstet hätte. Nur daß wir's nie gut machen können, was sie an uns getan, das schmerzt mich."

Dernstädt erhob sich von dem Sofaplatz, auf den Frau Schneider ihn wider seinen Willen genötigt hatte. „Solche Herzensgüte verlangt keinen besonderen Vergelt. Sie findet ihren Lohn in sich selbst, mein Kind," sagte er. „Nun aber ein ernstes Wort für Sie: es ist unbedingt nötig, daß Sie sich mehr schonen. Ich werde mit Ihrem Arzt sprechen — wer behandelt Ihre Tochter, Frau Schneider?"

„Der Doktor Wendler, Herr Hauptmann, un er meint ooch, det jeht mit die Anna nich so weiter. Un 's ist ooch jar nicht nötig, des die Anna schon wieder mittut — ich wer ganz jut alleene fertig, Herr Hauptmann."

„Glauben Sie es Mutter nicht, Herr Hauptmann. Ganz dick geschwollene Füße hat sie bekommen —"

„Ob die Jöhre woll stille sein will!" eiferte die Alte. „Wat den Herrn Hauptmann meine Beene anjehn!

Aber was ich noch sagen wollte: wenn der Herr Hauptmann vielleicht uns die geehrte Kundschaft zuwenden wollten — wir plätten uff neu, und was des Ausbessern anbetrifft, da is der Schneidern in de janze Stadt keine über." Dernstädt mußte über die geschäftliche Anpreisung lächeln, aber er sagte gern zu. Vielleicht war das der beste Weg, den armen Menschen zu helfen, die, das sah er wohl, Almosen nur gekränkt haben würden.

Als er die Türklinke schon in der Hand hatte, traf sein Auge noch einmal das Gesicht des Mädchens. Es schien eine unterdrückte Frage auf demselben zu liegen. „Sie wollten mir noch etwas sagen, mein Kind?" wandte er sich daher zurück. „Sprechen sie aus, was sie auf dem Herzen haben."

Wieder flog eine flüchtige Röte über die Wangen der Rekonvaleszentin. Sie hüstelte ein wenig, dann kam es schüchtern über ihre Lippen: „Wenn der Herr Hauptmann dem Berger doch die Kapitulation nicht kündigen wollten —"

Dernstädt freute sich wirklich, ihr ein beruhigendes Wort sagen zu können. Und er freute sich noch mehr über den dankbaren Blick aus den blauen Augen — er hatte die Empfindung, dem Mädchen einen besseren Heiltrank gegeben zu haben, als es irgend ein Arzt gekonnt hätte.

VII.

So fest und bestimmt sich Dernstädt vorgenommen hatte, nicht am Friedrichsroder Tor zu sein, sondern das Schießen bei seiner Kompagnie persönlich zu leiten, er fand sich doch pünktlich um elf Uhr am Rendezvousplatz ein. Es lag das sonst wahrlich gar nicht in seiner Art, von einmal gefaßten Entschlüssen abzugehen. Im Gegenteil, er konnte recht hartnäckig sein, wenn es sich darum handelte, eine Absicht durchzusetzen, und es war ihm auch diesmal nicht leicht geworden, seinen ursprünglichen Vorsatz aufzugeben. Schließlich aber hatte ihn ein unbestimmtes Etwas, über das er sich nicht Rechenschaft geben konnte, doch veranlaßt, sich Franken und Gertrud Kraft anzuschließen. Und als es soweit war, da stellten sich denn auch einige bequeme Vernunftgründe ein, ihm als Entschuldiguug vor sich selbst zu dienen. Es war vor allem doch schicklicher, die Nichte des Obersten ritt in Begleitung zweier Herren, als mit Franken allein, und wenn letzterer zehnmal verlobt war! Dieses unvorsichtige Mädchen! Hundert gegen eins war zu wetten, daß ihr gestriger Ritt heute schon das Gespräch in allen Offiziersfamilien der

Garnison bildete — hatte doch gestern bereits einer der Husarenleutnants in der Kneipe von „Tenburgs Amazone“ gesprochen! Und daß Wengsteins allen Launen des verzogenen Kindes ohne weiteres nachgaben, war eigentlich am empörendsten!

Mit dem letzten Vorwurf tat Dernstädt den guten Wengstein ein wenig unrecht. Ganz ohne Kampf hatte Gertrud ihren Willen nicht durchgesetzt. Aber die Kleine verstand alle Künste des Schmollens und Schmeichelns, wenn sie deren Anwendung für nutzbringend hielt, aus dem Grunde, und mit dem Schmollen besiegte sie die Bedenken Magdas ebenso leicht, wie mit dem Schmeicheln diejenigen von Magdus. Als die arme Stella gestern „wie aus dem Wasser gezogen“ in den Stall gekommen war, und als Peschke, der Bursche, zwischen Lachen und Weinen dem Oberst die Geschichte des tollen Rittes gemeldet hatte, wollte der ein energisches Veto gegen die fernere Betätigung der Sportskünste des Nichtchens einlegen. Als er ihr dann aber in die schelmisch lachenden Augen sah, und der rosige Plappermund mit dem „Onkelchen hin — Onkelchen her!“ seine Kunststücke vollführte, da schmolzen alle guten Vorsätze, wie Schnee in der Aprilsonne. „Gut! Du kannst morgen die Stella wieder reiten, vorausgesetzt, daß die heutige Parforcetour ihr nicht einen dicken Knochen verschafft hat. Aber ich werde mit von der Partie sein und die Augen offen halten!“ Das war sehr schön gedacht und auch ganz ernst gemeint. Nur bestieg Onkel Magdus nicht gern unnötigerweise einen Pferderücken — das war sein wunder Punkt — und so

ritt Fräulein Gertrud, da in letzter Minute eine Ordonnanz vom Regiments-Geschäftszimmer meldete, der Herr Oberst seien durch wichtige Eingänge vom Spazierritt abgehalten, denn schließlich doch allein.

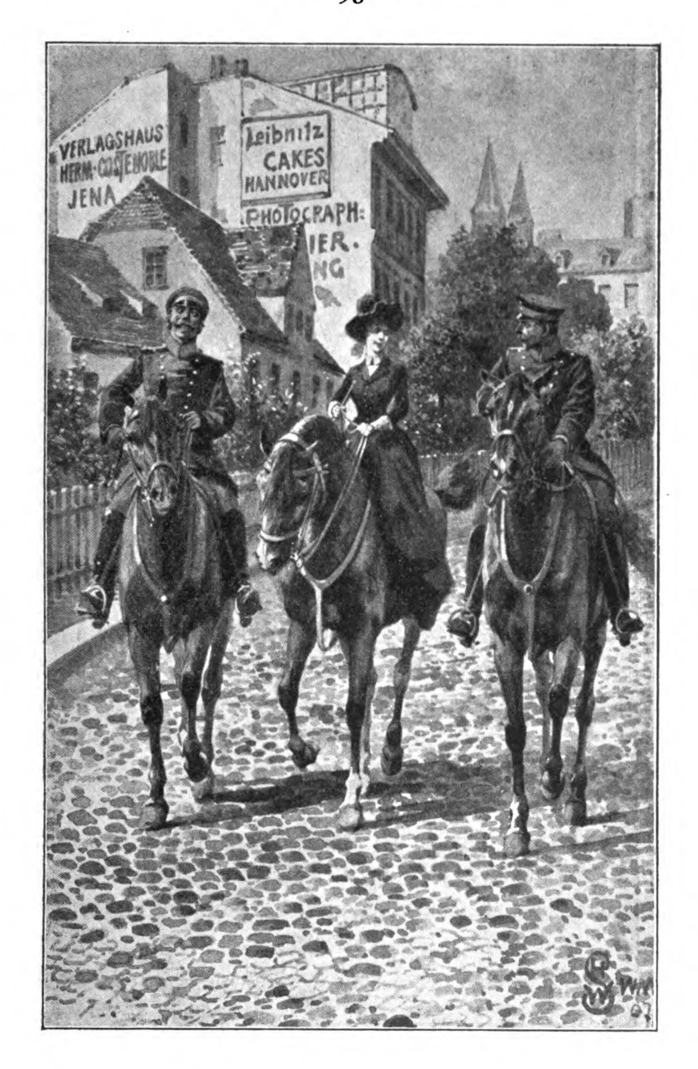
Frau Magda ihrerseits hatte doppelte Bedenken gegen die Partie gehabt. Sie fand sie nicht sonderlich schicklich, und sie hatte als vorsichtige Haushälterin, deren mühsame Ersparnisse schon mehr als einmal seit dem ersten Hauptmannsjahr von den bösen Pferdekäufen aufgezehrt worden waren, Sorge, daß das tolle Nichtchen ‚ihre' Stella ruinieren könne. Über die letztere Sorge half ihr Gertrud selbst mit der ziemlich unverblümten Andeutung hinweg, daß Papa für jeden Schaden ohne Zweifel voll einstehe, an welcher Tatsache nicht zu rütteln war. Zu der Bemerkung aber, daß es nicht recht ladylike sei, mit dem Diener allein auszureiten und dann die Begleitung andrer Herren anzunehmen, zog Gertrud ein spitzes Näschen und lehnte sich hochmütig lächelnd in den Sessel zurück, daß Frau Magda nach kurzem vergeblichem Argumentieren auch diesen Einspruch fallen ließ. Die Gertrud war ja nun einmal ein außergewöhnliches Mädchen, das auch mit außergewöhnlichem Maßstab gemessen werden wollte. Und um sie noch zu erziehen, war sie doch schon zu alt — und daß sie sich schließlich nichts vergeben würde, das lag auf der Hand. Und zudem, Papa Kraft war ein Mann, mit dem man es nicht verderben durfte — daß er aber stets alles vortrefflich fand, was sein Töchterchen wollte, war leider auch eine unzweifelhafte Tatsache. Tante Magda also fand sich in das Unvermeidliche, und als dann Gertrud

in ihrem kleidsamen Reitkostüm vor ihr stand, die Gerte in der Rechten, auf dem kurzen Haar nicht den Zylinder, sondern einen großen Rembrandthut mit langwallender Feder — „so trägt ihn die Kaiserin, Tante!“ — da war sie selbst so entzückt von dem Eindruck des hübschen Nichtchens, daß sie das Mädchen herzlich in die Arme schloß und mit dem Segenswunsch: „Nun verdrehe nur nicht der ganzen Garnison die Köpfe!“ entließ.

Da kam sie angetrabt, trotz des Pflasters im lebhaften Trabe, tadellos im Sitz, die Zügel augenscheinlich mit leichter Hand führend. Franken und Dernstädt, ersterer mit etwas malitiös süßsaurem Gesicht, sahen sie schon von weitem mit der Gerte winken. „Morgen, meine Herren: also Sie auch zur Stelle, Herr von Dernstädt? Das ist aber einmal liebenswürdig — ich fürchtete schon, es ganz mit Ihnen verscherzt zu haben.“ Ein schneller Blick streifte Dernstädts Pferd. „Sapristi, wo haben Sie den famosen Hunter her? Das ist ja ein Jagdpferd erster Klasse, wenn mich nicht alles täuscht. Schon über die Hürden gegangen?“

Damit hatte sie sich zwischen beide Herren eingeschoben und die Stella in Schritt fallen lassen.

„Meinen Alex habe ich mir selbst aus England importiert, gnädiges Fräulein — aber wenn Sie mit ‚über die Hürden gegangen‘ fragen wollten, ob er unter mir für ein Herrenreiten genannt worden sei, so muß ich verneinen. Ich beteilige mich grundsätzlich nicht am Rennsport.“


VERLAGSHAUS
HERM. COSTENOBLE
JENA
Leibnitz
CAKES
HANNOVER
PHOTOGRAPH:

„Ah! Und reiten solche Pferde? Das ist bedauerlich. Warum denn aber nicht, wenn man fragen darf?“

„Einmal weil ich nicht wohlhabend genug dazu bin, um etwaigen Unfällen gewachsen zu sein, dann — aber das dürfte Sie schwerlich interessieren, gnädiges Fräulein.“

Gertrud behauptete das Gegenteil, und als Dernstädt mit seiner Begründung zögerte, nahm Franken das Wort. „Ich kann Ihnen das Geheimnis erklären, gnädiges Fräulein, denn ich erinnere mich noch lebhaft eines Gesprächs, das wir einmal auf der Akademie — lang, lang ist's her — über den gleichen Gegenstand hatten, Dernstädt, ich und einige sportslustige Kameraden von der Kavallerie. Unser guter Freund ist nämlich der Ansicht, daß der Herrensport den Charakter verdirbt.“

„Ah —“ machte das junge Mädchen und sah etwas spöttisch zu dem Hauptmann hinüber.

„Da Franken das Thema einmal angeschlagen hat, muß ich wohl oder übel näher darauf eingehen.“ Dernstädt schüttelte leicht verstimmt den Kopf. „Ich möchte nicht im falschen Licht erscheinen. Nicht den Rennsport als solchen verurteile ich und am wenigsten den Herrensport — nur die Art nnd Weise, wie er bei uns jetzt ausgeübt wird, ist mir, gelinde gesagt, unsympatisch. Und darin hat Franken richtig zitiert: er verdirbt meiner Ansicht nach den Charakter, wie jedes andere Hazardspiel auch.“

„Ich bin doch neugierig, Ihre Begründung zu hören. Bisher ist mir immer gesagt worden, gerade der Herren-

sport sei eines der Fundamente zur Erhaltung des echten Reitergeistes.

Er könnte es sein, ohne Zweifel, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er noch einmal in die rechten Wege geleitet wird. So wie er jetzt floriert, ist er der Verderb zahlreicher Existenzen — wie viele liebenswürdige, tüchtige Kameraden habe ich nicht im Laufe meiner Dienstzeit an ihm scheitern sehen! Heute betätigt nicht der junge Offizier mit bescheidenen Mitteln seine Tüchtigkeit als Reiter auf der Rennbahn, sondern es hat sich leider auch im Offizierkorps — von den lobenswerten Ausnahmen abgesehen — eine Klasse von Professionsreitern herausgebildet, die von Bahn zu Bahn, von Rennen zu Rennen eilen, um den Kameraden, die weniger Mittel einsetzen können, die Gewinne vor der Nase wegzukapern. Für die Mehrzahl ist der Rennplatz nur noch eine Stätte, wo man, als Ersatz für das allzu schwer erreichbare Monaco, seiner Börse durch den Totalisator oder durch gütige Beihilfe eines Buchmachers auszuhelfen sucht. Das Resultat ist denn auch ein trauriges — nicht nur die Kameraden selbst gehen früher oder später zu Grunde, sie reißen auch ihre Familien mit sich in das Verderben hinein. Ich kenne mehr als einen Vater, der das Gut, das vielleicht seit Jahrhunderten im Besitz seines Geschlechts war, zu verkaufen gezwungen wurde, um für die auf dem Rennplatz eingegangenen Wetten des leichsinnigen Sohnes aufzukommen."

„Und was sagen Sie dazu, Herr Hauptmann

Franken?“ wandte sich Gertrud an ihren Nachbar zur Rechten als Dernstädt schwieg.

Franken zuckte die Achseln. „Dernstädt schüttet das Kind mit dem Bade aus. Mängel existieren gewiß, aber welche menschliche Einrichtung wäre fehlerlos. Und vor allem: wer zum Spiel neigt, den schützen keine Barrieren. Das Verbot oder der Versuch, die Beteiligung am Herrensport für die lieben Kameraden einzuschränken, würde ungefähr denselben Erfolg haben, wie ihn die Aufhebung der Spielhöllen in unsrem guten Vaterlande hatte. Was bisher offenkundig und unter Aufsicht geschah, sucht sich jetzt Hintertüren und geschieht heimlich nach wie vor — nur in desto gefährlicherer Weise. Zudem — ich denke nicht so schlimm von dem Leichtsinn unserer Mitmenschen. Leben und leben lassen, ist mein Prinzip! Und den Tag, die Stunde genießen, wo sie sich beut. — Ich meine übrigens, wir können antraben.“

Es wurde ein flotter Ritt. Aber Dernstädts Anwesenheit sorgte dafür, daß er nicht ausartete. Gertrud schien einigen Respekt vor dem ernsteren Manne zu haben. Sie legte ihrem freien Wesen offenbar Zügel an, und nur dann und wann schien sie sich nicht beherrschen zu können. Dann sprudelte ihr Übermut plötzlich unaufhaltsam hervor, und wie sie wohl ihre Stella einmal überraschend vom Wege herunterzwang, um irgend ein Hindernis zu nehmen, das sie reizte, so schweifte ihr auch hin und wieder die Zunge mit einer kecken Bemerkung vom Wege ab.

Sie hatten auf dem Nachhausewege einen langen Galopp gemacht, und Dernstädt ließ jetzt seinen Alex, der allein von den Pferden noch völlig trocken im Haar war, in Trab fallen, um bald in Schritt überzugehen.

„Oho!“ rief Gertrud. „Das wird aber langweilig. Warum nehmen wir den schönen Sommerweg bis zur Stadt nicht noch mit? Ich würde gern noch ein kleines Galöppchen riskieren — wir waren so schön im Zuge.“

„Ich glaube, wir müssen Schritt reiten, wenn Ihre Pferde leidlich trocken in den Stall kommen sollen,“ sagte Dernstädt ganz ruhig, als Franken seinen alten Krampen anspornte.

Sie schwieg einen Augenblick, dann wandte sie sich kurz zu Dernstädt um.

„Haben Sie Wildenbruchs ‚Haubenlerche‘ gesehen? Was sagen Sie zu der köstlichen Bezeichnung ‚Moralfatzke‘?“

Das war eine grobkörnige Bosheit, und Franken lachte laut auf. Dernstädt hatte sie wohl verstanden, das Blut schoß ihm in die Stirn. Aber er bezwang sich sofort und entgegnete ganz gelassen: „Jawohl, im Deutschen Theater, gnädiges Fräulein. Ich finde übrigens, das Stück ist für junge Damen gänzlich unpassend, und das köstliche Wort, das Sie soeben anführten, gefiel mir am besten an dem ganzen Schauspiel — zumal es von dem verkommenen dem ehrenwerten Bruder gegenüber gebraucht wird.“

Gertrud schien eine heftige Antwort auf den Lippen zu haben. Als sie aber Dernstädt anblickte und in

seinem Antlitz einen unheilkündenden Zug zu bemerken glaubte, färbten sich plötzlich ihre Wangen dunkel. Sie unterdrückte die Entgegnung und biß sich auf die Unterlippe, daß ein kleiner roter Strich sich abzeichnete. Erst nach einer Weile nahm sie das Gespräch wieder auf. Es klang ganz kleinlaut, als sie sagte: „Wir werden uns nie verstehen, Herr von Dernstädt. Ich wollte Ihnen eine Geschichte erzählen von einem Bekannten in Hamburg, der —“

„Der ein Moralfatzkte war!“ lachte Franken.

Und Dernstädt streckte ihr leichtversöhnt die Rechte hin. „Wie ich, wollten Sie eigentlich sagen — gestehen Sie's nur, gnädiges Fräulein. Sie irren aber: ich bin ein sehr lebenslustiger Mensch und gönne jedem Mitmenschen seine großen und kleinen Freuden. Wahrhaftig, das tue ich. Damit ist indessen noch lange nicht gesagt, daß ich nicht große und kleine Torheiten zu hindern suche, wo ich kann. So — damit ist der Friede hoffentlich zwischen uns geschlossen.“

Sie nickte, aber sie ließ die Zügel lose hängen und ganz gegen ihre Gewohnheit den hübschen Kopf auch. Erst nachdem sie wohl zehn Minuten schweigend im Schritt uebeneinander hergeritten waren, hob sie wieder an: „O Gott, o Gott, ist das Leben doch langweilig! Kaum hat man die Flügel mal ein bißchen zu eutfalten gesucht, so kommt schon jemand, der einem stutzt. Immer hübsch artig, Trudchen, immer hübsch gehorsam — es ist wirklich zum Davonlaufen langweilig!“

Franken lachte wieder und in der Tat machte das

schmollend verzogene Mäulchen der kleinen Person einen überwältigend komischen Eindruck. Dernstädt aber fühlte den tieferen Sinn aus der lustigen Rede heraus und sagte ernster vielleicht, als es für den Augenblick paßte: „Da ich doch nun einmal nolens volens die traurige Rolle eines Moralfatzke auf mich nehmen muß, will ich Ihnen auch die nötigen Heilmittel für Ihre Langweile nicht vorenthalten, gnädiges Fräulein —“

„Da bin ich aber mal neugierig, warf Franken ein, während sie verwundert aufschaute.

„Was Ihnen fehlt, ist einfach eine geregelte Tätigkeit, eine Aufgabe, die des Lösens wert ist.“

„Sticken, Malen, Klavierspielen, Lesen — was meinen Sie denn eigentlich? Soll ich vielleicht, wie manche meiner Mitschwestern vom hohen Orden der Langeweile auf gutes unschuldreines Konzeptpapier schlechte Novellen schreiben?“

Dernstädt schüttelte den Kopf. „Daß ich Ihnen solche Abgeschmacktheiten vorschlage, werden Sie mir hoffentlich nicht zutrauen. Nein — ich denke, das Gute liegt näher. Kümmern Sie sich ordentlich um die Wirtschaft!“

Diesmal lachte sie laut und herzlich. „O wie poetisch! Und wenn ich's hier wollte, Tante Magda würde mich bald aus der Küche hinausfenstern. Papa daheim aber — na, das würden nette Diners werden! Ich und wirtschaften! Nein, Herr von Dernstädt, da müssen Sie schon auf ein andres Remedium sinnen — für Küche, Keller, Bodenraum bin ich unrettbar verloren.“

„Wenn dem wirklich so ist — was ich noch gar nicht glaube — so würde ich das sehr bedauern,“ entgegnete Dernstädt trocken. „Meines Erachtens liegt nun einmal der Beruf der Frau im Hause. Es mag einige wenige, ich möchte keineswegs sagen, bevorzugte Frauennaturen geben, denen sich eine andere Tätigkeit eröffnet, sei es auf dem Gebiet der Nächstenliebe, sei es innerhalb irgend einer Kunst — das sind Ausnahmen und werden hoffentlich stets Ausnahmen bleiben trotz Nietzsche und Bebel.“

„Bravo!“ warf Franken ein, als Dernstädt geendet. „Diesmal ernenne ich Sie zum Moralfatzke erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern, Dernstädt. So — und da wären wir ja am Ziel. Ich darf Ihnen behilflich sein, gnädiges Fräulein?“ Er war bereits vom Pferde gesprungen und hob Gertrud aus dem Sattel. Sie raffte mit etwas verdrossener Miene ihr Reitkleid zusammen. „Schade, daß unsere Partie zum Schluß etwas langweilig wurde,“ meinte sie halb zu Franken, halb zu Dernstädt gewendet, während sie der Stella ein Stück Zucker reichte.

„Und daran war ich schuld?“ Dernstädt sah gespannt in ihr Gesicht.

Sie zog die Lippe kraus. „Wenn Sie selbst diese Empfindung haben — ja!“ meinte sie, recht wie ein ungezogenes Kind, nnd eilte die Treppe hinauf.

VIII.



Marie Bremer saß in der Dämmerstunde an ihrem kleinen Arbeitstisch über dem Haushaltungsbuche und rechnete. Sie war von peinlicher Gewissenhaftigkeit, und das war bei den sehr beschränkten Mitteln der Etatsrätin ein wahres Glück. Die gute alte Dame hatte in ihrem Leben nie haushalten können und extravagierte heute noch gern in Kleinigkeiten. Marie wußte schon, was es bedeutete, wenn die Mutter dann und wann einmal

allein, auf ihren Stock gestützt, in die Stadt humpelte, um einige „notwendige Einkäufe“ zu besorgen. Regelmäßig kam sie dann mit einem Laufburschen hinter sich zurück, der eine stattliche Anzahl Paketchen trug — Delikatessen und Schnurpfeifereien — und ebenso regelmäßig liefen auch nachträglich die Rechnungen ein, die oft in gar keinem Verhältnis zu dem Budget standen. „Aber, liebe Deern, das eilt ja nicht. Die Leute warten gern,“ pflegte die alte Dame leicht errötend zu sagen, wenn es ihr nicht gelang, die Rechnungen vor den wachsamen Augen der Tochter zu verbergen. „Das erledigen wir ein andermal — gelegentlich!“ Und Marie wußte auch, was dies ‚gelegentlich‘ auf sich hatte. Wenn der Kieler Umschlag, der allgemeine Zahlungstermin in der Provinz, herankam, sah sie dem Tage immer mit ängstlichen Gefühlen entgegen. Mamachen hatte stets einige kleine unangenehme Überraschungen für diese Zeit in petto, und wenn Marie dann die Tränen in die Augen stiegen, dann blickte die lebenslustige Greisin ihr ganz verwundert ins Gesicht: „Aber Kind, was nimmst Du Dir das denn so zu Herzen? Laß nur gut sein, kommt Zeit, kommt Rat! Und wenn Dir das mit den dreiundfünfzig Mark jetzt nicht paßt, so bezahlen wir den kleinen Betrag eben am nächsten ersten.“

Auch heute war die Frau Etatsrätin, einen kurzen Ausgang Maries benutzend, heimlich in die Stadt gegangen und hatte einige Delikatessen für den Abend eingekauft, an dem Dernstädt zum erstenmal mit dem Schwiegersohn zu einem Butterbrot kommen wollte. Das ‚Butterbrot‘, wie es sich die Tochter gedacht, war der alten

Dame zu dürftig vorgekommen, und nun saß Marie und trug seufzend einige Posten, die ihren Voranschlag bedenklich ins Schwanken brachten, in das Kontobuch ein. Und dann stützte sie das Haupt in die Rechte und sah sinnend durch das geöffnete Fenster ins Freie hinaus.

Es war nicht mehr alles zwischen ihr und Franken, wie es sein sollte, wie es gewesen war — sie wußte es nur zu gut! Auf ihr Liebesglück war ein Reif gefallen.

Damals, als Franken ihr seine Liebe erklärte, hatte sie, von seiner Leidenschaft selbst mit fortgerissen und bezaubert von der liebenswürdigen Art, mit der er sich zu geben wußte, vertrauensvoll ihre Hand in die seine gelegt. Und wenn ihr dann in den ersten Wochen nach der Verlobung wohl auch Zweifel gekommen waren, ob ihre Liebe zu ihm wirklich die tiefe und echte sei, die eine Frau dem Manne, dem sie fürs Leben angehören soll, schuldet, so hatte die Zeit diese Bedenken gehoben — das, was zuerst vielleicht nur eine leichte Neigung gewesen war, hatte sich wirklich zur echten, vollen Liebe krystallisiert. Als dann Walthers Vater starb, und es sich herausstellte, daß Franken und sie noch jahrelang warten müßten, ehe sie an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken durften, hatte sie ohne Zagen die Arme um seinen Hals gelegt: „Wir werden warten, Walther, und die Jahre sollen unsrer Liebe nichts anhaben können — sie sollten sie noch reicher und schöner machen.“

Nun war doch alles so ganz, ganz anders gekommen. Langsam, allmählich hatte sich eine Kluft zwischen ihr und ihrem Bräutigam aufgetan. Ein leiser Riß war es zuerst

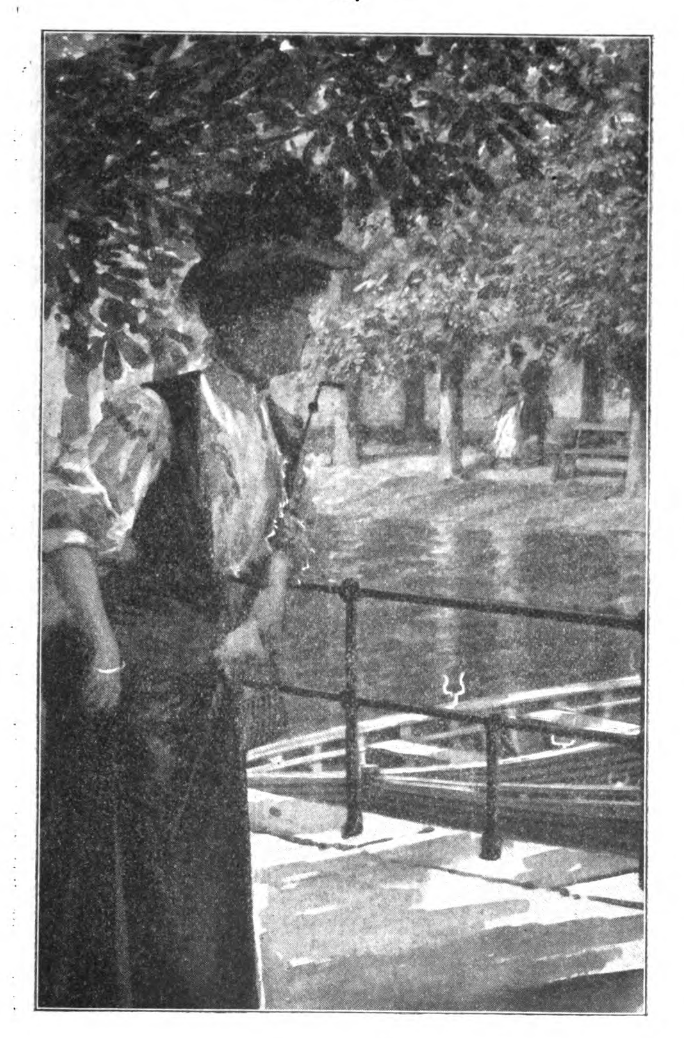
nur gewesen, eine leichte Spalte, die am nächsten Tage wieder geschlossen schien — und sich doch immer weiter öffnete. Franken bemerkte die Veränderung kaum, die sich in dem Verkehr zwischen ihm und seiner Braut anbahnte; und wenn er sie bemerkte, so faßte er sie als eine natürliche Folge der langweiligen „ewigen Brautschaft" auf. Du lieber Gott, wenn man drei Jahre verlobt ist, kann man nicht immer Süßholz raspeln, wie in den ersten Wochen, das ist nun einmal der Lauf der Welt! Und man muß sich mit den Verhältnissen abfinden, so gut es eben geht, muß sich das Leben, das so schon des Unerfreulichen genug bietet, nicht noch aus purem Übermut erschweren — das war seine Weisheitsmaxime. Marie blickte tiefer, weil sie tiefer empfand. Sie grübelte über die Ursachen der Entfremdung, die sich wie ein trüber Schatten zwischen sie und Franken schob, aber sie suchte die Gründe nicht da, wo sie in Wirklichkeit lagen: in der innerlichen Seichtheit des Mannes, dessen stürmische Leidenschaft vor dem bitteren Ernst des Lebens nicht Stich hielt. So schmerzlich sie es empfand, wie er kühler und immer kühler wurde, legte sie sich doch immer aufs neue Entschuldigungen für ihn zurecht, ja sie machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß sie es nicht verstände, ihn zu fesseln. Mehr und mehr spann ihre grübelnde Phantasie ihn in ein Gewebe von Edelmut ein; daß er treu zu ihr hielt, auch als seine Verhältnisse sich so gänzlich geändert hatten, erschien ihr als der Beweis nicht nur einer starken Liebe, sondern auch eines vortrefflichen Charakters; daß er sich allerlei kleine Opfer auferlegte um ihretwillen, als

ein Beweis seines Edelsinns. Sie fühlte, wie die kleinlichen Verhältnisse, in denen sie lebte, ihn beengten, und sie rechnete es ihm hoch an, daß nie ein Wort der Empfindlichkeit über seine Lippen kam. Was bei ihm ein Gemisch von angeborener Gutmütigkeit und Pflichtgefühl, was längst nur noch Gewohnheit, was endlich nur die Folge einer guten Erziehung war, erschien ihr, der sonst so klar und verständig Denkenden, in immer edlerem, hellerem Lichte, und sie suchte mit verdoppelter Liebe und Herzlichkeit wett zu machen, was er ihrer Meinung nach um sie erduldete.

Aber der Riß blieb und wurde zur Kluft, die aller ihrer Versuche, sie zu überbrücken, spottete.

Und nun war endlich doch der lähmende Zweifel in ihre Seele eingezogen und raubte ihr den letzten Rest inneren Selbstvertrauens.

Gerade in der jüngsten Zeit war ihr Franken aufgeräumter, heiterer, denn sonst, erschienen. Auch unsteter freilich. Er konnte bisweilen, wie einst in den glücklichen Tagen unmittelbar nach ihrer Verlobung, sprudelnd übermütig sein, um dann plötzlich kurz aufzuspringen und von dannen zu eilen, kaum daß er sich die Mühe gab, ein flüchtiges Wort der Entschuldigung zu finden. Aber dann kehrte er wohl auf der Treppe plötzlich um, um sie noch einmal mit einer Innigkeit an sein Herz zu drücken, die ihr fast fremd geworden war, und manchmal schien es ihr, als klinge in seiner Seele, was sie so oft entbehrt, eine Saite warmen Mitempfindens mit ihrem eigenen Denken und Fühlen an.



Dann waren geschäftige Freundinnen gekommen und hatten ihr zugeflüstert, daß Walter der hübschen Oberstennichte auffallend den Hof mache. Sie hatte dazu gelacht und gemeint, „das freut mich!“ Und sie dachte, wie sie sagte. Sie hatte ja an den langen Jahren ihres Brautstandes die besten Beweise, daß Franken treu zu ihr hielt. Trotzdem saß der Stachel, so sehr sie gegen das häßliche aufkeimende Gefühl des Zweifels anzukämpfen suchte. Es fiel ihr auf, daß Walther fast nie oder doch nur mit flüchtigen Worten von Gertrud Kraft sprach, er, der sonst so Mitteilsame, der das Herz auf der Zunge hatte. Selbst auf direkte Fragen, die Marie freilich zu stellen verschmähte, die aber die Etatsrätin mit Vorliebe aussprach, gab er nur kurze Auskunft. „Ein hübsches Mädchen? Hm! Mehr pikant, als hübsch. Sehr verwöhnt und verzogen, wie mir scheint,“ hatte er geurteilt und war dann möglichst schnell auf ein anderes Gesprächsthema übergegangen.

„Und heute — heute hatte Marie sie beide gesehen, Walter und die kleine Hamburgerin. Dicht nebeneinander waren beide am Jungfernstieg spazieren gegangen, als sie am andern Ufer des Wassers von der Stadt zurückkam. Und als sie sah, wie Walther lebhaft auf das junge Mädchen einsprach, und wie dieses mit lachendem Munde zuhörte, da hatte Marie es im Herzen empfunden gleich einem körperlichen Schmerz. Sie war von dem Buschwerk der Uferanlagen verdeckt, einen Augenblick stehen geblieben, dann aber, wie von Scham über ihr eigenes Empfinden ergriffen, nach Hause geeilt, in ihr Stübchen, um mit ihren Gedanken allein zu sein. Und

nun saß sie und sann und sann und konnte doch nicht ins Reine kommen mit sich selbst. War's denn nicht kleinlich und unedel von ihr, ihrer so ganz unwert, dem häßlichen Gefühl der Eifersucht Raum zu geben? Hatte Franken das um sie verdient? Was war denn dabei, daß er mit dem heiteren, jungen Ding scherzte und lachte. Er mochte Gertrud Kraft auf der Straße zufällig getroffen haben, ergab es sich da nicht ganz von selbst, daß er sie einige Schritte begleitete, daß er ihr eine Aufmerksamkeit erwies, die sich schon aus der schuldigen Rücksicht auf seinen Regimentskommandeur ergab?

Aber wie Marie sich auch bemühte, mit dem Verstande ihrer Empfindungen Herr zu werden, das Herz wollte sich unter der kühlen Überlegung nicht beugen. Es hatte seine Sprache für sich — eine beredte, dringende Sprache, aus der immer und immer wieder der sehnsuchtsvolle Wunsch heraustönte, daß es sich selbst täuschen möge, und die doch auch immer aufs neue ausklang in die schmerzvolle Überzeugung: seine Liebe ist im Erlöschen — unser Glück ist dahin!

Draußen wurde die Klingel gezogen. Marie wußte, es war Franken. Sie erhob sich rasch und strich mit einer leichten Bewegung das Haar aus der glühenden Stirn. Als sie wenige Minuten später in das Wohnzimmer trat, wo Walter und die Etatsrätin bereits im lebhaften Gespräch bei einander saßen, hatte sie ihre volle Selbstbeherrschung zurückgewonnen. Sie vermochte es über sich, die Begrüßung ihres Bräutigams ruhig zu erwidern, und nur als seine Lippen die ihren

berührten, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Er achtete nicht einmal darauf.

Bald kam Dernstädt. Sie trat ihm mit leichter Befangenheit gegenüber, mit jener Befangenheit, die ihr bisweilen anhaftete, wenn sie mit Kameraden ihres Bräutigams in gesellschaftliche Berührung kam, und die keineswegs einer mangelnden Sicherheit entsprang, sondern der peinlichen Empfindung, daß man ihr ein Mitleid entgegenbringen könnte, welches ihren äußeren Verhältnissen galt. Aber Dernstädts ruhiges, weltgewandtes und doch auch wieder netürliches Wesen half ihr bald über die erste Befangenheit hinweg. Er besaß die seltene Gabe, nicht nur gut zu sprechen, sondern auch gut zuzuhören und seine Partner in jedem Gespräch, ohne daß sie es selbst merkten, auf eine Unterhaltung hinzuleiten, in der sie sich ausgeben konnten. Nach kaum einer Viertelstunde plauderte er mit der Mama, wie ein alter Bekannter über Kopenhagen und den dänischen Hof und wußte dann auch Marie, die bisher ziemlich still neben Franken gesessen, in das Gespräch hineinzuziehen.

„Ich hatte vor etwa acht Tagen die Ehre, Sie, gnädiges Fräulein, zu sehen — bei Frau Schneider — oder richtiger im Vorflur zu dereu Waschküche,“ sagte er lächelnd. „Darf ich fragen, wie es Ihrer Schutzbefohlenen geht? Ich habe ein gewisses Interesse an der Rekonvaleszentin, da das Mädchen die Braut eines meiner Unteroffiziere ist,“ setzte er erläuternd hinzu.

Marie gab gern Auskunft, und indem sie von der

Arbeitsamkeit der beiden armen Frauen und davon erzählte, wie sich beide ehrlich und anständig durchs Lebeu zu schlagen bemühten, gewann ihr ernstes Antlitz Leben und Farbe. Dernstädt bemerkte es mit Vergnügen, er



konnte sich nicht satt sehen an dem feingeschnittenen, ausdrucksvollen Profil, dessen Herbheit sich zu mildern schien, sobald man in die opalartig glänzenden Augen blickte.

„Nun halt aber ein, Kind,“ meinte die alte Dame endlich. „Dein Loblied auf die Schneidern nimmt ja gar kein Ende. Sie müssen wissen, Herr von Dernstädt, meine Tochter hat von Kindesbeinen an eine Vorliebe für alle Armen und Bedrückten gehabt. Ist ja recht schön und gut, aber mein Fall wär's nun nimmer, in die dunstigen Hütten und Keller hinabzukriechen, um Suppen auszuteilen und sich dabei wohl gar eine ansteckende Krankheit zu holen. Und bei der Anna

Schneider fehlte auch wahrhaftig nicht viel — das hat auch der Doktor gesagt."

Franken warf den Kopf hoch. „So? Und davon erfahre ich erst heute? Das war sehr unrecht von Dir, Marie! Du weißt doch, wie ich darüber denke. Wozu gibt es denu öffentliche Krankenhäuser und Unterstützungskassen?"

Über das Antlitz Maries hatte sich eine dunkle Röte gebreitet. Sie schien eine Erwiderung mit Mühe und nur mit Rücksicht auf den Gast zu unterdrücken und sah erfreut auf, als Dernständt für sie das Wort ergriff: „Das nenne ich aber das Kind mit dem Bade ausschütten, Franken. Sie nehmen ja dem Guten, was das gnädige Fräulein getan, die ganze Freudigkeit, wenn Sie es derart beschränken wollen. Billige Vorsicht lasse ich gewiß gelten, so wie jeder Arzt sie zu üben gezwungen und verpflichtet ist. Wo sollte es aber hinführen, wenn alle warmherzigen, mildtätigen Fraueu die Hütten der Armut meiden würden, weil ihr edles Wirken, oder sagen wir lieber der Trieb ihres schönen Pflichtgefühls sie der Gefahr irgend einer Ansteckung aussetzt! Wo soll es hinführen, wenn dem Frauenherzen die Betätigung seiner Liebe zu den Mitmenschen abgeschnitten wird! Das Krankenhaus ist gewiß eine sehr segensreiche, eine sehr wohltätige Einrichtung, und ich gehöre zu denen, die unter Umständen ihm den Vorzug zu aller häuslichen Krankenpflege geben, weil es in vielen Fällen dem Patienten ungleich mehr bieten kann als die Häuslichkeit. In unzähligen andren Fällen aber kann ebenso gewiß das Krankenhaus

nicht die häusliche Pflege ersetzen, wie der Arzt nicht den tröstenden Zuspruch, die linde Hand einer Frau unentbehrlich machen kann."

„Der berufenen Pflegerin," warf Franken ein.

„Berufen ist jede Frau, die mit warmem Herzen die nötige Willenskraft und Energie, die rechte innerliche Freude mit ernstem Trieb und Wohltun verbindet," gab Dernstädt zurück. „Aber wir schweifen ins Weite. Würden Sie, gnädiges Fräulein, mir nicht Mittel und Wege an die Hand geben können, den beiden armen Wesen, die so mühevoll um ihre Existenz ringen, irgendwie, soweit es in meinen Kräften steht, hilfreich an die Hand zu gehen? Ich fühle, daß alles, was auch nur entfernt an Almosen erinnert, übel angebracht wäre — —"

Marie nickte. „So ist es, Herr von Dernstädt — — bin doch auch ich auf harten Widerstand gestoßen, als die Not in dem Wäscherhause am größten war. Mutter und Tochter sind stolz in ihrer Art, und die Tochter vielleicht noch mehr als die Mutter. Wollen Sie etwas tun, so suchen Sie den beiden Arbeit und Verdienst zuzuwenden — und wollen Sie darüber hinaus Ihr gutes Herz betätigen, so rechnen Sie dem Unteroffizier Berger seine militärischen Vergehen, die, wie ich weiß, seine Zukunft gefährden, nicht gar zu hart an."

Franken lachte. „Sehen Sie, Dernstädt, jetzt appelliert man schon an Ihr kompagniecheflisches Herz — das kommt davon. Berger — Berger? Das ist ja der

Schlingel, der mit Vorliebe über Urlaub ausbleibt. Richtig, Ihr Vorgänger hatte ja schon seinen lieben Ärger mit dem Burschen. Was hat der denn mit der ehrsamen Familie Schneider zu tun?"

„Unteroffizier Berger ist mit der Tochter verlobt," entgegnete Dernstädt kurz und teilte dann Marie mit, daß er von einer Kündigung der Kapitulation bereits Abstand genommen habe; der Unteroffizier scheine sich übrigens sichtbar zusammenzunehmen, und wenn es so bliebe, werde er versuchen, den beiden jungen Leutchen später die Möglichkeit der Heirat zu erwirken. Wenn sie, Marie, ihm aber gestatten wolle, ein klein wenig an ihren guten Werken teilzunehmen, dann möge sie wenigstens erlauben, daß er ihr einige Flaschen stärkenden Weines für Anna Schneider und etwaige andre Kranke sende — er habe noch einige Flaschen ausgezeichneten griechischen Malvasiers im Keller, die er auf seiner Orientreise selbst ausgesucht, und die so die beste Verwendung fänden.

Marie sah fragend auf Franken; als dieser aber lachend nickte: „Schade um den schönen Tropfen — aber geniert Euch nicht, Ihr wohltätigen Seelen!" nahm sie dankend an.

Die gute Etatsrätin war froh, als das ihr nicht weniger wie Franken unerquickliche, ja unverständliche Gespräch ein Ende erreicht hatte, und Dernstädt auf ihre Frage, wie es ihm denn eigentlich in Tenburg gefalle, bereitwillige und ausführliche Auskunft gab. So sehr sie selbst stets auf das kleine Nest schalt, es war doch ihre

Heimat, und es tat ihr wohl, daß der verwöhnte Großstädter es lobte — lobte bis auf das unübertreffliche Graubrot herunter, das er noch nirgends so vorzüglich gegessen zu haben behauptete.

Und da war es Franken, der in etwas hämischen Ton einwarf: „Bei Ihrem Hymnus auf Tenburg vergessen Sie aber ganz des Magnets, der Ihnen unser teures Pathmos wohl nur vorläufig in so rosigem Licht erscheinen läßt, Dernstädt —"

„Und das wäre?"

„Sie fragen, Bester? Nun, der kleine Kobold — das Oberstennixchen — Gertrud Kraft!"

„Fräulein Kraft hat mit Tenburg wohl am allerwenigsten zu tun — und noch weniger damit, wie es mir hier gefällt," meinte Dernstädt möglichst gleichmütig, ohne daß er verhindern konnte, daß seine volle Stimme von verhaltenem Mißbehagen leise bebte.

„Na — na, Verehrtester!" drohte Franken über den Tisch hinüber. „Man ist doch nicht mit Blindheit geschlagen!"

Marie hatte die Augen gesenkt und hielt die Hände fest ineinander verschlungen auf dem Schoß. War das möglich, war das mehr als eine flüchtige Neckerei, was Walter da sagte? Wie ein leises, noch unsicheres Glücksgefühl zog es in ihr Herz ein. Wenn es wahr wäre, wenn Dernstädt sich wirklich für die Hamburgerin interessierte, wenn diese seine Neigung erwiderte, dann war ja all ihr Bangen und Sorgen umsonst gewesen. Mit verhaltenem Atem wartete sie auf Dernstädts Antwort.

Dieser war augenscheinlich durch Frankens wenig taktvolle Anspielung aufs peinlichste berührt. Über sein offenes Gesicht wetterleuchtete es. Dann aber faßte er sich kurz: „Warum sollte ich es leugnen? — Fräulein Kraft ist allerdings ein heiteres, frisches Element in der immerhin etwas eintönigen Geselligkeit unserer Garnison, und auch ich kann mich dem Zauber ihres ungezwungenen Wesens nicht entziehen.“ Er hatte hinzusetzen wollen — „so wenig wie Sie, Franken,“ aber er fühlte, daß er damit dem Mädchen an seiner Seite wehtun müsse, und unterdrückte den Schluß.

„La — la!“ machte Franken. „Ein heiteres, frisches Element! Sehr vorsichtig gesagt. Ein Sprühteufelchen ist sie, die Kleine!“ Und dann setzte er, plötzlich den Ton wechselnd, als ob er sich jetzt erst besinne, daß er mit seiner Braut am Tische saß, hinzu: „Übrigens hübsch ist sie eigentlich doch gar nicht — entschuldigen Sie, Dernstädt, ich kann Fräulein Kraft wirklich nicht hübsch finden.“

„Weshalb Sie sich wegen dieser Meinung zu entschuldigen haben sollten, weiß ich wahrhaftig nicht. Außerdem ist über den Geschmack nicht zu streiten.“ Es klang so abweisend, das Wort aus Dernstädts Munde, daß Marie erstaunt aufschaute. Erstaunt und erfreut zugleich, denn sie fühlte mit weiblichem Scharfsinn heraus, daß Dernstädt sich augenscheinlich für Gertrud Kraft interessiere, auch wenn er es sich vielleicht selbst noch nicht gestehen mochte. Und wie um die etwas brutalen Äußerungen Frankens wett zu machen, sagte sie liebenswürdig:

„Über den Geschmack ist nicht zu streiten, aber ich glaube, man muß schon einen sehr schlechten Geschmack haben, um Fräulein Kraft nicht auffallend hübsch zu finden.“

Diesmal war es an ihrem Bräutigam, erstaunt aufzusehen. „Kennst Du das Oberstennixchen denn, Marie? Ich dachte das Gegenteil,“ meinte er mit leichter Verlegenheit.

Marie fühlte sich plötzlich im innersten Herzen so beruhigt, daß sie heiter lächelnd mit dem Finger drohte: „Jawohl, Du Sünder! Ich sah Euch beide heute nachmittag auf dem Jungfernstieg, und wenn ich eifersüchtig wäre —! Aber tröste Dich, den Gefallen tue ich Dir nicht.“

„Ich meine, Du hast auch nie Grund dazu gehabt.“

Es kam so etwas, wie frohe Laune über das ernste Mädchen. Marie lachte herzlich und reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber: „Und hätte mein Herz je etwas von Eifersucht verspürt, so bitte ich's Dir hiermit feierlich ab, Walter. Es ist ja zu töricht, sich das Leben mit derartigen dummen Gedanken zu verbittern.“

„Das ist einmal ein verständiges Wort, Deern!“ Die Etatsrätin hob die Tafel auf und bat die Herren, sich eine Zigarre anzuzünden. „Ja, die Eifersucht. Es war da, als ich jung war, am Hofe König Christians ein Hoffräulein, eine Komtesse Niels Nilsen —“ und sie erzählte mit der umständlichen Breite des Alters eine Geschichte von unglücklicher Liebe und unendlicher Leidenschaft, ohne zu bemerken, daß ihr eigentlich nur Dernstädt mit der Höflichkeit des wohlerzogenen Mannes zuhörte,

während sein Blick wie forschend immer wieder zu dem Brautpaar hinüberschweifte, das an einem der Fenster stand und in die Nacht hinaussah. Dann und wann wurde Mariens scharfgeschnittenes Profil, gegen den dunklen Hintergrund sich deutlich abzeichnend, sichtbar, und bisweilen klang ihr leises Lachen herüber, seltsam melodisch im Tonfall, wie Glockenklingen. Und dann tönte wieder Frankens etwas schrille Stimme dazwischen mit irgend einem leichtgeschürzten Scherzwort, und sein hübsches, aber etwas nichtsagendes Gesicht kehrte sich dem hellen Lampenlicht zu. Wunderlich, wie sich die Menschen zusammenfinden im Leben!

Als Dernstädt und Franken um die elfte Stunde sich verabschiedet hatten, schritten sie zuerst schweigend nebeneinander her. Dann wandte Dernstädt sich plötzlich ernst an den Kameraden: „Sie haben ein seltenes Glück gefunden, Franken. Ich muß Ihnen das sagen, heute, nachdem ich die Ehre hatte, Ihr Fräulein Braut kennen zu lernen. Ich möchte Ihnen noch einmal recht von Herzen Glück wünschen — nicht in dem konventionellen Sinne, in dem ich es ja bereits getan."

Franken drückte die dargereichte Hand, und über seine Züge flog doch ein Schimmer von Stolz. Dann meinte er in gleichmütigem Ton: „Ja — Marie ist ein liebes, herziges Mädchen — sie hatte auch heute ihren besonders guten Tag! Gute Nacht, Dernstädt!

Und oben in dem kleinen Schlafzimmer der Etatsrätin, in dem die Tochter die Greisin zur Ruhe brachte, lehnte Marie plötzlich das Haupt an die Schulter der



Mutter und flüsterte ihr leise zu: „Ich bin so froh heute, Mama — so froh, wie seit lange nicht!“

„Ja — ja, es war ein netter Abend! Wirklich, das war er. Und der Herr von Dernstädt ist ein charmanter Mann. Findest Du das nicht auch, meine Deern?

„Was auch Walter über ihn sagen mag, er ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle — gewiß, Mama! Aber ich meinte eigentlich etwas anderes, Mama — Gute Nacht, Mamachen! Schlaf wohl!“

IX.



Herr Oberst von Wengstein und Frau geben sich die Ehre, Herrn Major von Dadden und Frau Gemahlin zum Tee auf Sonnabend, den 3. Juli, um 8 Uhr, ganz ergebenst einzuladen.
U. A. w. g."

Es lag bereits ein kleiner Stoß mit ausgefüllten Karten vor Magdus, aber die Liste, die Frau Magda vor sich hatte, schien noch lange nicht erschöpft. Es war dies eine ganz eigentümliche Liste mit allen möglichen geheimnisvollen Hieroglyphen hinter den Namen der Herrschaften,

mit denen Wengsteins im Verkehr standen. Da befand sich hinter dem einen Namen ein Kreuz, und als Gertrud, die Onkel und Tante assistierte und sogar zuerst die Couverts hatte 'beschreiben sollen, was sich aber als unausführbar herausstellte, da ihr Gekritzel, wie sie selbst zugab, niemand lesen konnte — als sie lachend nach der Bedeutung dieses unheilverkündenden Zeichens fragte, gab Tante Magda ganz ernst die Auskunft: „Die haben uns noch nicht gehabt."

„Gehabt —?"

„Ja — sie sind uns eine Einladung schuldig. Wir sind ihnen also nicht verpflichtet."

„Nun — und was besagt hier der senkrechte Strich, Tantchen?

„Da waren wir zum Diner. Und damit Du mich nicht weiter quälst: der wagrechte Strich heißt Abendbrot."

„Und die Querstriche, Tantchen?"

„A, laß mich zufrieden, du Quälgeist! Schreib mal auf, Männchen: Sanitätsrat Müller —" Tante Magda wollte nicht, daß der Sausewind erfahre, daß sie durch die ominösen Querstriche Buch darüber führte, wie viel Gerichte es bei diesem und jenen gegeben.

„Aber, Magda, wir sind ja leider schon achtundzwanzig!"

„Schad' nichts. Bloß keine Leppergesellschaften zu womöglich nur einem Dutzend Menschen."

„Aber, Magda, das ist doch am gemütlichsten!"

„Gemütlich hin — gemütlich her. Je größer die

Gesellschaft, desto rentabler für die Wirtin. Wo zwanzig satt werden, werden es auch dreißig. Schreib nur weiter Frau Amtsrichter Eichsfeld nebst Fräulein Töchtern. Herr Assessor Liebmann —"

„Können wir uns denn nicht den wenigstens schenken, Frauchen?"

„Aber, Alterchen, das ist ja, wenn wir von Dernstädt absehen, die einzige Partie. Den können wir schon wegen der Töchter von Sanitätsrats nicht entbehren."

„Ein gräßlicher Kerl!" murrte Magdus, notierte aber gehorsam.

„Hast Du? Frau von Welber-Kniehof, Hauptmann Krain nebst Gattin. Hast Du? Ja so, und Hauptmann Franken nebst Fräulein Braut."

„Die ewige Braut —" spöttelte Gertrud. „Ich habe schon soviel von ihr gehört, daß ich ordentlich neugierig bin, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

„Ein sehr liebes Mädchen. Ich hätte wohl gewünscht, daß Ihr Freundinnen würdet, Gertrud."

Die Kleine lachte in sich hinein. „Du, Tantchen, damit wirst Du wohl kein Glück haben. Und wenn Fräulein Bremer ein Engel von Schönheit und Güte wäre — dicht dabei soll es ja sein! — für Bräute im allgemeinen und für ewige Bräute im besonderen habe ich gar keine Neigung. Und zudem ist mir Franken unausstehlich — ganz unausstehlich."

„Gertrud, ich möchte Dich doch bitten, von den Herren meines Regiments etwas rücksichtsvoller zu sprechen!" ließ sich Onkel Magdus mit einem schwachen Versuch von Energie vernehmen.

„Aber wir sind ja ganz unter uns, Onkelchen!“

Frau von Wengstein aber schob das große Augenglas, das sie heimlich benutzte, wenn sie las oder schrieb, beiseite und meinte verwundert: „Du magst Hauptmann Franken nicht, Trude? Aber das ist ja das erste, was ich höre. Ich dachte ganz im Gegenteil —„

„Dann hast Du Dich geirrt, liebes Tantchen. Auf die Gefahr hin, mir vom Onkel noch eine Reprimande wegen der ‚Herren vom Re'ment‘ zuzuziehen, muß ich Herrn Hauptmann Franken, Ritter pp, für einen ganz seichten Schwätzer erklären.“

Frau von Wengstein und der Herr Oberst schüttelten beide die Häupter, aber sie hielten es wohl nicht für der Mühe wert, das „Kind“ eines Besseren zu belehren.

„Wie viele hast Du jetzt, Karl?“

„Dreiunddreißig, Magda.“

„Na, dann wollen wir noch Lilienbergs aus Kleingandern hinzunehmen, die doch wahrscheinlich absagen, das macht dann fünfunddreißig. Wenn ich mich dann auf fünfundzwanzig einrichte, langt es gerade.“

„Aber nur nicht zu knapp, Magda, nur nicht zu knapp. Was willst Du denn geben? Buffet oder Beine unter dem Tisch?“

„Natürlich das letztere. Mit den Buffets, das ist eine ganz unpraktische Einrichtung. 'ne furchtbare Geschirrhinundherschlepperei — und es kommt bei Lichte besehen auch billiger, wenn man zwei Gerichte und eine süße Speise gibt. Der Goldbütt ist jetzt billig in Kiel, und die meisten essen ihn für Steinbutt, auch macht ihn die

Bertha vorzüglich. Dann einen Schinken in Burgunder — da kann man ordentlich was abschneiden. Und Alterchen, Du machst eine tüchtige Bowle — vergiß nur nicht, Dir rechtzeitig die großen Steintöpfe aus dem Kasino zu bestellen. Und daß Du mir die Ordonnanz gut einschärfst, daß sie die Gläser nicht immer so plump bis an den äußersten Rand vollgießt."

Gertrud hatte bei der wirtschaftlichen Erörterung ihr Taschentuch herausgezogen und bohrte die spitzen Zähnchen tief in das zusammengeknüllte Spitzengewebe, — sie meinte vor Lachen ersticken zu müssen. Was ahnte das verwöhnte Weltkind aus dem reichen Kaufmannshause davon, wie genau der Wirtschaftsetat in einer Offiziersfamilie zugeschnitten werden mußte, selbst im Haushalt eines Regimentskommandeurs? Was ihr als kleinliche Knickerei vorkam, war ja in Wirklichkeit nur der Ausfluß gebieterischer Notwendigkeit. Wengsteins waren nicht reich und hatten zwei Söhne auf der Universität — das Kommißvermögen, das Frau von Wengstein einst in die Ehe gebracht hatte, war längst daraufgegangen, langsam verzehrt worden unter den stetigen Ansprüchen der Geselligkeit, des Standes — da galt es sich einzurichten und hauszuhalten, zu rechnen und immer wieder zu rechnen, wenn man nicht sorgenvoll in die Zukunft sehen wollte.

„So — das ist alles ganz schön und gut. Nun aber zur Tischordnung! Da können wir unsren lieben kleinen Wildfang zu Worte kommen lassen" — der Oberst streichelte zärtlich die frische Wange des Mädchens, dessen Aufmerksamkeit plötzlich aufs höchste erregt schien. „Nun,

Magda? Wem geben wir Gertrud — dem alten Oberstabsarzt, der mir wohl nächsten an den neuen Bazillentheorien überschnappen wird, oder dem lahmen und tauben Rittergutsbesitzer Wenhagen? Beides sehr ehrenwerte, ausgezeichnete Männer."

Frau Magda lächelte gnädig. „Du mußt doch immer Dein Späßchen haben, Alterchen, laß doch das Kind selbst mal seinen Wunsch aussprechen —"

„Mir ist das ganz gleich, wer das zweifelhafte Vergnügen haben soll, mich zu Tische zu führen," meinte Gertrud großartig und lehnte sich in ihren Sessel zurück. „Meinetwegen Dein vielgeliebter, unübertrrfflicher Herr von Wellner oder Herr von Dernstädt — oder irgend ein andrer."

Magda und Magdus wechselten einen verstohlenen Blick völliger Übereinstimmung.

„Na — dann sagen wir also Wellner." Der Oberst sprach's, ließ aber die Feder noch ruhen, als erwarte er einen Einwurf. Der blieb denn auch nicht aus. „Wellner — Wellner, Onkelchen — ja, das ist mir ganz recht. Das heißt, weißt Du — er führte mich erst neulich bei Seldens — und bei Bürgermeisters auch. Und man plaudert sich allmählich wirklich ein bischen aus."

„Bravo, Du Schlaufuchs im Weibergewande!" Wengstein lachte über das ganze behäbige Gesicht. „Also wenn Du Wellner sagst, meinst Du Dernstädt. Mir ist's recht. — Herr Hauptmann von Dernstädt — Fräulein Gertrud Kraft —" notierte er, und die

Gattin fügte unvorsichtig genug hinzu: „empfehlen sich als Verlobte.“

Das verstand Fräulein Gertrud Kraft indessen falsch. Sie errötete weder, noch lachte sie verlegen, wie Onkel und Tante es wohl erwartet haben mochten, sondern sie reckte die kleine Gestalt sehr entschieden in die Höhe und warf kurz ein: „Das wird sich besagte junge Dame wohl noch sehr überlegen.“

Der Oberst schob seine Papiere zusammen und steckte ein ernsteres Gesicht auf, als gewöhnlich. „Du Kleine!“ meinte er. „Tante und ich haben über besagten Kasus wiederholt gesprochen — erlaube, daß ich Dir einmal unsere Meinung sage.“ Gertrud wollte aufspringen, aber er drückte sie in den Sessel zurück. „Unsre Meinung — was Du Dir daraus für eine Nutzanwendung ziehst, sei Dir überlassen. Dernstädt hat Dir in den letzten Wochen ziemlich auffallend den Hof gemacht, und Du hast, wenn ich nicht alle Fähigkeiten zu sehen verloren habe, ihn keineswegs zurückgewiesen. Laß Dich warnen, Trude, wenn Du nicht Kummer erleben willst. Dernstädt ist nicht der Mann dazu, mit sich spielen zu lassen. Er ist eine in sich gefestigte Natur, er weiß, was er will.“

Die Knie hochgezogen, so daß nur die äußersten Fußspitzen noch den Teppich berührten, die feinen Finger, ungeduldig auf den Seitenlehnen des Sessels trommelnd, saß Gertrud da. Ihr hübsches Gesicht zeigte keine Spur von Befangenheit, sie suchte augen-

scheinlich den Ausdruck völliger Gleichgültigkeit geflissentlich festzuhalten.

„Es ist, wie Onkel sagt," nahm nun auch Frau von Wengstein das Wort. „Wir meinen es gut mit Dir, Trude, das weißt Du selbst am besten. Wir haben Dich herzlich lieb, gerade darum müssen wir ernst mit Dir sprechen, und es ist mir sehr lieb, daß sich die Gelegenheit zu solcher Aussprache noch vor unserm kleinen Feste ergibt."



„Aber, Tante, — was wollt Ihr beide eigentlich nur von mir?" Es kam diesmal doch ein klein wenig beunruhigt aus den nur halbgeöffneten roten Lippen.

„Daß Du Dir selbst klar wirst über Dein Herz, Du törichtes Kind. Weiter nichts. Und daß Du — das bist Du uns schon schuldig! — in Dernstädt nicht Hoffnungen erweckst, wenn Du nicht auch daran denkst — nun ich meine, Du hast mich wohl verstanden?"

„Und wenn ich nun daran dächte —" Es war ein seltsam verschleierter Blick, der unter den langen dunklen Wimpern hervorschoß.

Frau Magda erhob sich würdevoll und schloß das Nichtchen in ihre Arme. „Gott weise Deinem Flattersinn den rechten Weg," sagte sie ernst. Aber Gertrud lachte schon wieder: „Nur nicht so feierlich, Tantchen! Ich mag noch garnicht daran denken, mich fein fügsam unter das Ehejoch zu beugen — puh! Ich habe denn doch wohl noch Zeit" — sie wiegte sich kokett — „und Dernstädt — er ist und bleibt eigentlich ein rechter Moralfatzke. Ich würde ihn mir gewaltig erziehen müssen! Na wie's kommt, so kommt's!" Und rechts und links eine Kußhand werfend: „Ich danke für gnädige Anteilnahme" eilte sie hinaus.

Kopfschüttelnd sahen ihr die beiden Alten nach.

„Ein tolles Ding!" murrte Frau Magda. „Keine Spur von Ernst in dem Köpfchen — Launen — Launen und abermals Launen!"

„Und dabei so verteufelt hübsch," ergänzte Magdus. „Die wird ihrem Zukünftigen noch einmal etwas zu raten aufgeben. Ich möchte nicht an seiner Stelle sein."

Frau von Wengstein hob lächelnd den Finger:

„Na, na, Alterchen! Dir hat der Racker doch auch den grauen Kopf ein wenig verdreht —“

„Aber, Magda!“

„Na, ich weiß wohl, es hat keine Gefahr,“ lachte sie gutmütig. „Also es bleibt dabei: Gertrud und Dernstädt. Und dann, denke ich, Wellner und die älteste vom Sanitätsrat — die zweite kann der Herr Assessor Liebmann führen —“

X.



Draußen auf der Bleiche am Kanalufer stand Anna Schneider und begoß die auf dem kleinen Rasenfleck ausgebreiteten Leinwandstücke. Das Mädchen hatte sich merkwürdig erholt in den letzten Wochen; die fiebrige Röte war aus den Wangen gewichen und hatte einem gesunden leichten Braun Platz gemacht, die Augen blickten wieder klar, und die

ganze Gestalt schien sich aufgerichtet zu haben. Sie sah wirklich bildhübsch aus in ihrem saubern buntgestreiften Kattunkleid, daß trotz aller Einfachheit ihren zarten Wuchs, der noch etwas kindlich Knospenhaftes an sich hatte, vorteilhaft hervorhob. Wie sie so dastand, die Gießkanne in der Hand, den Rock kurz geschürzt, daß die gut geformten, wenn auch übermäßig kleinen Füße in den weißen Holzschuhen bis zum Knöchel sichtbar wurden, den Kopf mit dem lichten Flechtenkranz etwas vornübergebeugt, um ja keinen Fleck auf dem Linnen außer acht zu lassen — den grünbesäumten Kanal vor sich, im Hintergrund das rotgestrichene Häuschen mit dem morschen braunen Ziegeldach darauf — das Ganze übergossen vom hellen Sonnenschein, — schien sie wirklich wie aus dem Bilde eines niederländischen Malers herausgeschnitten.

Das schien auch der Gedanke des Herrn Assessors Liebmann zu sein, der auf seinem Nachmittagsspaziergang, wie neuerdings häufiger, am Kanal entlang schlenderte, den keulenartigen Stock neuester Mode senkrecht in der Rechten, die übermäßig schlanke Gestalt in einem schloßweißen, sehr weiten Helgoländeranzug gehüllt. Er hielt sehr auf ein Äußeres, die Korpsbrüder hatten ihn nicht umsonst schon auf der Universität den schneidigen Oskar genannt.

Als er an dem Schneiderschen Hause anlangte, blieb er stehen und klemmte das Glas in das Auge. Mit sichtlichem Kennerblick beobachtete er das Mädchen, das ihm bei der Arbeit den Rücken zuwandte und ihn daher noch gar nicht bemerkt hatte. Er drehte mit

einem gewissen Behagen den kurzen dunklen Schnurrbart, der ihm übrigens wirklich gut zu dem noch von der letzten Reserveübung gebräunten Gesicht stand. Dann trat er dicht an das niedere Holzgitter heran, das den Bleichplatz nach der Straße zu abschloß, und rief dem Mädchen zu: „Tag, Fräulein! Wieder gut zuwege? Das freut mich — meinen Glückwunsch zur Auferstehung!"

Anna Schneider wandte sich um, und als sie den Herrn am Gitter erkannte, der artig den winzig kleinen Hut von dem wohlfrisierten Haupt zog, stieg eine helle Röte in ihren Wangen auf. Sie dankte kurz und wandte sich dann wieder ihrer Arbeit zu.

„Sie blühen ja wie ein Röschen, Fräulein Anna. Wie Sie das gut kleidet! Wirklich charmant. Was wird sich die Mutter gefreut haben!" fuhr Herr Liebmann fort und lehnte sich, als wollte er sich auf ein längeres Gespräch einrichten, an das Gatter.

Anna stieg gerade mit einer frisch gefüllten Gießkanne vom Kanal herauf, und es flog so etwas wie ein spöttisches Lächeln über ihre Züge. „Nehmen Sie sich in acht, Herr Assessor, daß der Zaun nicht bricht!"

„Dann würde ich Ihnen gerade vor die Füße fallen."

„Da täten Sie auch was Rechtes," gab sie kurz zurück, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Der Assessor lächelte. „Das käme doch darauf an. Sie hätten dann freilich die Mühe, meinen Anzug wieder mit Hilfe von Wasser und Seife in einen menschenwürdigen Zustand zu bringen." Er machte eine kleine Pause, wie um eine Entgegnung abzuwarten. Als die aber ausblieb,

fuhr er fort: „Nun wird man Sie wohl auch häufiger mal wieder auf dem Trockenplatz hinter Ihrem Hause sehen, Fräulein Schneider? Ich habe mir jetzt in unsrem Garten ein Plätzchen am Zaun eingerichtet, wo ich gegen Abend meist ein Stündchen lese — es ist wirklich wundervoll unter den schattigen Linden."

„Das ist aber Fräulein Bremers Lieblingsplatz seit langen Jahren —" warf das Mädchen, zum ersten Male etwas eifrig ein.

„So? Nun, der Platz ist groß genug für zwei, und ich habe meine Wohnung ausdrücklich mit Gartenbenutzung gemietet. Fräulein Bremer wird also wohl das Plätzchen mit mir teilen müssen."

Anna gab ihrer Gießkanne einen so kräftigen Ruck, daß das Wasser im weiten Bogen bis unmittelbar an die gelben Botten des Herrn spritzte. „Ich glaube, Fräulein Bremer verzichtet lieber," meinte sie nicht gerade höflich.

„Soll mir erst recht angenehm sein. Sie haben mir aber meine Frage gar noch nicht beantwortet, Fräulein Anna. Wird man Sie häufiger im Garten sehen?"

„Da wir unsre Wäsche drin aufhängen müssen, kann ich ihn nicht meiden. Das wissen Sie ja so gut, wie ich selbst, Herr Assessor." Sie goß den Rest der Gießkanne aus und ging zum Wasser hinab, um sie neu zu füllen. Das schien aber diesmal merkwürdig schwierig zu sein, denn sie brauchte eine geraume Zeit dazu. Als sie endlich zurückkam, fand sie anstatt des einen Herrn zwei am Gitter vor, und beim Anblick des zweiten flog ein Schimmer heller aufrichtiger Freude über ihr Gesicht.

Dernstädt war's, der sich dem Assessor Liebmann zugesellt hatte. Er kannte den Herrn oberflächlich wie man in einem Nest gleich Tenburg fast jeden, der zur Gesellschaft zählt, in wenigen Wochen kennen lernt, und er war ein wenig erstaunt, den schneidigen Oskar an dieser Stelle zu finden, augenscheinlich sehr ungeduldig auf das junge Mädchen wartend, deren helles Kleid durch das Ufergebüsch heraufschimmerte. Die beiden Herren hatten sich gegrüßt, und der Assessor hatte sich verpflichtet gefühlt, seine Anwesenheit durch die Erklärung zu motivieren, daß die Witwe Schneider seine Leibwäsche unter ihrer freundlichen Obhut habe. Der patente Herr beeilte sich jetzt auch, Anna zuzurufen: „Also Sie besorgen das alles recht pünktlich, Fräulein!“ und ging mit einer eleganten Schwenkung seines Hütchens von dannen, während das junge Mädchen ihm mit einem so verwunderten Ausdruck im Gesicht nachsah, daß Dernstädt fragte: „Was wollte der Herr denn von Ihnen?“

„Ich weiß es wirklich nicht, Herr Hauptmann,“ entgegnete sie ein wenig verlegen und doch eifrig. „Ich weiß nicht, was der Assessor von mir will — er ist aber unser guter Kunde, und da muß man ja Rücksicht nehmen.“ Sie setzte die Gießkanne auf die Erde. „Mutter ist drin — wenn der Herr Hauptmann vielleicht —“

Dernstädt nickte, und sie schritt ihn schnellen Fußes voran über die Straße und durch den halb dunklen Flur: „Mutter, der Herr Hauptmann von Dernstädt will Dich sprechen.“

Die Waschküche war heute zur Bügelstube ein-

gerichtet, und die Schneidern stand unfern des heißen Ofens am Plättbrett, den Bolzen mit äußerster Emsigkeit handhabend, einen mächtigen Korb mit Wäsche zur Seite. Auf den Anruf der Tochter stellte sie aber das Plätteisen sofort mit einem energischen Ruck auf den Herd, strich sich die Schürze glatt und rief fast überlaut: „Jotte doch, der Herr Hauptmann! Ju'n Mor-



gen, Herr Hauptmann! Na, hoffentlich sind Se nich unzufrieden mit de Wäsche jewesen, daß Se selber kommen. Ich bin ja man immer in Angst, denn daß der Herr Hauptmann sehre eijen mit de Oberhemden sind, des hat unsereine gleich weg. Nich so wie manche andre Herren, die jlauben, unter die Uniform sieht man's nich — nee, immer akkrat! Also Sie sind zufrieden? Na, jottlob, mir plumpst nen Felsstein vons Herze." Der Redestrom von Frau Schneider ließ sich, wenn die Schleuse einmal aufgezogen war, nicht so leicht hemmen. „Un wir danken ooch bestens, Herr Hauptmann, daß Se uns die Kundschaft vom gnädjen Herrn Oberst verschafft. Nee, daran hätte ooch keen an'rer Herr dran jedacht, wie nur man bloß der Herr Hauptman! Un s' is ne pikfeine Kundschaft beson'res was das gnädje Fräulein is. Die Wäsche, die Wäsche! Ick hab doch manches in mein Leben jesehen, aberst so 'ne Pracht von Batistnem un von Spitzen noch nie — man jeniert sich manchmal orndlich, mit de Finger ran zu kommen. Un de Unterkledage —"

„Aber Mutter!" warf Anna ein.

„Ach soo! Na also, womit kann ich dem Herrn Hauptmann dienen?" Die Alte knickste und zupfte sich an den Schürzenbändern.

„Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen, Frau Schneider?"

„Na ob, Herr Hauptmann! Anna, was stehst De un hälst Maulaffen feil. Mach, daß De an de Arbeit kommst — hörst De nich, daß der Herr Hauptmann was

mit mir zu parlementieren hat.“ Es klang barsch, aber doch zugleich auch so komisch, daß Anna mit einem fröhlichen Lächeln auf dem Gesicht abzog.

„So, Herr Hauptmann. Befehlen der Herr Hauptmann, daß wir in die Stube jehn?“

Dernstädt schob die dicke Madame, die bereits die Klinke in der Hand hatte, sanft zurück. „Lassen Sie nur, wir sind ja hier auch ungestört, Frau Schneider. Und Ihr Eisen wird kalt. Nehmen Sie's nur ruhig zur Hand und lassen Sie sich nicht in der Arbeit stören.“



Die Schneidern warf einen verwunderten Blick auf den Offizier, aber sie griff wirklich zum Eisen, prüfte mit der angefeuchteten Handspitze, ob der Bolzen auch noch brauchbar sei und begann dann mit großer Be-

dächtigkeit ein Oberhemd zu bearbeiten: „Wenn der Herr Hauptmann erlauben — ick höre ooch besser zu, wenn ick dabei arbeiten kann. Un des hier is man ooch bloß leichter Kram von 'nem Einjährigen, bei dem's nicht so jenau drauf ankommt — Hemden zu drei Mark das Stück, was sie die jungen Herrens so in de Ramschjeschäfte uffschmieren. Nu, Herr Hauptmann — ich bin ganz Ohr."

Dernstädt hatte sich dicht neben die Alte gestellt. „Frau Schneider, ich halte Sie für eine verständige Frau —" begann er.

„Können Se ooch, Herr Hauptmann, könn' Se och. Mein Oller hat's immer jesagt, Fike, hat er jesagt, Du bist 'ne kluge Deern. Bloß mit de Polize, das hab ick dumm jemacht. Se wissen ja, Herr Hauptmann, mit de Polize von de Versicherung —"

„Nun also, Frau Schneider, da ich Sie für eine vernünftige Frau halte, kann ich ganz offen mit Ihnen reden," hielt es Dernstädt doch für geboten, die Redselige zu unterbrechen. „Wie denken Sie eigentlich über das Verhältnis zwischen Ihrer Tochter und dem Unteroffizier Berger? Was soll daraus werden?"

Wenn der Hauptmann etwa gedacht hatte, daß diese Frage Frau Schneider besonders erregen würde, so hatte er sich geirrt. Sie strich ganz ruhig mit dem Wachsstock über die Unterseite des Plätteisens, nahm eine neue Falte des Oberhemdes vor und meinte gleichmütig: „Wat draus werden soll, Herr Hauptmann? Nu, ich denke, er wird ihr heiraten."

Dernstädt mußte nnwillkürch lächeln. „Sie wissen,

Frau Schneidern, daß zum Heiraten mehr gehört, als der bloße Wille.“

„Nu ob ick det weeß! 's kost's Kies, un det is man freilich dünne bei uns. Aber sehn Se mal Herr Hauptmann — ach, erlauben Se jütigst, ick will man bloß nen neuen Bolzen holen. — So—o—o! Sehn Se, Herr Hauptmann, se sind doch allebeede jung. Was de Anna is, die is kaum zwanzig, und der Berger drei Jährchen älter. Warum solln se nich warten? Daß nischt Unrechtes nich vorkommen tut, davor sorgt de Schneidern schon, un de Anna selber is och nich so. Wenns Jeschäft aber so fort jeht, kann sich de Anna noch janz jut in ner Jahre viere, ne kleine Aussteuer zusammengespart haben und der Berger die dreihundert Mark, die er ja woll inzahlen muß als Kaution oder wie se des nennen. Na, un wenn's denn och man knapp is in de erste Zeit — lieber Jott, Lampreten brauchen sie nich zu essen. Un de olle Schneidern is ja och noch da, wenn etwa die lieben Kinderken bald kommen sollten — was ja immer Jeld kosten tut. — Jotte doch, hier hat de Anna wahrhaftigen Jott nen Loch nich jesehen. Ne, so 'n Racker! Aber Se glauben och nich, wat de jungen Leute heute de Wäsche reißen tun —“

„Vier Jahre ist aber eine lange Zeit, Frau Schneider. Das wird den beiden schwer fallen.“

„Nu ja — so 'ne Kiek in de Welt können's ja nich abwarten, bis die lieben Ehesorjen anjetanzt kommen. Aber det hilft doch nu mal nischt, Herr Hauptmann.“

„Nehmen Sie mal an, beste Frau, ich hätte einen

reichen Verwandten, der mir eine kleine Summe ausgehändigt hätte von seinem Überfluß, um ein paar junge Leute glücklich zu machen —" es kam etwas unsicher über Dernstädts Lippen.

Frau Schneider setzte das Bügeleisen hin und sah den Offizier groß an. Dann fuhr sie sich plötzlich mit der umgekehrten Hand über die Augen — Dernstädt glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben mit der Absicht, die sein gutes Herz sich ausgedacht. Aber die Alte überwandt die Rührung des ersten Augenblicks sofort. Sie nahm das Eisen wieder auf und strich mit fast zu gewaltigen Strichen über das arme Einjährigfreiwilligenhemd hin: „Jotte doch, daß et wirklich so jute Menschen jibt — Jotte doch, Jotte doch —!" Ihre Stimme hatte den kräftigen Tonfall noch nicht recht wiedergefunden. „So jute Menschen, wie Sie einer sind Herr Hauptmann!"

„Nicht ich — nicht ich, Frau Schneider!"

Allmählich schwoll das Organ der behäbigen Madame wieder an: „Mir machen Se keine Fisematenten vor — mit Permischon zu sagen, Herr Hauptmann. Nischt vor ungut, sein Se nich böse! Aber daß Sie derjenige sind, der — das merkt ja nen Blinder. Un, nee, Herr Hauptmann, ick kann jar nich sagen, wie jut des von Se is — nen Stein muß 's rühren." Sie fuhr sich wieder mit der Hand über die Augen. „Zu jut, zu jut! Aber, Herr Hauptmann —"

„Kein Aber Frau Schneider!"

„Doch — doch, Herr Hauptmann. Et jeht nich ohne

Aber. Ick kann des nich annehmen, partu nich! Sehn Se, Herr Hauptmann, nich aus hochmütigen Indenkopfsetzen — weß Jott nich! So is de Schneidern nich, un nu jar jegen Ihnen! Aber es jeht doch nich!"

Und warum denn nicht!"

Die Wäscherin schleuderte das Oberhemd in den Korb zurück und unterbrach ihre Arbeit zum ersten Male ganz. „Es jeht von wegen die jungen Leute nich, Herr Hauptmann. Sehn Se, ick muß immer dran denken, wie mein Sel'ger jearbeitet und jeschuftet hat, daß er uns nen warmet Nest zurecht machen gekonnt. Da lag Musike drin, und da war Segen bei! Aber wenn ick nu kalkuliere, daß Sie die beeden so in 'nen fix und fertigen Hausstand rinsetzen wollen in Ihrer Jüte, des will mir nicht in den Sinn. Wenn der Berger Anna heiraten will — jut, da hat die Schneidern nischt dagegen! Aber sie müssen sich beede erst was versuchen, Herr Hauptmann. Se müssen alle beede erst selber verdienen und zeijen, daß et ihnen Ernst is un nich man bloß so 'ne Laune von heite uf morjen. Ick bin man ne einfache Frau, Herr Hauptmann, aber des weiß ick: 's wär, un wenn Sie's noch so jut meinen, kein Segen nich und keen Jlück·dabei, wenn Sie die Anna und den Berger jleich jetzt zusammen täten."

Sie holte tief Atem. Und dann streckte sie dem Offizier plötzlich die Rechte hin. „Jeben Se mir de Hand, Herr Hauptmann, und sein Se bestens bedankt — so recht von Herzen. Ick kann's nich so von mir jeben, wie ick's meinen tu, aber daß ick recht habe, des is so sicher, wie Amen in der Kirche. Un weil ick doch nu mal die Mutter

von des Kind bin — na — Herr Hauptmann — Sie verstehn mir schon . . . Un Se sind mir nich böse, Herr Hauptmann, und nich unjnädig, daß ick so frei jewesen bin —“

Dernstädt schüttelte der braven Alten herzlich die Hand. „Wie sollte ich, Frau Schneider! Es tut mir nur leid. Aber Ihnen steht als Mutter selbstverständlich allein die Entscheidung zu, und wenn Sie mein Anerbieten ablehnen, nun, so ist die Sache erledigt.“



Die Alte hatte schon wieder in den Wäschekorb gegriffen und ein andres Stück unter das Bügeleisen genommen. „Un noch was, Herr Hauptmann!“ fuhr sie fort. „Nischt vor unjut, aber ick hab noch ne Bitte: wenn de Anna und der Berger was von Ihrer Jüte erfahren — mein Jott, ’s

sind junge Leute, die man nur ans Heiraten un nich über die Traurede raus denken — denn möchten se beide nich recht kapieren, warum de Olle nich mit beide Lamengs zujejriffen hat. 's is ja nu sehr unverschämt, daß ick bitte, der Herr Hauptmann möchten doch nischt von dem verlautbaren lassen, was die Jeschichte angeht, damit die beeden sich nicht Raupen in den Kopp setzen und denken, das jinge allens so von alleine —"

„Was Sie da sagen, Frau Schneider, ist sehr verständig und stimmt vollständig mit meinem eigenen Gedanken überein. Die Sache bleibt unter uns beiden. Punktum! So und nun geben Sie mir noch einmal die Hand — Sie sind eine brave Frau und eine kluge Mutter dazu. Mir ist's in den letzten Augenblicken erst klar geworden, daß Sie recht haben, vollkommen recht. Und ich denke, es soll für die beiden jungen Leute sich auch so wohl noch ein Ausweg finden lassen, ihre Wartezeit etwas abzukürzen. Adieu, Frau Schneider."

Frau Schneider knickste und begleitete den Hauptmann bis an die Haustüre, hier noch einmal ein herzliches Dankeswort anbringend und ein: „nischt für unjut, Herr Hauptmann — sein Se man bloß nich böse!"

Draußen stand der Unteroffizier Berger am Gitter und plauderte mit seiner Braut, die ihre Arbeit vollendet zu haben schien — wenigstens hatte sie die Gießkanne beiseite gestellt und lehnte, von der anderen Seite des Zaunes, an dem Staket.

„Karl — Dein Hauptmann!" hörte Dernstädt, als er aus dem Hausflur trat. Der Unteroffffzier fuhr herum.



Dernstädt sah mit Wohlgefallen auf das schmucke Paar. Wie anders blickte der Berger jetzt in die Welt, als vor wenigen Wochen! Und wie froh und glücklich sah das Mädchen aus!

Und indem er freundlich grüßend vorüberschritt, über=

kam's ihn doch wieder wie Mitleid mit den beiden Menschenkindern, denen er so gern die schnellere Vereinigung für das Leben ermöglicht hätte. Ihn fröstelte selbst jetzt in seiner stillen Junggesellenwohnung, zum erstenmal in seinem Leben — und seine Gedanken malten sich das Bild eines andren Heims aus, erfüllt von der heiteren Jugend eines geliebten Wesens.

Aber dann erschrak er vor seinen eigenen Gedanken. War's denn die Rechte, die seine Sinne ihm vorgaukelten, war's wirklich eine Gefährtin für das ganze Leben?

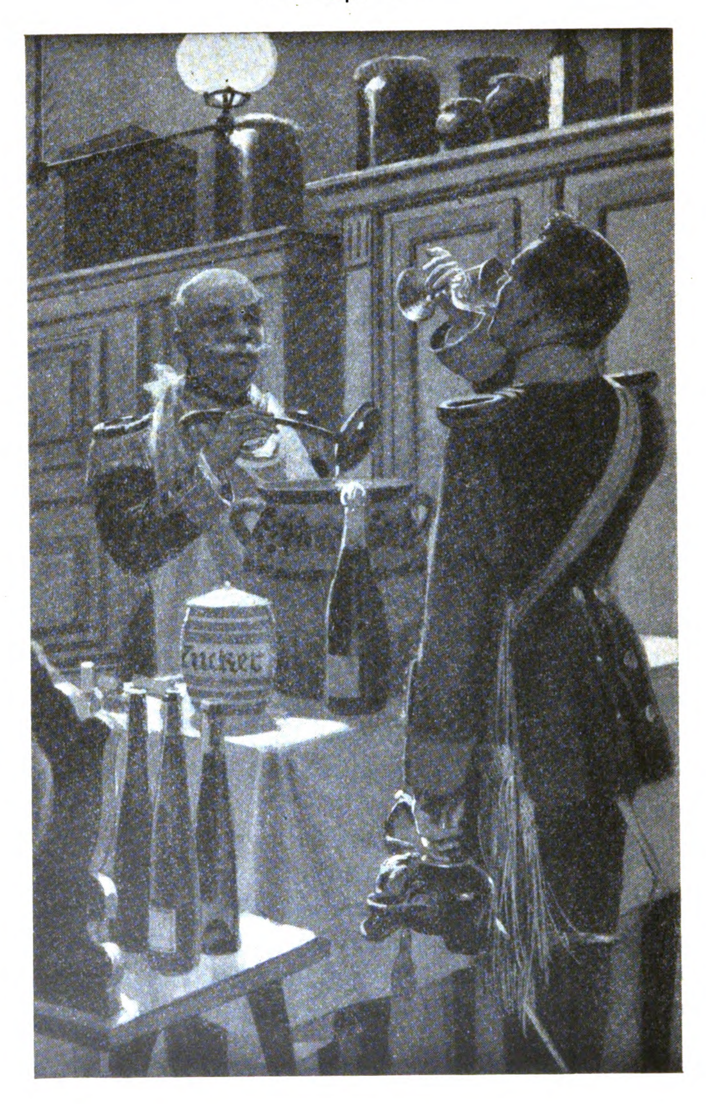
XI.

„So — das ist mal nett von Ihnen, daß Sie so früh kommen, Wellner! Man glaubt gar nicht, was so ein paar Menschen für ne Wirtschaft machen. Tun Sie mir mal den Gefallen und kosten Sie die Bowle, lieber Wellner! Noch ein bißchen Zucker?"

Der gute Magdus stand im Schrankzimmer vor einem riesigen Steintopf und rührte bedächtig in dem süßen Gebräu. Vor seinem Obertintenspion brauchte er sich nicht zu genieren. Er hatte es daher auch nicht für erforderlich gehalten, die mächtige weiße Schürze, die ihm Magda vorsichtshalber über den Waffenrock gebunden, abzulegen, als er des Adjutanten Stimme im Flur hörte und ihn hereinrief, um mit ihm noch dies und das zu besprechen. „Süß genug?"

„Vorzüglich, Herr Oberst!"

„Ja, ja, das Bowlenbrauen, das versteht Ihr junges Volk nun einmal nicht so, wie wir Alten". Er schlürfte mit Behagen selbst noch ein Kostetröpfchen. „'s ist ja noch kein Schaumwein drin, das gibt dann dem Ganzen immer erst die letzte Charme, wenn's auch nur eine Flasche auf


Zucker

je sechs Mosel ist. Sooo — lieber Wellner, waren noch Eingänge auf dem Bureau?"

„Einige unwichtige Piecen von der Brigade, Herr Oberst, sonst nichts."

„Na, dann kann's also losgehen. Sie sehen wohl die Lichter noch mal nach, Wellner? Und dann, bitte, achten Sie ein bißchen auf die Ordonnanzen. Mit der Musik, das ist in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Oberst. Der Kapellmeister wird um neun Uhr den Menger, der am besten Klavier spielt, und einen Mann mit der Violine hersenden."

„Schön — schön! Daß das Federvieh nur nicht wieder zu tief in die Flasche guckt! Sooo — nun kommen Sie mal rüber ins Eßzimmer, lieber Wellner, wir wollen sehen, ob da alles in Ordnung ist. Sooo — aber erst helfen Sie mir mal freundlichst das weiße Ungetüm ablegen. So —!"

Sie schritten über den schmalen Korridor nach dem Speisezimmer, in dem Frau von Wengstein auch noch mit einer Schürze über dem Staatskleid herumhantierte. Der Tisch war in Hufeisenform gedeckt, etwas eng, aber ganz zierlich und hübsch. Die Oberstin hielt besonders auf ihre tadellose Tischwäsche.

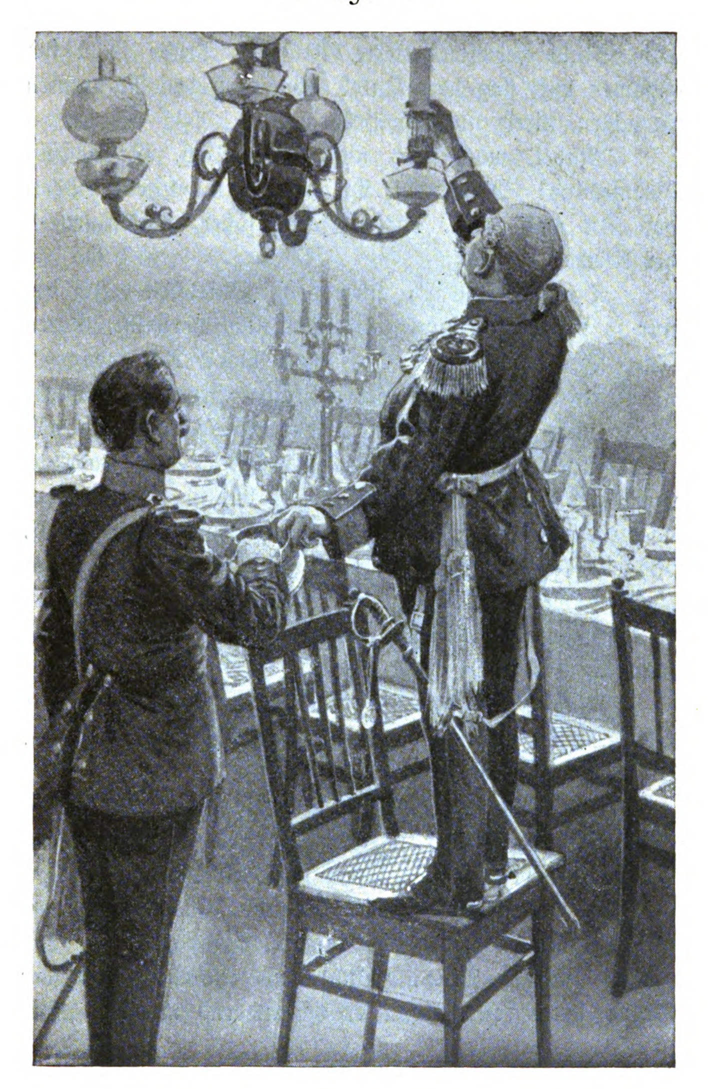
Frau von Wengstein machte einen kleinen Versuch, beim Anblick Wellners zu erschrecken, aber auf des Gatten gemütliches: „Es ist ja nur Wellner, Mutterchen," kam sie aus der Türe zum Nebenzimmer, in das sie sich geflüchtet, sofort zurück und lächelte sichtbar geschmeichelt, als der

junge Offizier, sich verbeugend, sagte: „Das sieht ja reizend aus, gnädige Frau!“

„Nicht wahr, es sieht wirklich hübsch aus? Und das ist zum großen Teil das Werk Trudchens. Ich sage Dir, Männchen, in das Mädel ist ein Geist der Wirtschaftlichkeit gefahren — zum Totlachen! Aber Geschmack hat sie, das muß ihr der Neid lassen.“

Der gute Oberst schmunzelte, während er auf der Tafel einige Gläser, die sich aus der schnurgeraden Richtung gewagt hatten, in Reih und Glied brachte, vergnügt in sich hinein, wie immer, wenn für seinen Liebling ein Lob abfiel. „So — also sie hat mitgeholfen, der Tausendsassa? Na, das freut mich. Wellner, die Stühle auf der rechten Seite müssen wir noch ein bißchen ausrichten. So — und nun schnell die Krone anstecken. Das ist mein Amt, lieber Wellner, seit wir verheiratet sind.“ Er kletterte trotz seines rundlichen Bäuchelchens behende auf einen Stuhl. „Bitte, halten Sie mir mal die Glocken. So. Ich sage Ihnen, wenn man das nicht selbst besorgt, blaken die Lampen jedesmal. Na, wenn Sie erst mal verheiratet sind, werden Sie das schon kennen lernen. So — sag mal, Frauchen, ist die Trude denn noch nicht fertig?“

Magda hatte mit dem Burschen eine ernste Unterhaltung darüber, bei wem „angefangen“ werden sollte, und überhörte die Frage. Aber dafür kam, gerade als der Oberst die letzte der fünf Kronenlampen entzündet hatte und mit einem sorglichen: „Haben Sie auch die Schwefelhölzer nicht auf die Erde geworfen, Wellner?“



vom Stuhl herunterkletterte, Fräulein Trude selbst ins Zimmer und flog dem Onkel, ohne auf den Adjutanten zu achten, direkt um den Hals.

„Mädel, mach mich nicht toll! Puh, ist das ein Brausewind! Was willst Du denn nun wieder? Denn daß Du was willst, das ist ja so sicher, wie Amen in der Kirche.“

„Diesmal irrst Du aber doch, Onkelchen. Ich bin nur so vergnügt — und weiß selbst nicht weshalb. Guten Tag, Herr von Wellner — schon hier? Ach sooo —“ sie ahmte das Lieblingswort des alten Herrn in drolliger Weise nach — „als Adjutant hat man seine Pflichten!“

Herr von Wellner stand, als hätte er einen Ladestock verschluckt. Er war immer korrekt bis in die Knochen, aber wenig entgegenkommend. Und Anspielungen darauf, daß ein Adjutant manchmal auch außerhalb des Geschäftszimmers seinem „Brotherrn“ zur Hand sein solle, liebte er nun schon gar nicht. Zumal nicht aus einem Mädchenmunde.

„Mädel, Du hast ja eine Schürze um,“ lachte der Oberst. „Nein, wie ich das finde: Trude Kraft mit Schürze! Es geschehen Zeichen und Wunder.“

Die Kleine zog den Mund zu einem allerliebsten Schmollen und drehte sich dann wie ein Kreisel. „Nun — steht mir die Schürze etwa nicht, Onkelchen!“

Es war eine wirkliche veritable Küchenschürze — Trude hatte sie heute erst in der Stadt gekauft. Ein großes, weißes Ding, schlicht und einfach. Aber der Oberst hatte recht, wenn er bewundernd meinte: „Dir

steht eben alles.“ Das schneeige Weiß hob den dunkeln Teint des Mädchens noch schärfer hervor, und die feingerundeten bloßen Arme schimmerten aus den knappen Ärmeln des Schurzes so verführerisch, daß der Onkel sich nicht versagen konnte, dem Nichtchen ein klein wenig auf den rechten Oberarm zu klopfen, was ihm freilich sofort ein: „Aber, Alter!“ von seiten Frau Magdas eintrug.



„So — Sie sitzen im Nebenzimmer, lieber Wellner! Das halbierte junge Volk, soweit es nämlich nicht an der großen Tafel Platz fand. Na — solchen Trompetertisch läßt man sich wohl gefallen. Bist Du fertig mit dem

Wilhelm, Mutterchen? Ja — na komm mal her, mein Sohn." — Er musterte den Burschen von der nassen Tolle bis zu den dünnsohligen Stiefeln, die der Regimentsschuster für derartige Zwecke den Herren Offfziersburschen besonders hatte anfertigen müssen — eine Erfindung der immer praktischen Frau Magda, die einen ingrimmigen Haß auf die ‚alle Bohnerfarbe abkratzenden, ungeschlachten Kommißstiefeln' hatte. „Schön — Du siehst ja ganz proper aus, Wilhelm. Na nimm Dich aber auch zusammen, gieß niemand die Sauce auf den Rock, schone die Livree, die viel Geld kostet — verstehst Du?"



„Zu Befehl, Herr Oberst?"

„Und halte die Schüsseln immer hübsch tief. Der übrige Wein schon aufgezogen? Ja — dann paß auch gut auf, wenn

eine Karaffe leer ist. Und sage der Ordonnanz vom Kasino noch mal, daß sie die Bowlengläser nicht so schwappend voll schenkt.“

Draußen klingelte es. Der Oberst riß die Uhr aus der Tasche: „Gerade acht. Herr Gott — sind die Leute aber pünktlich! Sooo — na komm, Magda!“ Und er eilte, den Waffenrock glatt ziehend, in die Vorderzimmer. Frau von Wengstein und Wellner folgten, Gertrud aber huschte an die Türe zum Korridor und schielte, das feine Näschen vorstreckend, durch die schmale Spalte vorsichtig hinaus.

Draußen im Korridor standen zwei blutjunge Leutnants und strichen sich vor dem Spiegel die Schnurrbärtchen. „Na, Wilhelm, wie viele sind's denn heute bei Euch?“ fragte der eine.

„So'ne Stücker dreißig, Herr Leutnant! entgegnete der Bursche greinend.

„Sehen Sie, Gaddern — große Abfütterung! Ich sagte es ja gleich: Ad majorem Trudiae gloriam! Na man rin in die Löwengrube!“

Die beiden jungen Herren hatten die Salontür noch nicht hinter sich geschlossen, als ein kleiner Schwarm von Gästen die Treppe heraufkam. Wilhelm hatte Mühe, die respektiven Hüllen unterzubringen. Dann trat eine kurze Pause ein, bis Dernstädt allein erschien. Er warf dem Burschen schnell den Sommerpaletot zu und wollte eintreten, als sich die Türe des Speisezimmers auftat, und Gertrud Kraft in den Korridor huschte, um gleich darauf wie erschrocken zurückzufahren. Aber sie schien sich eines anderen



zu besinnen und nickte dem Hauptmann einen fröhlichen Gruß zu. „Ich bin noch beschäftigt," meinte sie mit einem Blick auf eine Kuchenschale, die sie in der Hand trug. „Entschuldigen Sie meinen Anzug, Herr von Dernstädt."

Dernstedts helle Augen ruhten mit einem warmen Ausdruck auf der reizenden Mädchengestalt. Gertrud war ihm nie so hübsch erschienen, als in der langen Schürze. „Hausmütterchen!" konnte er sich nicht enthalten, ihr zuzuraunen, ehe sie, an ihm vorübereilend, in der gegenüberliegenden Türe verschwand.

Drinnen hatten sich bereits kleine Gruppen gebildet, als Dernstädt eintrat und von Magdus nahe dem Eingang mit herzlichstem Händedruck begrüßt wurde. „Sie kennen die Herrschaften wohl bereits sämtlich, lieber Capitano! Brauche Sie also nicht vorzustellen — meine Frau finden Sie im blauen Zimmer nebenan. Ja so —" der Oberst zog ein weißes Blättchen heraus: „Darf ich Sie bitten, unser Nichtchen zu Tisch zu führen?"

„Sehr gütig, Herr Oberst!"

„Ja so! Und, lieber Herr von Dernstädt, eigentlich hätte ich Sie an den großen Tisch plazieren müssen — als Hauptmann erster Güte rangieren Sie ja zu uns Alten. Na — Sie sind wohl nicht böse, daß ich Sie zu dem jungen Volk an den Trompetertisch gebracht habe. Hmn — säße am liebsten auch da!

Dernstädt beeilte sich, zu versichern, daß er sich überall, wo der Herr Oberst ihn hinbefehle, wohl fühlen werde, und bahnte sich dann den Weg zu Frau Magda, um seinen Handkuß anzubringen. Kaum war dies geschehen, so

tauchte auch schon Gertrud hinter der Tante auf. Sie mußte ihre Metamorphose überraschend schnell bewirkt haben, die Schürze war abgestreift, die reizende Gesellschaftstoilette kam zur vollen Geltung — ein duftiges weißes Spitzenkleid, das die Arme freiließ; am Halse ein wenig herzförmig ausgeschnitten, die Corsage mit mattgrüner Seide garniert, das Ganze vom höchsten Chic, aber außerordentlich einfach. Sie liebte sonst, irgend welchen Schmuck zu zeigen — heute hatte sie keinerlei Juwelen angelegt, nur der Gürtel wurde von einer glitzernden Schnalle zusammengehalten, und in der steckten La France-Rosen. Dernstädt meinte, die beiden Blüten wiederzuerkennen; er hatte neulich eine kleine Scherzwette an Fräulein Kraft verloren und sich erlaubt, diesen Verlust heute morgen durch Übersendung eines Straußes einzulösen. Es waren auch La France-Rosen gewesen.

Und jetzt huschte sie an der Tante vorbei und reichte ihm die Hand: „Vielen Dank für die wunderbaren Rosen, Herr von Derrnstädt! Sie sehen, ich habe sie zu meiner Toilette gebrauchen können, als ob Sie geahnt hätten, daß ich Weiß tragen würde —!“

Er mußte zurücktreten und konnte nicht sofort antworten, denn Franken wollte soeben mit seiner Braut Frau von Wengstein begrüßen, die Marie Bremer herzlich willkommen hieß. „Meine Nichte Gertrud Kraft — Fräulein Bremer!“ machte sie dann die beiden jungen Mädchen miteinander bekannt.

Es waren ohne Zweifel die weitaus schönsten Erscheinungen in der ganzen Gesellschaft, diese beiden; welche

von ihnen jedoch die Schönere 'war, mochte schwer zu entscheiden sein. Marie Bremer überragte Getrud wohl um einen halben Kopf, sie war schlanker, stattlicher gewachsen, und ihr Gesicht hatte einen ungleich regelmäßigeren Schnitt. Aber Gertrud Kraft in ihrer Geschmeidigkeit mit ihrem ewig wechselnden Mienenspiel, mit den dunk=



len strahlenden Augen blendete mehr. Es lag in ihrer Erscheinung, in ihrem ganzen Wesen etwas bezauberndes, dem sich niemand entziehen konnte. Und Dernstädt mußte sich auch sagen, daß sie mindestens in diesem Augenblick die ungleich Liebenswürdigere von beiden war, denn während Marie sich nur stumm verbeugte, streckte Trude ihr sofort die Hand hin: „Ich habe mich schon lange darauf gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Fräulein Bremer. Versuchen Sie's einmal mit mir Sausewind, wie mich Onkel immer nennt, und lassen Sie uns Freundschaft schließen."

„Über das ernste Gesicht Mariens flog ein etwas verwunderter Zug — sie war es ohne Zweifel nicht gewohnt, daß man sich so schnell Freundschaft anbot. Die Worte der Hamburgerin kamen indessen so herzlich und ungesucht von den frischen Lippen, daß es sicher nicht des erwartungsvollen Blickes Frankens bedurft hätte, um Marie zu veranlassen, ihre Rechte in die Gertruds zu legen. Freilich überaus aufmunternd klang ihre Entgegnung nicht: „Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein Kraft," — aber es lag nun einmal in Mariens spröder Art, daß sich Unbekannten gegenüber die Worte nur schwer von ihren Lippen lösten. Und hier trat denn auch Franken schnell für seine Braut ein und half ihr mit einem Scherzwort über die ein wenig peinliche Szene hinweg.

Gertrud schien heute wirklich der Tante einen Teil der Hausfrauenpflichten abnehmen zu wollen, und wie alles, was sie tat, hatte auch ihre Art und Weise, hier eine Ordonnanz mit dem Teebrett zu dirigieren, dort in

eine stille Gruppe durch ein paar leicht hingeworfene Worte neuen Gesprächstoff zu bringen, etwas ungemein Anmutiges. Dernstädt folgte ihren Bewegungen mit stillem Entzücken. Er meinte sie heute von einer ganz neuen Seite kennen zu lernen, er hatte das freudige Empfinden, daß seine Worte bei ihr eine gute Stätte gefunden hätten — ihm wars, als habe das geliebte Mädchen sich selbst erkannt, sich auf den eigenen Wert besonnen. Und als er mit Franken und dessen Braut allein in einer Fensternische des Salons stand, und der Kamerad halb zu ihm, halb zu Marie gewendet, sagte: „Unsere kleine Wetternichte ist heute bezaubernder, denn je!“ da flog ein seliges Lächeln über seine Züge. „Was sagen Sie, gnädiges Fräulein? Wie finden Sie Fräulein Kraft?“ fragte er Marie und lauschte begierig, ein freundliches, ein liebes Wort zu hören.

Marie Bremer blickte sinnend hinüber zu der Gruppe junger Leutnants, in deren Mitte die Hamburgerin stand. „Sie sieht sehr gut aus heute abend —“ sagte sie dann ausweichend.

Dernstädt schwieg verletzt, aber Franken war Feuer und Flamme: „Wie Du nur so reden kannst, Marie! Sieht sehr gut aus? Bildhübsch sieht sie aus und ist von einer geradezu bezaubernden Liebenswürdigkeit —“

Der gute Oberst strich vorbei und nahm Dernstädt in Beschlag. So hörte dieser die Erwiderung Mariens nicht, die auch wohl vor ihm unausgesprochen geblieben wäre.

„Ich gebe Dir auch das zu, Walter — unbedingt.

Aber für mich hat ihre Art, sich zu geben, etwas Forciertes, um nicht zu sagen Gekünsteltes."

„So? Und womit begründest Du dies — dies wenig freundliche Urteil?"

„Begründen? Kann man jede Empfindung begründen? Es ist mein Instinkt, der aus mir spricht."

„Nimm mir nicht übel, Marie, Du bist sehr ungerecht! Wenn es nicht gar zu töricht wäre —" er lachte leise und etwas gezwungen — „man könnte glauben, Du wärest eifersüchtig. Da bist Du aber auf dem Holzwege, mein Schatz. Wenn ich nicht mit Blindheit geschlagen bin, so können wir in einigen Tagen Dernstädts Verlobungsbowle trinken."

„Ich will von Herzen wünschen, daß ich mich irre, Walter. Gerade um Dernstädts willen, den ich, trotzdem ich ihn erst so kurze Zeit kenne, sehr schätze."

Franken sah sie verwundert an: „So? Du schätzest den Musterknaben sehr? Na, es ist nicht jedem gegeben, sich aller Herzen im Sturm zu erobern, gleich ihm."

„Ich sprach von Wertschätzen, Walter!" Marie hatte ein leichtes Erröten nicht unterdrücken können. Die brutale Äußerung ihres Bräutigams schmerzte sie, und es war ihr lieb, daß das Zwiegespräch sein Ende erreichte. Der Oberst war an den ältesten anwesenden Stabsoffizier herangetreten und hatte ihm ein kleines Wörtchen ins Ohr geflüstert, um sich gleich darauf zur Frau Oberstleutnant zu begeben. „Er bläst zur Fütterung," raunte Gaddern seinem Nachbarn zu. „Rate mal, was es gibt?"

„Fisch, Braten und süße Kinderspeise, Bibber-Babber

oder so was ähnliches — Schema F. Und die Bowlentöpfe hat Papa Magdus auch gestern im Kasino schon bestellt."

„Natürlich — er hält sich ja für das größte Bowlengenie unter der Sonne — dünne, aber gemütlich! Hast Du 'ne Dame?"

„I bewahre. Das weibliche Geschlecht schneidet bei Wellner ab."

„Na, dann bitte ich um die Ehre." Er schob den Arm des Kameraden unter den seinen. „Wir sitzen dem vielgeliebten Nichtchen gegenüber."

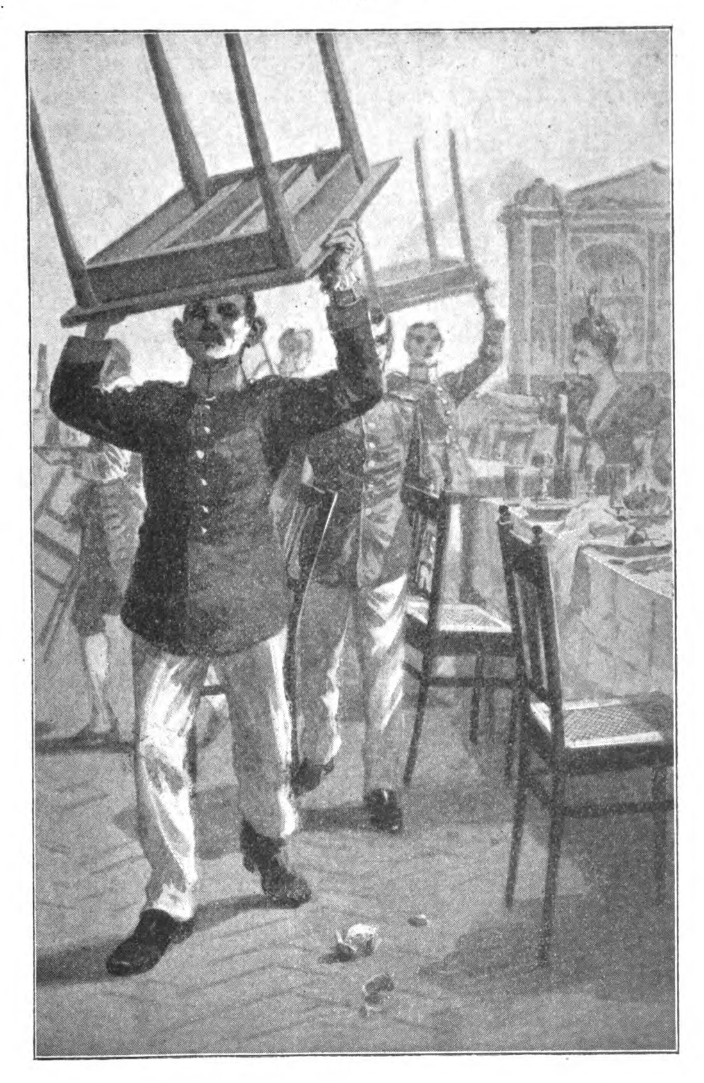
„Du! Die führt doch natürlich Dernstädt? Antonio, merkst Du was?"

Es war sehr heiter bei Tisch. Zumal unter dem jungen Volk am Trompetertisch wollte das Lachen kein Ende nehmen, und wenn je einmal der Unterhaltungsstoff auszugehen drohte, dann hatte Gertrud sicher ein heiteres Wort bereit, das Gespräch neu zu beleben. Und Franken assistierte ihr wacker. Er hatte seine gute Laune, die vorhin bedenklich ins Schwanken geraten war, schnell wiedergefunden, und neben der offiziellen Aufmerksamkeit, die er seiner Braut zu widmen nicht verabsäumte, Zeit und Muße, seiner Nachbarin zur linken tüchtig den Hof zu machen. Aber Gertrud hatte heute keinen rechten Sinn, weder für Frankens kleine Scherze und Neckereien, noch für seine Schmeicheleien. Sie nahm sie hin als etwas Selbstverständliches, widmete sich aber, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, der gesamten Tischrunde in gleichmäßiger Liebenswürdigkeit. Die jungen Leutnants waren

entzückt, und der kecke Gaddern verstieg sich zu einer kleinen Apotheose auf Hamburgs Damen, deren Schwung indessen durch einen verwundert kühlen Blick Dernstädts in der Mitte geknickt wurde.

Dernstädt und Marie Bremer waren die Stillen am Tisch. Aus ganz verschiedenen Motiven freilich. Er, dem es wohl tat, die gleichmäßige Liebenswürdigkeit Gertruds zu beobachten, und der nicht satt wurde, verstohlen immer wieder ihre feucht glänzenden Augen zu suchen, träumte von der Zukunft. Marie aber fühlte sich fremd in dem Kreise, von dem ihr doch jeder einzelne bekannt war; sie fühlte sich vereinsamt, obwohl sie an der Seite ihres Bräutigams saß. Und zudem war ihr Tischnachbar zur Linken ihr im höchsten Grade unangenehm. Eine unbeabsichtigte Taktlosigkeit Wengsteius, nein ein unglücklicher Zufall hatte gewollt, daß der Assessor Liebmann, ihr Mieter, neben sie gesetzt worden war, und sein fades, bisweilen an eine gewisse plumpe Vertraulichkeit streifendes Geschwätz war ihr unerträglich. Sie atmete erleichtert auf, als die Tafel aufgehoben wurde.

Eine Viertelstunde drängte sich die Gesellschaft in den Vorderzimmern zusammen, während die Ordonnanzen unter des Silberdieners Wilhelm Oberbefehl in Hast die Tische forträumten. Ein-, zweimal stahl sich Frau Magda ins Speisezimmer. „Wilhelm, die Fenster auf! — Wilhelm, daß mir die Braten auch in die Speisekammer kommen!“ — „Zu Befehl, gnädige Frau!“ Der Gute kaute mit beiden Backen. „Und Wilhelm, daß Ihr beim Abwaschen vorsichtig seid! Die Gläser und die Kompotschalen soll



die Christine selbst abwaschen. Ist die Musik schon da? Sie brauchte die Antwort nicht abzuwarten, denn soeben erschien ein Hoboist in der Türöffnung und meldete sich bei der Gnädigsten ‚zur Stelle'.

„Das Klavier ist etwas verstimmt, es wird doch gehen?" fragte sie besorgt.

„Zu Befehl, gnädige Frau! Es wird schon gehen."

„Daß Sie mir nicht wieder die Gläser auf das Pianino stellen. Die Flecken kriegt man wochenlang nicht raus."

„Zu Befehl, gnädige Frau!"

Frau Magda verschwand, und der Hoboist wurde von Wilhelm schnell mit einem Glase Bowle gestärkt, das der Musikantenkehle sichtliches Behagen bereitete.

Gleich darauf öffneten sich die Flügeltüren, und Magdus in eigener Person erschien mit Frau von Welber-Kniephof, um die Quadrille anzuführen. Er ließ sich das nie nehmen, schon um den jungen Herren, die neuerdings das Tanzbein nicht übermäßig gern zu schwingen schienen, mit gutem Beispiel voranzugehen.

An die Quadrille schloß sich ein Walzer. Dernstädt tanzte mit Gertrud, und der sonst so ruhige Mann gab sich der Lust des Tanzes mit einer Erregung hin, die ihm selbst ganz fremd erschien. Als er seine Tänzerin endlich zu ihrem Platz zurückführte, sagte er hochaufatmend: „Das war göttlich! Mir ist's, als habe ich heute erst die rechte Freude am Tanz kennen gelernt, Fräulein Gertrud." Es war das erste Mal, daß er sie beim Vornamen nannte.

Sie hatte es wohl bemerkt. In ihren Augen blitzte es auf, aber sie senkte die Lider sofort wieder und antwortete nicht.

„Nun aber weiter keinen Schritt heute abend!" fuhr er fort.

„Bis zum Kotillon am Schluß hoffentlich, um den Sie mich baten. Oder haben Sie das vergessen, Herr von Dernstädt?"

Er schüttelte den Kopf. „Nicht doch, Fräulein Gertrud. Es bleibt bei Ihrer Zusage?"

„Selbstverständlich. Aber Sie haben recht, Herr von Dernstädt — ich wünschte, auch ich könnte mich vom Tanzen dispensieren — heute abend — bis auf den Kotillon!"

Und jetzt schlug sie die langbewimperten Lider auf und sah ihm voll in die Augen. —

Da kam der kleine Gaddern und bat um eine Extratour, und der Zauber war mit einem Schlage gebrochen, die Alltäglichkeit hatte ihr Recht zurückgewonnen.

Die letzten Walzertöne verklangen, einige Kameraden zogen Dernstädt in das Arbeitszimmer des Obersten, wo eine Bierquelle etabliert war und geraucht wurde. Er konnte sich nicht sofort loslösen, aber er mochte sich auch an dem Gespräch der übrigen Herren nicht beteiligen. Am geöffneten Fenster stehend, sah er in die Nacht hinaus, und seine Gedanken flogen in die Ferne, nach der Insel Rügen, nach dem Hause seiner Mutter. Was würde die alte liebe Frau sagen, wenn er ihr ein Töchterchen in die Arme führte! Freilich —

sie mochte sich sein Weib wohl anders gedacht haben, die schlichte Frau, die seit drei Jahrzehnten nun Haus und Hof selbständig regierte mit dem Ernst und der Tatkraft eines Mannes, mit dem warmen Herzen der sorgsamen Mutter, die dem Sohne erhielt, was die Ahnen geschaffen und erworben nicht an äußerem Gute nur, sondern auch an Ansehen und Achtung in der kleinen und doch so großen Welt, in der sie lebte und wirkte. Die Mutter — und das glänzende Weltkind! Aber hatte Gertrud denn nicht gerade heute gezeigt, daß sie mehr war, als sie schien? Und sie liebte ihn! Das wäre ja eine kümmerliche, erbärmliche Liebe, die aus der oberflächlichen Schale heraus nicht den edlen Kern zum Keimen bringen sollte.

„Puh, Herr von Dernstädt, Sie haben sich das bessere Teil erwählt! Bei dieser Hundtagsglut tanzen! Eine Zumutung zum Tollwerden!“

Der Hauptmann sah sich nm und blickte in das gerötete Antlitz des Assessor Liebmann, der sich mit einem winzig kleinen rotseidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirn wedelte.

„Es ist in der Tat warm,“ meinte Dernstädt mechanisch, um überhaupt etwas zu antworten.

„Brühsiedend heiß — auf Ehre! Und nun gar die Arbeit mit einer solchen Tänzerin. Sie mag ein braves, liebes Mädchen sein — die ewige Braut —“

„Von wem sprechen Sie eigentlich, Herr Assessor?“ Es kam knapp und scharf heraus.

„Die ewige Braut? Nun von Fräulein Bremer, Herr

von Dernstädt.“ Der Assessor lachte und zog sich mit dem Fuß einen Sessel ans Fenster, in den er sich mit einem lauten Seufzer der Erleichterung fallen ließ.

„Ich möchte Sie bitten, Herr Liebmann, von der Braut meines Kameraden Franken — von Fräulein Bremer — etwas respektvoller zu sprechen.“

Der Assessor sprang sichtbar erschrocken aus seiner soeben erst gewonnenen behaglichen Ruhestellung auf „Aber, verehrter Herr von Dernstädt, mir liegt ja nichts ferner, als — Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß die Dame in ganz Tenburg — Auf Ehre! — ich verehre Fräulein Bremer aufs höchste —“

Dernstädt mußte unwillkürlch lächeln. „Dann wird es Ihnen ja ein leichtes sein, meinem Wunsche zu entsprechen, Herr Liebmann,“ sagte er mit einer leichten Verbeugung und schritt an den Kameraden, die um den Rauchtisch saßen, und denen seine scharfen Worte nicht ganz entgangen sein konnten, vorüber in das Nebenzimmer.

„Was hatten Sie denn mit Dernstädt, Assessorcheu?“ rief einer der jungen Herren herüber. „Das klang ja ordentlich gefährlich.“

Liebmann lachte gezwungen. „Was? Ich mit Herrn Hauptmann von Dernstädt? Gehabt? Keine Spur!“

„Na na! So hörte es sich nicht an, Assessorchen. Nehmen Sie sich in Acht, Dernstädt schießt auf zwanzig Schritt das Aß aus der Karte, er hat uns das neulich auf dem Scheibenstand dreimal hintereinander vorgemacht.“

Der Assessor stand auf und nahm sich eine Zigarre. Er hatte seine volle Ruhe wiedergewonnen. „Sie irren wirklich, Messieurs. Der Herr Hauptmann sprach mit mir von der Hitze im Saal. Aber was das Jnachtnehmen anbetrifft — man ist nicht umsonst aktiv gewesen." Und er strich sich wohlgefällig die breite schlechtverheilte Quarte auf der Backe.

Dernstädt war seinem Vorsatz, nicht zu tanzen, doch untreu geworden. Er sah Marie Bremer sitzen, während Franken mit Gertrud tanzte, und engagierte die Braut, unmittelbar ehe Wellner, der das Mauerblümchen auch bemerkt hatte, erschreckt herangestürzt kam. Der Assessor hatte recht, die ewige Braut tanzte wirklich nicht sonderlich, vor allem augenscheinlich ohne jede Passion. Und auch nachher, als Dernstädt sich einen Stuhl neben ihr erobert hatte, war sie wortkarg — so ganz anders als an jenem Abend, den er im Hause ihrer Mutter verlebt hatte.

„Sie fühlen sich nicht wohl, gnädiges Fräulein?" sagte er schliesslich.

„Ich bin eine schlechte Gesellschafterin, Herr von Dernstädt, ich weiss es," entgegnete sie mit dem schwachen Versuch eines Lächelns. „Ich bin wohl zu alt für derartige Vergnügungen."

„Zu alt? Sie belieben zu scherzen, gnädiges Fräulein. So entwischen Sie mir nicht. Sie sehen wirklich abgespannt aus — soll ich Franken rufen?"

Sie wehrte hastig ab. „Nein — nein! Sie sehen ja, wie vortrefflich er sich amüsiert." Es klang doch ein



wenig bitter. Aber Sie hatten mich falsch verstanden. Nicht daß ich mich körperlich zu alt fühle, um mit den Fröhlichen hier fröhlich zu sein, das hängt ja wohl überhaupt nicht von den Jahren ab. Ich kann nur den richtigen Ton nicht mehr finden. Wenn man, wie ich, still und zurückgezogen lebt, verlernt man allmählich auch die Freude an der größeren Geselligkeit. Es ist unrecht von mir, daß ich Stimmungen nachgebe, ich bin mir dessen wohlbewußt — aber ich kann nun einmal nicht heucheln."

„Und doch ist es unter Umständen gut, nicht etwa zu heucheln, aber sich selbst zu überwinden, gnädiges Fräulein. Die Geselligkeit hat Rechte an uns, und wenn man sich ernstlich bemüht, kommt man allmählich auch in die rechte Stimmung. Ich habe das im Hofdienst kennen gelernt, wo die ewigen Rücksichten, die man zu nehmen verpflichtet ist, auch auf mir anfangs mit Zentnerlast ruhten, bis ich erkannte, daß man sie beherrscht, wenn man sich selbst beherrschen gelernt hat. Schließlich empfindet man die äußeren Formen der Geselligkeit als eine Wohltat."

Sie neigte das Haupt.

„Sie mögen recht haben — aber ich glaube, ich könnte mich nie zu der Überwindung meiner selbst durchringen. Es hieße doch ein Teil meiner Persönlichkeit opfern, und — es ist vielleicht sehr unbescheiden von mir — die ist mir zu wertvoll dazu."

„Wenn irgend jemand Wert auf seine Persönlichkeit legt, dann bin ich es, gnädiges Fräulein. Sich mit der

Welt abfinden, wie sie ist, heißt aber noch lange nicht, ihr das eigene Ich zum Opfer bringen. Im Gegenteil, jede starke Individualität wird in ihrem Kreise, mag er nun groß oder klein sein, ihrer Umgebung dem Stempel ihrer Eigenart aufdrücken — und zwar mehr, wenn sie sich zur rechten Zeit einmal zu fügen und zu schicken weiß, als wenn sie — wie soll ich doch sagen: mit dem Kopf durch die Wand rennt. Man sagt, wir leben in einer Zeit der Kompromisse, und das Wort Kompromiß hat einen häßlichen Beigeschmack. Mit Unrecht, will mir scheinen. Es gehört oft mehr Charakter dazu, zur rechten Stunde zu einem Kompromiß bereit zu sein, ein Opfer zu bringen, als eigenwillig um einer vorgefaßten Meinung willen auf einer Ansicht zu beharren. Man kann nicht alle Tage auf die Löwenjagd gehn, auch die Niederjagd hat ihre Berechtigung. Das ist im Staatsleben so, das trifft auch auf das gesellige Leben zu. Aber ich langweile Sie, gnädiges Fräulein."

Marie schüttelte energisch den Kopf. „Nicht doch, Herr von Dernstädt, nicht doch! Ich — hätte nur gerade von Ihnen ganz andere Ansichten zu hören vermutet."

Und sind arg enttäuscht über die Banalität meiner Behauptungen — gestehen Sie es nur. Ja, schlimmer noch — Sie werden jetzt vielleicht begreifen, warum man mich, so etwas bleibt dem Betreffenden ja nie verborgen, des leidigen Strebertums bezichtigt. Bezichtigt, weil ich einmal meine Pflicht tue und es dann für meine weitere Pflicht halte, mich mit den Menschen,

mit denen ich zu tun habe, abzufinden, so gut es geht — weil ich nicht ohne Veranlassung, was man sagt, ein unbequemer Untergebener werde. Es ist richtig: für so abgeschmackt ich es halte, um einer Lapalie willen Männerstolz vor Fürstenthronen zu zeigen, gerade so abgeschmackt scheint es mir auch, Vorgesetzten gegenüber eigensinnig zu sein und um Dinge, die sich nicht lohnen, ihnen und sich das Leben schwer zu machen. Das schließt natürlich keineswegs aus, daß ich in allen Fällen, wo es darauf ankommt, meine Ansicht und mein Recht, den eigenen Willen zu vertreten, dies auch mit aller Energie zu tun weiß. Aber da kommt Franken mit seiner reizenden Tänzerin zurück —“

Die Musik war verstummt. Mit leicht geröteten Wangen, mit vor Freude glänzenden Augen kam Gertrud am Arm des Hauptmanns auf die Plaudernden zu. Dernstädt war zu sehr in den Anblick des geliebten Mädchens versunken, als daß er die leichte Falte auf der Stirn Mariens bemerkt hätte, auch Franken selbst achtete nicht auf sie — nur dem scharfen Auge der kleinen Hamburgerin war sie nicht entgangen. „Sie müssen mir helfen, mit Herrn von Wellner zusammen den Kotillon zu arrangieren,“ sagte sie zu Dernstädt und zog ihn fort, und kaum, daß sie einige Schritte entfernt waren, flüsterte sie ihm zu: „Was hat denn eigentlich die ewige Braut?“

„Meinen Sie Fräulein Marie Bremer? Das ist nicht hübsch von Ihnen, Fräulein Gertrud“ — der Name ging schon ganz geläufig über seine Lippen — „den häßlichen Spitznamen zu gebrauchen.“

„Aber ich mein's ja nicht böse, Sie Gestrenger! Sie weiß nur nicht, weshalb die gewiß vortreffliche Dame mich immer mit so unfreundlichen Augen ansieht. Wenns nicht zu lächerlich wäre, könnte ich meinen, sie fürchte für ihren ewigen Bräutigam. Ach so — Pardon!" — sie schlug sich mit dem Fächer vor die Lippen — „Das darf ich ja auch nicht sagen. Aber, gelt? Herr von Dernstädt, es ist doch auch lächerlich —" Sie schmiegte sich leicht an ihn an.

Dernstädt hatte ein schmerzliches Gefühl zu überwinden bei dem Geplauder des Mädchens, aber ein Blick in ihr strahlendes Auge, und er schalt über sich selbst. Wie kleinlich, Gertrud gegenüber jedes Wort auf die Goldwage zu legen! Und hatte sie nicht eigentlich recht? War die ewige Braut — da brauchte er in Gedanken den Namen selbst schon — nicht ein wenig unfreundlich gegen Gertrud gewesen? Wenig freundlich zum mindesten. Und er neigte sein Ohr nach rechts und lauschte mit Entzücken dem silberhellen Lachen an seiner Seite. Wer so lachen kann, der muß ja das Herz auf dem richtigen Fleck haben, und es ist mit ihm nicht zu rechten, wenn die lose Zunge einmal ein klein wenig unüberlegt und vorlaut plaudert.

Da standen sie schon mitten im Saale, Herr von Wellner und Oberst Magdus neben ihnen, und die Rotillontouren wurden in aller Eile noch einmal durchgesprochen. Dann hub die Musik wieder an. —

Die letzten Orden und die letzten Sträuße hatten ihre Bestimmung erreicht. Wilhelm erschien mit einem riesigen

Tablett mit Mokkatäßchen — „Etwas dünne," meinte Gaddern, aber dafür auch nicht nervenzerrüttend." Einzelne Gäste begannen sich zu empfehlen.

„Unsern herzlichen Dank gnädige Frau. Es war wirklich reizend!"

„Wir müssen danken — wenn Sie sich nur ein wenig amüsiert haben?"

„Und Sie kommen bald einmal nach Kniephof hinaus? Wir rechnen sicher darauf, Herr Oberst."

„Sicher, gnädige Frau — ganz gewiß." — — —

Dernstädt stand mit Gertrud in einer Fensternische. Er beugte sich zu ihr hinab und suchte ihre Augen. „Ich darf morgen früh kommen — mich nach Ihrem Befinden erkundigen, Fräulein Gertrud?"

Die langen Wimpern hoben sich langsam. „Ja," flüsterte sie leise. Nichts mehr. Und es schien ihm doch alles zu sagen.

Draußen vor der Tür stand Franken mit seiner Braut. Als Dernstädt die Treppe herunter kam, wie ein Träumender, kaum, daß er das Paar bemerkte, rief ihn der Kamerad an: „Sie Dernstädt — ich bringe Marie nach Hause und komme dann noch auf einen Schritt zu Gehrt, der offen halten wollte. Die andern sind auch da — Sie tun doch mit?"

„Nein, lieber Franken, ich gehe nach Hause. Gute Nacht, gnädiges Fräulein! Gute Nacht, Franken!"

„Gute Nacht — und träumen Sie süß!" —

Oben im großen Zimmer rumorte Frau Magda herum. Nachdem sie Wilhelm eine kleine Standrede



gehalten, weil er anstatt bei der Frau Oberstleutnant bei Frau von Lengern mit dem Fisch angefangen hatte, weil er „entschieden wieder zu viel geraucht habe," fing sie an, die herumstehenden Kaffeeschalen zusammenzuräumen.

„Du, Trude, Du könntest mir eigentlich ein wenig helfen!"

Gertrud saß in einer Ecke ganz zusammengekauert auf einem winzigen Rokokostuhl und zupfte an ihrem Taschentuch herum, daß die Spitzen schon zum Teil auf dem Teppich vor ihr lagen.

„Aber, Trude, bist Du denn rein toll!" rief Frau Magda, als sie das Zerstörungswerk erblickte.

Ritsch! riß das zarte Gewebe mitten durch. Trude ließ es achtlos zu den anderen Fetzen hinabgleiten Dann gähnte sie plötzlich rücksichtslos der Tante ins Gesicht. „Toll nicht — aber sehr müde. Gute Nacht!"

Und hinaus war sie.

„Ja so!" machte Onkel Magdus und sah dem Nichtchen kopfschüttelnd nach.

XII.

Dernstädt hatte eine unruhige Nacht gehabt. Er, der sonst so klare, immer zielbewußte, fühlte sich von einer schweren, inneren Unruhe gepeinigt, die in seinem Herzen das volle Glück der jungen Liebe nicht aufkommen lassen wollte. So lange er Gertrud in die leuchtenden Augen gesehen hatte, war ihm jeder Zweifel fern gewesen. Noch auf dem Nachhausewege von Wengsteins hatte er mit frohem Blick zum leuchtenden Sternenhimmel emporgeschaut und aus übervollem Herzen wieder und wieder vor sich hin geflüstert: ‚Sie ist mein!'

Jetzt kamen die Zweifel, die grauen Gesellen des Zagens und Wägens, die er längst und für immer zur Seite geschoben meinte.

Er hatte in seiner Arbeitsstube eine Lampe angezündet und ging, eine Zigarre rauchend, auf und ab. Durch die nur halb zugezogenen Vorhänge drang schon der Schein des jungen Tages und mischte sich mit dem gelben Lampenlicht. Es war schwül im Zimmer und ein wenig dumpfig — der Bursche mochte abends nicht hinreichend gelüftet haben. Vergebens stieß der Hauptmann die Fensterflügel

auf, auch die Morgenluft draußen dünkte ihm dumpf. Es mochte ein heißer Tag werden.

Dernstädt warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in beide Hände. Was grübelte er nur eigentlich? War er denn ein Kind, ein unreifer Bursche, daß er jetzt, wo er vor der Entscheidung stand, wo ihm das heiß ersehnte Glück gewiß war, wo er nur die Hand auszustrecken brauchte, es zu ergreifen, plötzlich zagend wurde. Liebte er denn Gertrud nicht?

Er erschrak, als die Frage sich vor seine Seele drängte. Und dann schüttelte er sie energisch, fast mit einer körperlichen Bewegung, ab. Er wußte ja, wie leidenschaftlich sein Herz zu ihm gesprochen, ihn gedrängt hatte Tag um Tag und Stunde um Stunde, in der ganzen letzten Zeit. Er war der Leidenschaft, die ihn erfaßt, nicht ohne Selbstprüfung gefolgt, er war ernstlich mit sich zu Rate gegangen, und immer wieder, immer deutlicher hatte sein Herz gesprochen.

Und nnn doch wieder die neuen quälenden Zweifel: ist's auch die Rechte? Dernstädt schloß die Augen, und vor seinem geistigen Blick tauchte Gertruds Bild auf mit dem ganzen Liebreiz des wunderlichen Mädchens. Er meinte sie greifbar vor sich zu schauen und ihr in die Augen zu sehen, wie gestern abend, als er neben ihr stand und fragte, ob er heute kommen dürfe. Das tat ihm wohl — er wurde ruhiger, und die alte Sicherheit kehrte wieder. Ja, er lächelte über seine eigenen Bedenken und daß er immer noch so klein von dem Weibe denken mochte, das er doch liebte. Und er begann Pläne für die Zukunft

zu machen, dachte daran, wie er seiner Mutter die Braut zuführen wolle, und malte sich das Heim aus, das er mit der Geliebten teilen würde.

Es war so schön, zu träumen —

Von der Kaserne her klangen die langgezogenen Töne der Reveille, als Dernstädt endlich sein Lager aufsuchte. Aber der Schlaf kam ihm auch jetzt nicht. Als der Bursche um fünf Uhr wecken wollte, war der Hauptmann schon angekleidet, und eine halbe Stunde darauf saß er im Sattel und ritt hochaufatmend in die duftige Morgenfrühe hinaus. Es mußte geregnet haben, während er träumend in seinem Arbeitszimmer gesessen hatte — auf den Blättern funkelten noch die silbernen Tropfen, und ein frischer Luftzug wehte erquickend vom Wasser herüber. Es wurde heute doch wohl ein schöner Tag.

Gegen elf Uhr machte sich Dernstädt auf den Weg zu Wengsteins. Er sagte sich selbst, daß die Stunde etwas früh sei, aber er vermochte seine Ungeduld nicht länger zu zügeln. Und Gertrud erwartete ihn ja!

„Gnädige Frau sind ausgegangen — aber das gnädige Fräulein sind zu Hause," meldete Wilhelm und riß die Türe zum Salon auf. Er greinte dabei über das ganze Gesicht — die Region der Küche hatte sich augenscheinlich bereits ihre Meinung gebildet.

Im Salon sah es etwas unwohnlich aus, die Spuren der gestrigen Gesellschaft waren noch nicht ganz verwischt. Die Stühle standen nicht so in Reih und Glied, wie Frau Magda es liebte. Der eine Teppich lag halb zusammengerollt unter dem Sofatisch, und auf der Plüschdecke des

letzteren machte sich ganz unmotiviert eine angerauchte Zigarre breit, die der Oberst selbst heute nacht, als seine Gattin ihm das viele schädliche Rauchen vorwarf, an dem ungehörigen Platz aus der Hand gelegt hatte.

Dernstädt war, den Helm in der Rechten, an das Fenster getreten — dasselbe Fenster, an dem ihm Gertrud gestern gesagt hatte, daß sie ihn erwarten würde. Zufällig traf sein Blick einige weiße Streifen — Spitzengekräusel — auf dem Fußboden, er bückte sich unwillkürlich danach. Ein feines, wohlbekanntes Parfüm duftete ihm entgegen, als er die leichten, spinnwebendünnen Stücke in der Hand hielt. Langsam ließ er sie wieder aus den Fingern gleiten. Wunderlich — es tat ihm leid um das feine Tuch, das da eine mutwillige Hand zerrissen hatte, die er nur zu gut kannte.|

Man ließ ihn warten — Gertrud mochte noch nicht fertig mit der Toilette sein. Aber er lächelte schon wieder: es war ja so natürlich, daß sie sich ein wenig schön machen wollte. Vielleicht hatte auch der Esel, der Wilhelm, ihn noch gar nicht gemeldet.

Aber da klang ja Gertruds helle Stimme im Nebenzimmer — erst jetzt bemerkte Dernstädt, daß die Türe nur angelehnt, nicht völlig geschlossen sei.

„Nun — kommen Sie endlich? Das ist denn doch eine Unzuverlässigkeit, bei der alles aufhört — da werden wir wohl die längste Zeit Freunde gewesen sein!“

Eine andere weibliche Stimme, die Dernstädt ebenso bekannt klang, ohne daß er im Augenblick wußte, wo er sie schon gehört hatte, entgegnete schüchtern: „Das gnädige



Fräulein wolle verzeihen. Mutter war nicht recht gut zuwege — wir konnten wirklich nicht fertig werden.“

„Verschonen Sie mich mit den albernen Ausreden. Was geht es mich an, ob Ihre Mutter krank ist? Ich bezahle und will meine Wäsche zur rechten Zeit haben. Das merken Sie sich, Mamsell!“

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Sie sollen sich nicht wieder zu beklagen haben.“

Dernstädt hatte jetzt die Stimme der zweiten Sprecherin erkannt. Es mußte Anna Schneider sein. Er fühlte sich peinlich berührt, daß er unfreiwilliger Zeuge des Gesprächs wurde — der scharfe Tonfall in Gertruds Organ verursachte ihm zudem einen fast körperlichen Schmerz. Es klang so ganz anders, als sonst.

Und jetzt begann sie wieder: „Übrigens auf Ihre Spitzenwäscherei brauchen Sie sich nichts einzubilden — das ist ja schandbar gewaschen.“ Er hörte das leise Knittern eines Wäschegegenstandes und dann die Erwiderung: „Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein, daß es hier am Ort jemand besser machen kann.“ Das hatte noch ziemlich selbstbewußt geklungen, aber die Stimme der Wäscherin sank sofort wieder zu einem bescheidenen Flüstern herab: „Ich werde mir aber rechte Mühe geben, das gnädige Fräulein in Zukunft mehr zufrieden zu stellen. Darf ich die Wäsche einpacken?“

Jetzt wurde Geld nachlässig auf den Tisch geworfen, und dann hörte Dernstädt noch einmal Gertruds Stimme in fast schneidender Schärfe: „Ist nicht nötig, Sie können

sich die Mühe sparen. Ich werde meinen Krimskram nach Hamburg schicken."

„Aber, gnädiges Fräulein" — tönte es erschrocken zurück.

„Jawohl — ich werde meine Wäsche nach Hamburg schicken. Da liegt Ihr Geld —"

Draußen klopfte es an die Türe. „Gnädiges Fräulein," hörte Dernstädt Wilhelm flüstern. „Ich suchte das gnädige Fräulein schon hinten — der Herr Hauptmann ist da." Dann noch ein kurzes Rauschen von Kleidern, noch eine leise Bitte, auf die gar keine Antwort folgte — das Klappen einer Türe. Gertrud mußte sich aus dem Nebenzimmer entfernt haben, aber Wilhelm schien es als seine Aufgabe zu betrachten, die Wäscherin zu trösten. „Na — hat sie mal wieder gezankt? Na nu, Fräuleinchen, und darum gleich nasse Augen? Unsereiner ist's gewohnt — und nu gar von der da, bei der jetzt die Sonne scheint und gleich darauf schneit's. Nee — da machen Sie sich keine Sorgen —" das weitere verklang. Wilhelm mußte bemerkt haben, daß die Tür zum Salon offen stand — sie wurde wenigstens leise zugedrückt.

Was war's denn eigentlich, was Dernstädt gehört hatte? Eine kleine wirtschaftliche Auseinandersetzung, von der er nicht einmal beurteilen konnte, ob Gertrud nicht am Ende im vollsten Rechte war. Und doch legte sie sich wie Mehltau auf seine Stimmung. Die Art und Weise, in der Gertrud das junge Mädchen abgefertigt hatte, der Tonfall ihrer Stimme schmerzte ihn — ihm war, als habe eine rauhe Hand plötzlich den Zauber fortgewischt, den

seine Liebe um ihr Bild gewoben, das noch heute nacht so lebhaft vor seinem geistigen Auge gestanden hatte —

Aber da trat sie aus des Obersten Arbeitszimmer kommend, schon selbst herein, rosig und frisch, heiter lächelnd und doch mit dem Ausdruck einer gewissen Spannung im Gesicht.

Und sie begrüßten sich, und sie plauderte in ihrer reizvollen Weise vom gestrigen Fest, und dann und wann schlug sie die großen Augen zu ihm auf, wie forschend nnd fragend.

Er saß ihr gegenüber und rang schwer mit sich selbst. Mühsam nur kamen die konventionellsten Antworten über seine Lippen, — das eine Wort, die eine Frage, die an Gertrud zu richten er gekommen war, vermochte er nicht auszusprechen.

Allmählich wurde auch sie stiller. Das Gespräch kam ins Stocken. Wieder fühlte er ihr Auge auf sich ruhen, obwohl er sie nicht ansah. Eine kleine Pause — dann schlug ihre Stimmung plötzlich um. Mit beißender Ironie sprach sie über die kleinstädtischen Verhältnisse, die sie gestern beobachtet zu haben glaubte, über die Tenburger Geselligkeit. Es schien, sie wollte seinen Widerspruch herausfordern. Er schwieg hartnäckig.

„Nun, Herr von Dernstädt, Sie werden doch nicht versäumen, heute auch der ewigen Braut eine Visite abzustatten? Ich bin überzeugt, Fräulein Bremer erwartet das mit Bestimmtheit —"

Er erhob sich. Ihm war so weh ums Herz, daß er hätte weinen mögen. Aber er richtete sich gewaltsam auf.

„Darf ich bitten, mich der gnädigen Frau zu empfehlen?"

„Ich werde nicht verfehlen — Tante wird sehr bedauern —"

Wie glatt solche Redensarten selbst in solchen Augenblicken vom Munde fließen ....

Jetzt war er hinaus. Die Türe klappte zu. Draußen stand Wilhelm in etwas bedenklicher Nähe: „Haben der Herr Hauptmann gestern vielleicht ein Paar Handschuh vergessen?"

Drinnen mußte sich Gertrud einen Augenblick an einen Sessel lehnen. Ihre Brust hob sich krampfhaft — sie hätte aufschreien mögen. Aber dann lachte sie plötzlich grell und laut — so laut, daß es Dernstädt auf dem Flur hörte. Und das schrille Lachen klang in ihm nach, bis er seine Wohnung erreicht hatte.

Der Bursche stand vor der Türe, Dernstädte taumelte an ihm vorüber. Er warf sich, ohne den Säbel abzulegen, vor seinem Schreibtisch in den Lehnstuhl, und wieder, wie heute nacht, vergrub er das Gesicht in beide Hände. Aber jetzt wollte Gertruds Bild nicht mehr in jenem strahlenden Licht vor ihm erscheinen. Es blieb dunkel vor seiner Seele, nur ein Chaos von Gedanken raste in wilder, unsteter Flucht durch sein Hirn.

Ganz langsam, allmälich erst gewann die ruhige Überlegung die Oberhand. Aber auch sie fand keinen Ausweg. Was hatte er getan? Er fühlte, daß er Gertrud tötlich beleidigt hatte. Sie war berechtigt gewesen, einen Antrag zu erwarten — sie hatte ihn erwartet — ohne Zweifel!

Und doch hatte er das entscheidende Wort nicht über seine Lippen bringen können. Seine Liebe war nicht erloschen — das fühlte er deutlich — aber die frohe Zuversicht war dahin auf ein Glück, wie er es sich an Gertruds Seite erträumt. Sie war entschwunden, und er wußte doch selbst eigentlich nicht, weshalb. . . . Hatte er nicht ein bitteres Unrecht begangen? War's nicht ein freventliches Spiel gewesen, das er mit dem Herzen des Mädchens getrieben? Und hatte er nicht die Pflicht, gut zu machen, was er verschuldet? Aber da klang ihm wieder das schrille Lachen Gertruds in den Ohren nach — ein Lachen, nicht vom leidenschaftlichen Schmerz herausgezwungen, sondern hervorgestoßen wie in bittrem Hohn. Daß sie so lachen konnte — daß sie so gelacht hatte, als er von ihr gegangen war —!

Er schlug die Augen auf. Gerade vor ihm stand eine kleine Photographie — das Bild seiner Mutter. Sie ließ sich nicht gern photographieren, die alte Frau. Es hatte vieler Mühe bedurft, ehe er sie bewog, mit ihm nach Bergen zu fahren, daß er doch wenigstens ein Bild von ihr mit in die Fremde nehmen könne. Und die Photographie war herzlich schlecht. Bisweilen hatte er im stillen gelächelt, daß die alte Frau in dem schlichten Rahmen da eigentlich seine Mutter sein solle, seine liebe Alte, die ihm in ihrem weißen Greisenhaar, mit den tausend Fältchen um die treuen Augen, immer als die schönste aller Matronen erschienen war. Heute umfaßte er das Bild mit einem schmerzlichen und doch glückseligen Aufstöhnen: „Mutter — meine Mutter!“

Jahre auf Jahre mögen im Leben des Mannes vergehen, ohne daß das Bedürfnis in ihm lebendig wird, das Herz auszuschütten vor dem Weibe, das ihn in Schmerzen geboren hat, sich auszuweinen an der treuen Mutterbrust. Immer wieder holt er sich aus sich selbst heraus Rat und Kraft und wandelt selbstbewußt seinen Weg durchs Leben. Aber die Stunde kommt für jeden Mann, in der es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinzieht zum Herzen der Mutter, in der er sich glücklich schätzt, wenn dieses Herz noch schlägt, wenn er vor sie hintreten kann und sprechen: „Hier bin ich, Mutter, hilf mir — oder spende mir Trost!"

Und wie jetzt Dernstädt den schlichten Rahmen mit der vergilbten Photographie umspannte, da fühlte er, daß auch für ihn diese Stunde gekommen sei. Und mit einemmal war seine Entschlußfähigkeit wieder da. Er richtete sich auf und sah nach der Uhr. Dann rief er den Burschen und gab Befehl, ihm schnell die Meldesachen zu bringen und den Koffer zu rüsten; er müsse auf einige Tage verreisen.

Eine Viertelstunde später stand er im Geschäftszimmer des Regiments vor dem Obersten und bat um drei Tage Urlaub nach Rügen.

Magdus blinzelte verschmitzt mit den Augen. „So plötzlich, lieber Dernstädt? Ja so — sicher Familienangelegenheiten."

„Zu Befehl, Herr Oberst!

„Ja so! Na natürlich! Reisen Sie mit Gott, lieber Dernstädt. Die Kompagnie kann Bielfeld führen. Na,

gut bekommen gestern? Sehen etwas angegriffen aus. Das bringt das so mit sich." Der gute Magdus kicherte diskret. „Meine Damen waren heute auch todmüde. — Abmelden ist nicht nötig, versteht sich."

Er schüttelte Dernstädt die Hand — kräftig, mit fast väterlicher Freundlichkeit. „Nochmals, reisen Sie mit Gott und empfehlen Sie mich unbekannter Weise der Frau Mama. Adieu, lieber Dernstädt."

XIII.

Auf der weinlaubumrankten Veranda vor dem Herrenhause saßen Mutter und Sohn. Er war erst vor einer Stunde angekommen und hatte kaum den Reisestaub abgeschüttelt. Sie hatte ihn innig an ihr Herz gepreßt und ihn auf Stirn und Mund geküßt. Aber keine Frage: „Weshalb bist Du hier?“ war ihr über die Lippen gekommen. Nicht einmal in ihren Augen hätte er diese Frage lesen können, so gleichmäßig ruhig und doch so strahlend zärtlich blickten sie.

Sie saßen sich gegenüber. Zwischen beiden stand der alte feste Eichentisch mit der weißgescheuerten Platte, den der Vater vor dreißig Jahren aus dem Holze der großen Eiche vor dem Tor hatte anfertigen lassen, als der Riesenbaum, auf den er so stolz gewesen, vom Sturme umgeworfen worden war. Dernstädt erinnerte sich genau, daß der Vater oft erzählte, wie er nie geglaubt, daß der äußerlich so kräftige Baum innerlich so morsch gewesen sei — kaum daß der Hoftischler die Platten für den Tisch habe zusammenstückeln können. Wunderlich, daß ihm das gerade jetzt einfiel!

Die Mutter konnte nimmer müßig sitzen. Auch jetzt hatte sie einen großen Korb voll Bohnen vor sich und schnipfelte mit emsigen Fingern. Als vorhin die alte Hanne, die nun auch schon an die dreißig Jahre Mamsell auf Eichhof war, aus der Speisekammer heraufgekommen war, dem jungen Herrn selbst eine Schüssel saurer Milch und ein paar Butterbrote zu bringen, hatte sie halb vorwurfsvoll gemeint: „Aber gnädige Frau — heute sind die Bohnen doch meine Sache!“ und hatte den Korb mit herunternehmen wollen in ihr Reich. Aber die alte Gnädige hatte ihren Kopf für sich, den schüttelte sie mit einer Bewegung, die jedermann in Eichhof kannte: „Laß nur, Hanne.“ Und der Bohnenkorb war auf der Veranda geblieben.

Die alte Veranda! Das waren noch die Steinstufen mit den ausgetretenen Ziegeln, auf denen er sich die ersten Beulen in den Kopf geschlagen — und das da war dasselbe Geländer, an dem er seine ersten Turnversuche gemacht hatte! Alles war, wie in den Tagen der Kindheit — nichts verändert. Da, das Rondell vor dem Hause hatte noch genau denselben kleinen Knick in seiner Kreisform, den er schon bemerkt hatte, als er noch kaum wußte, was ein regelrechter Kreis sei; und an der einen Stelle war der Rasen gerade noch so eingetrocknet, wie regelmäßig im Hochsommer, wenn es an Leuten zum Gießen fehlte. Nur das Blumenbeet in der Mitte hatte die Form geändert; einst war es ein Johanniterkreuz gewesen, nun stellte es das eiserne Kreuz dar. Das hatte Mutterchen so angeordnet, als er aus dem Feldzug zurückkam.

Heimatsodem — Heimatsluft!

Dernstädt sog begierig die frische Brise ein, die vom nahen Meer herübergetragen wurde. Und er lauschte dem leisen Schlag der Brandung und verfolgte wie träumend die gleichmäßigen Bewegungen der lieben greisen Hände da drüben.

„Mutter, ich hab Dir etwas zu sagen,“ begann er plötzlich.

Die blauen Augen schauten auf, aber die Hände standen nicht still. „Ich wußte es, lieber Junge.“

Ihre Stimme klang voll und sonor, es lag etwas wie Glockenklang darin. Merkwürdig — er mußte plötzlich an ein anderes Organ denken, nicht an Gertruds, sondern an Marie Bremers Stimme; die klang ganz ähnlich — zum Verwechseln ähnlich.

„Mutter, ich bedarf Deines Rates —“

„Sprich, Otto — ich höre.“

Und er begann. Er erzählte, wie er Gertrud kennen gelernt, wie die Liebe über ihn gekommen, wie ihn wieder und wieder Bedenken gequält hätten, was in den letzten Tagen geschehen war. Er verschwieg nichts, nicht Gertruds Eigenart, nicht, daß er sich selbst schuldig glaubte.

Und dann war er zu Ende und sah erwartungsvoll zu seiner Mutter hinüber.

Die alte Frau hatte die Hände ruhen lassen, aber der Korb war auf ihrem Schoße geblieben, und dann und wann zog sie eine der Bohnen heraus und das Messer langsam durch die grüne Schale — ganz langsam, daß die Schnitzel fast durchsichtig dünn wurden. Als er dann

schwieg, stand sie auf, setzte den Korb auf den Eichentisch, ging um letzteren herum, legte ihren Arm um des Sohnes Schultern und küßte ihn in das blonde Haar. „Mein armer Junge! Mein lieber Otto!“

Er war aufgesprungen und hatte die Mutter innig umschlungen. Und plötzlich kamen dem starken Manne die Tränen in die Augen, er schluchzte laut auf.

Sie zog seine Rechte zwischen ihre Finger und streichelte sie sanft — so zärtlich und sanft, wie es eben nur Mutterhände können. Keines von ihnen sprach ein Wort.

Die Dämmerung war herabgesunken. Vom Meere her tönte die Brandung stärker herüber, auf den Wiesen jenseits des Gartes stiegen einzelne Nebelstreifen auf. Und dann brach plötzlich der Mond durch, und die Kastanienbäume um das Rundell warfen ihre langen Schatten auf die Rasenfläche und den mit Kies bestreuten Weg.

Schweigend zog die Mutter den Sohn die Steinstufen hinunter bis zu den Birken am Wiesenrande. Dort stand die Bank, die er als Kind sehr geliebt, auf der er so gern geträumt hatte. Und als sie hier eng aneinander geschmiegt saßen, da fragte sie plötzlich: „Und Du liebst sie wirklich so sehr, daß Du meinst, Dein Lebensglück nur mit ihr finden zu können?“

Er starrte vor sich hin. Aber dann rang es sich doch von seinen Lippen: „Ja Mutter — ja!“

Da hub sie an: „Sieh, Otto, ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich nach Deinen Worten einen übermäßig günstigen Eindruck von dem Mädchen empfangen habe. Schüttle nicht den Kopf, mein Sohn,

sondern höre weiter. Ich will Deinen wunden Herzen nicht wehe tun, aber ich mußte das vorausschicken, denn ich kann nicht unwahr sein. Doch ich muß auch das herbe Urteil, das ich soeben aussprach, sofort einschränken: Was Du mir berichten konntest, sind äußere Eindrücke — warum sollst Du, warum sollen wir nicht hoffen dürfen, daß sich unter dem unsteten — vergib — oberflächlichen Wesen ein edlerer Kern verbirgt? Wenn man alt wird, wird man milde, und das mit Recht. Man urteilt nicht mehr nach dem Außenschein eines Menschen, man sucht sein Inneres zu erkennen. Und da macht man oft wundersame Entdeckungen — bisweilen freilich sehr trübe, aber meist doch erfreuliche. Das Leben und die Menschen sind besser, als sie scheinen — sind sie doch Gottes Ebenbilder. Sieh, Otto, es ist nicht immer nur die natürliche Veranlagung, die aus dem Menschen spricht, es ist ebenso sehr die Erziehung — die Kinderstube lebt im Menschen nach, auch wenn er ihr längst entwachsen ist. Und wenn ich mir vergegenwärtige, was Du mir gesagt hast, so muß das arme Mädchen eine unglückliche Erziehung genossen haben —“

Er nickte lebhaft.

„Was diese verdorben hat, läßt sich aber vielleicht wieder gut machen. Unter einer Bedingung freilich nur — nur wenn sie Dich wirklich liebt, nicht im Rausche der Leidenschaft oder gar nur im Spiel einer Laune, sondern mit allen Fibern des Herzens liebt. Und nun, mein Otto, denke ich, wenn das wirklich der

Fall ist, dann muß ihr diese Liebe auch über die kleine Enttäuschung hinweghelfen, die Du ihr bereitet hast, ich kann mir das heiße Blut wohl denken, wie es gesiedet hat, als das Wort nicht fiel, das sie erhoffte! Aber wenn es edles Blut ist, dann wird es sich auch wieder beruhigen, wenn Du kommst und ihr offen und ehrlich sagst, warum Du jenes Wort nicht finden konntest in jener Stunde, wenn Du Dein Herz vor ihr ausbreitest, Deine Zweifel vor ihr bekennst. Sagt sie dann trotzdem freudig und überzeugt Ja, dann hat sie bewiesen, daß sie nicht klein denkt und nicht unedel fühlt. Dann, Otto, dann will ich sie von ganzen Herzen als mein liebes Töchterchen vertrauensvoll an meine Brust schließen, denn die Frau wird erst nach der Hochzeit zum Weibe. Liegt in einem Mädchen nur der edle Kern, so trägt er auch gute Frucht unter eines tüchtigen Mannes liebevoller Leitung. Wärst Du ein andrer, als Du bist, mein Sohn, ich würde zagen. Gerade weil ich Dich aber kenne und schätze, nicht mit meinen verblendeten Mutteraugen, sondern klar blickend und scharf wägend, so sage ich Dir: Wirf die Zweifel hinter Dich und vertraue der Kraft Deiner Liebe!"

„Du bist gut, Mutter," sagte er leise und zog ihre Hand an seine Lippen. Und sie strich ihm mit der Rechten sanft über das Haar, wie sie es dem Kinde immer getan hatte. Dann saßen sie lange schweigend nebeneinander und sahen zur Wiese hinüber, auf der die Nebel sich langsam verdichteten, bis sie zu einer grauen Fläche zusammenflossen.

„Und Du liebst sie wirklich so sehr — über alles in der Welt?“ fragte sie plötzlich noch einmal. Sie sagte es ruhig, aber es klang doch etwas von der inneren Angst und Sorge des Mutterherzens durch die Worte.

„Ja — ja doch, Mutter,“ stieß er hervor. „Mehr als alles — Dich, Mutter, ausgenommen.“

„Sprich nicht so, Otto! Nicht so, mein Sohn. Hältst Du mich für so klein, daß ich mich fürchtete, zu teilen? Nein, Otto, ich wäre eine schlechte Mutter, wenn ich das Mädchen, was Du liebst, beneiden wollte. Das Mutterherz gewinnt ja nur, wenn es das Kind glücklich weiß.“

Er antwortete nicht. Sie war aufgestanden, hatte seine Hand in ihren Arm gezogen — so schritten sie dem errenhause wieder zu. —

Gegen abend des nächsten Tages reiste Dernstädt ab. Zwischen Mutter und Sohn war der Grund seines kurzen Besuches nicht wieder erörtert worden. Erst als der Wagen, der ihn nach Bergen bringen sollte, vor der Türe hielt, und sie ihn noch einmal ans Herz zog, flüsterte sie ihm zu: „Prüfe Dich, Otto, ob Du sie auch wirklich liebst — prüfe Dich ernstlich und streng. Und dann tue, wie ich Dir gestern gesagt. Und Gott sei mit Dir, mein lieber, lieber Junge!“

Während der ganzen Fahrt gingen ihm der Mutter Worte im Sinn herum. Prüfe Dich selbst! Ja, hatte er sich denn nicht gewissenhaft geprüft die letzten langen Wochen hindurch in Sorge und Zweifel? Hatte er



nicht mit sich gerungen? Und war das überhaupt die rechte echte Liebe, in der Zweifel lebendig bleiben konnten? Mußte solch eine Liebe nicht stark und selbstbewußt sich über alles Deuteln und Zagen hinwegsetzen? Ja — das sagte der Verstand! Aber wenn er sich dann Gertruds Bild vor Augen zauberte, dann entschwand die nüchterne Erwägung, und immer wieder rief es in ihm: sie ist's — sie ist's!

Von Lübeck aus hatte Dernstädt seinem Burschen die Stunde seiner Ankunft telegraphiert. Als der Zug in den Tenburger Bahnhof einrollte, stand der Diener bereits auf dem Perron.

„Nichts Neues, Prinken?“ fragte Dernstädt halb mechanisch.

„Nee, Herr Hauptmann. Man bloß, der Herr Unteroffizier Berger ist schon dreimal dajewest und hat jefragt, wenn der Herr Hauptmann zurückkommen täte. Un als die Depesche kam, da war er wieder da und hat gemeint, er wolle sich balde beim Herrn Hauptmann melden —“

„Wenn er kommt, lassen Sie ihn vor. Hier — die Reisetasche! Ich gehe direkt nach Hause. Sie können mir etwas Essen aus dem Kasino holen.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Und was ich noch sagen wollte, die Pferde sind gut zu Wege.“

Dernstädt nickte nur und schritt dem Ausgang zu. Gerade als er auf die Straße trat, sah er den Oberst und Frau Magda um die Ecke biegen. Sie konnten ihn

nicht mehr bemerken, aber unmittelbar hinter ihnen gingen, eifrig plaudernd, Gertrud und Franken.

Das Blut schoß Dernstädt in die Wangen — er vermochte die Wallung nicht zu unterdrücken. Unwillkürlich blieb er einen Augenblick stehen und grüßte.

Die beiden gingen so dicht an ihm vorüber, daß Franken ihm zurufen konnte: „Schon zurück — na, Sie werden schöne Geschichten erfahren!“ Gertrud aber neigte kaum merklich den Kopf und wandte sich sofort wieder an ihren Begleiter, und Dernstädt hörte deutlich, wie sie im Weitergehen lustig lachte. — Sie lachte —

Die Zähne fest zusammengebissen, eilte Dernstädt seiner Wohnung zu — die Worte Frankens hatte er ganz überhört.

Vor der Tür wartete schon der Unteroffizier Berger. Er hatte den Helm auf und sah merkwürdig verstört aus, als er herantrat: „Ich bitte dem Herrn Hauptmann eine Meldung machen zu dürfen.“

Wunderlich — die dienstliche Angelegenheit wirkte beruhigend auf Dernstädt ein. Er sah den Unteroffizier scharf ins Auge und sagte kurz und scharf: „Ich bin noch beurlaubt. Waren Sie beim Feldwebel?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Auch bei dem Herrn Premierleutnant. Die Herren wissen, daß ich zum Herrn Hauptmann gegangen bin.“

„So kommen Sie herein, Unteroffizier Berger.“

Dernstädt nahm sich kaum Zeit, den Rock zu wechseln. Jetzt klangen ihm plötzlich die Worte Frankens in den

Ohren nach. Wie hatte er doch gesagt: „Na — Sie werden schöne Geschichten erfahren!“ Das mußte mit der Meldung Bergers zusammenhängen.

„Was wollen Sie, Berger?“ fragte er, in sein Arbeitszimmer zurücktretend.

Der Unteroffizier stand, den Helm auf dem Kopf, stramm wie eine Kerze an der Eingangstüre. Er hatte sich sicher seine Worte vorher hundertmal überlegt, als der Hauptmann aber jetzt dicht an ihm herantrat, da kamen sie ihm doch ganz anders über die Lippen, als er beabsichtigte.

„Herr Hauptmann — ich melde — ich — ich habe den Herrn Leutnant Liebmann gehauen und ihm, glaub ich, die Rippen gebrochen —“

„Mensch, Sie sind toll!“ Das war das einzige, was Dernstädt unter dem ersten Eindruck der Meldung hervorbringen konnte.

Der Unteroffizier rang nach Luft. Dernstädt hastete einige Male im Zimmer auf und ab und blieb endlich wieder vor dem Manne stehen. „So sprechen Sie doch, Berger!“ sagte er etwas ruhiger.

„Herr Hauptmann — der Herr Leutnant Liebmann hat im vorigen Jahr, als er bei uns zur Übung eingezogen war, meine Braut, die Anna Schneider — der Herr Hauptmann wissen ja — auf dem Ball zu Kaisers Geburtstag kennen gelernt, und seitdem hat sie keine Ruhe mehr vor ihm gehabt. Wie sie dann krank gewesen ist, da ist's gegangen, aber kaum, daß sie wieder auf dem Damm war, so hat er sich wieder

an sie herangemacht.“ Der Unteroffizier hatte jetzt den Faden seiner zurechtgelegten Meldung gefunden und berichtete in leidlichem Zusammenhang. „Was die Anna ist, die hat sich ja nie etwas aus dem Herrn Leutnant gemacht. Aber er hat nicht locker gelassen. Nun wohnt der Herr Leutnant ja bei der Frau Etatsrätin Bremer, und der Garten von dem Hause stößt hinten an dem Garten von meiner Schwiegermutter, wo sie Wäsche aufhängen, Herr Hauptmann. Und da hat der Herr Leutnant immer des Abends am Zaun gesessen und auf die Anna gelauert. Aber die Mutter hat gut aufgepaßt, und weil sie immer bei der Anna war, hat er sich nicht rangetraut — denk' ich mir.“

„Kurz, Berger!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Wie ich nu gestern abend komme, steht aber die Schneidern vor der Türe und gießt auf der Bleiche. ‚Geh man hinter in'n Garten,‘ meint sie zu mir. ‚Ich muß man eben die Wäsche gießen — 's ist so trocken heute. Wie ich nu durch den Hausflur geh und eben in den Garten will, da hör ich rufen — die Anna nämlich — ‚Mutter! Mutter!‘ Und wie ich raustrete, seh' ich die Anna mit dem Herrn Leutnant ringen. Sie ist meine Braut, Herr Hauptmann — ich also ran, und wahrhaftig, Herr Hauptmann, zuerst habe ich ganz ruhig gesagt — so ruhig, wie ich nur konnte, Herr Hauptmann: ‚Ich bitte meine Braut loszulassen!‘ Da hat der Herr gelacht und hat sie küssen wollen. Und wie ich ihn am Arm packte — denn ich mußte doch meine Braut in Schutz nehmen,

Herr Hauptmann — da hat er mich angeschrieen: ‚Zum Donnerwetter, kennen Sie mich denn nicht? Was unterstehen Sie sich!' Da hat mich die Wut gepackt, Herr Hauptmann und dann weiß ich nur noch, daß ich ihn über den Zaun in den andern Garten geschmissen habe. Und jetzt sagen sie, daß er zwei Rippen gebrochen hat."

Dernstädt fühlte, daß die Meldung des Unteroffiziers durchaus den Stempel der Wahrheit trug. Wie er das Mädchen kannte — wie er Herrn Liebmann zu kennen meinte, traf die Braut Bergers keine Schuld. Der wackere Herr hatte sich ein Späßchen machen wollen — wenn nichts Schlimmeres. Wozu lebt man denn in einer kleinen Garnison?

„Sie haben die Sache sofort dem Feldwebel gemeldet?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Was ist weiter geschehen?"

„Der Herr Feldwebel hat mich sehr hart angelassen und gemeint, ich käme auf Festung." Es kam zag und scheu heraus.

„Weiter!"

„Und er hat es dem Herrn Leutnant gemeldet, und der Herr Leutnant hat den Tatbericht aufgenommen und an das Bataillon gemeldet — sagt der Herr Feldwebel. Und es sei nur, weil der Herr Hauptmann doch heut wiederkäme und der Herr Major auf Urlaub sind, daß ich nicht in Untersuchungshaft abgeführt werde." Dem Manne waren die Tränen in die Augen getreten, so sehr

er kämpfte, sie zu unterdrücken. „Und ich konnte doch nicht anders, Herr Hauptmann!“ stieß er noch heraus, um dann wie über sich selbst erschrocken zu verstummen.

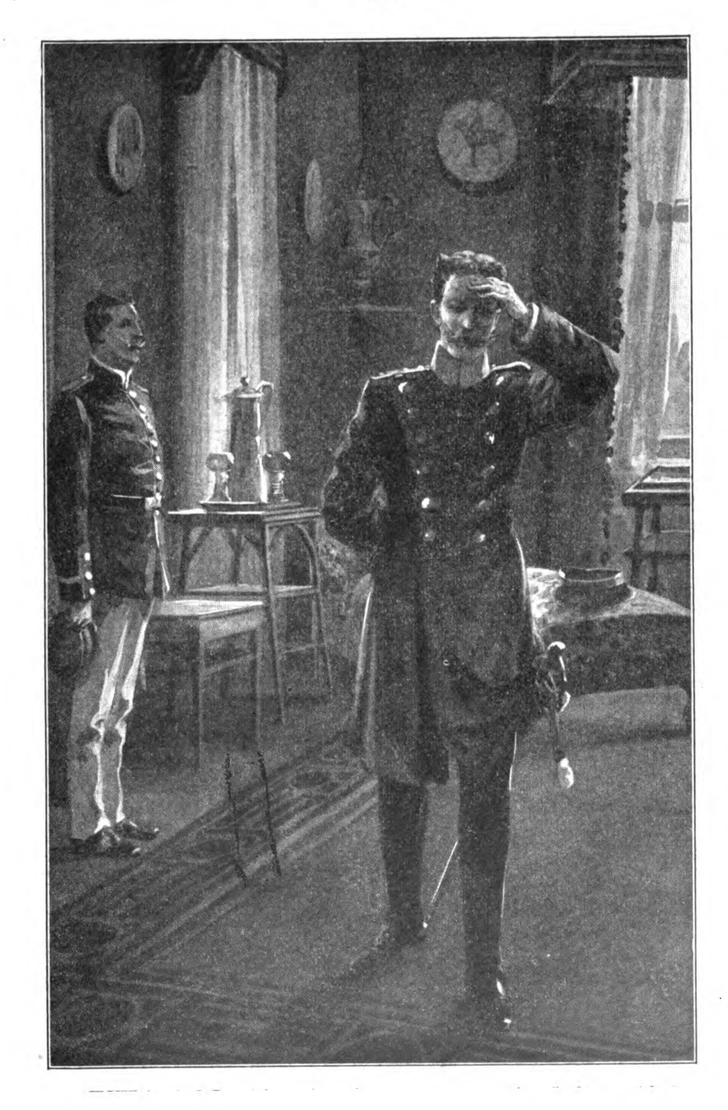
Dernstädt schritt einige Male im Zimmer auf und ab. Er überlegte den peinlichen Vorfall nach allen Seiten — peinlich war die Sache unzweifelhaft — sehr peinlich. Er hätte nicht Offizier mit Leib und Seele sein müssen, wenn er das nicht empfunden hätte.

Endlich wandte er sich wieder an den Unteroffizier, und seine Stimme klang merkwürdig mild, als er zu ihm sagte: „Gehen Sie zu dem Herrn Premierleutnant, Berger. Ich lasse ihn bitten, möglichst bald bei mir vorzusprechen. Und dann melden Sie dem Feldwebel, ich hätte die Führung der Kompagnie wieder übernommen.“

Über das verdüsterte Gesicht des Mannes flog bei dem gütigen Ton, in dem der Hauptmann gesprochen, ein froher Schimmer, wie von wiederbelebter Hoffnung, aber er blickte Dernstädt zugleich angstvoll forschend an, so daß dieser frug: „Sie wollten noch was, Unteroffizier Berger?“

„Wenn der Herr Hauptmann erlauben — ich — komme ich denn wirklich auf Festung?“ Es war ein Schmerzensschrei aus tiefstem Herzen.

„Das kann nur die Untersuchung ergeben, Berger.“ Dernstädt wollte absichtlich dem Untergebenen gegenüber kein Urteil abgeben, als er aber wieder in die angstvolle Miene des Mannes sah, und als er daran dachte, in welcher Sorge draußen am Wasser das arme Mädchen sich härme, da konnte er nicht an sich halten und setzte hinzu: „Wenn sich alles so verhält, wie Sie mir gesagt



haben, Unteroffizier Berger, dann brauchen Sie den Kopf nicht sinken zu lassen. Und nun gehen Sie!"

Eine Viertelstunde darauf ließ sich Premierleutnant Bielfeld melden.

„Ich bedaure lebhaft, daß Sie von so üblen Nachrichten hier empfangen worden sind, Herr Hauptmann," sagte er beim Eintreten. „Nein, dieser Berger — wer hätte das gedacht!"

„Daß der Mann so viel Ehre im Leibe hatte? Meinen Sie das, lieber Bielfeld?"

Der Leutnant blickte seinem Hauptmann etwas verwundert in das Gesicht. „Das auch — gewiß — aber — es ist doch eine sehr unangenehme Affäre."

Dernstädt nickte. „Zumal für Herrn Liebmann. Ohne Zweifel, das ist sie. Und daß ich sie überhaupt bedaure, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Bielfeld. Sie haben über Unteroffizier Berger einen Tatbericht eingereicht?"

„Nur aufgenommen, Herr Hauptmann. Ich wollte ihn gerade auf dem Bureau abgeben, als ich hörte, daß Sie heute schon zurückkämen. Und da meinte auch Wellner, den ich im Geschäftszimmer traf, daß es wohl besser sei, wenn ich erst die Ansicht des Herrn Hauptmanns hörte."

„Da Sie die Kompagnie führten, so kann ich Ihnen nicht ins Gehege kommen, lieber Bielfeld. Wenn Sie also auf der Ansicht bestehen, daß die Einreichung eines Tatberichts notwendig sei, so —"

Der behäbige Premier lächelte in leichter Verlegen-

heit. „Aber ich bitte sehr, Herr Hauptmann." Dabei zog er das Aktenstück aus der Tasche und legte es vor Dernstädt auf den Tisch. „Ich bitte sehr," wiederholte er. „Darf ich mir nur die Frage erlauben, was Sie zu tun gedenken, Herr Hauptmann?"

„Gewiß, Bielfeld. Meines Erachtens liegt lediglich Beleidigung und Körperverletzung vor — beides Vergehen, die nur auf Antrag strafbar sind. Ob Assessor Liebmann es aber für opportun hält, einen Strafantrag zu stellen, erscheint mir zum mindestens zweifelhaft."

Bielfeld rückte auf dem Stuhl. „Aber Liebmann ist doch Reserveoffizier — wenn ich auch aus vollem Herzen hinzufüge: leider."

„Der Herr ist Reserveoffizier — darauf komme ich noch. Er war aber weder in Uniform noch zum Dienst eingezogen, also keinesfalls in irgend einem Vorgesetztenverhältnis. Ich werde mich damit begnügen, den Vorfall kurz zu melden, zugleich aber dem Ehrenrat des Bezirkskommandos Meldung über das Benehmen des Herrn Liebmann machen. Das ist alles, lieber Bielfeld."

„Und Unteroffizier Berger, Herr Hauptmann?"

„Wir müssen abwarten, ob ein Strafantrag gestellt wird. Vorläufig sehe ich keinen Grund, gegen den Mann vorzugehen."

Es schien, als ob der Premier noch einige Bedenken hätte. Aber er mochte überlegen, daß Dernstädt in den verschiedensten Dienststellungen mehr Erfahrung gesammelt habe, als er, und schwieg.

„Ich darf also den Tatbericht als erledigt ansehen, lieber Bielfeld?“

„Gewiß, Herr Hauptmann, gewiß!“

Der Premierlieutnant erhob sich. Dernstädt reichte ihm die Hand. „Sonst nichts Neues im Nest?“ fragte er beiläufig, während er dem Kameraden eine Zigarre anbot.

„Nicht daß ich wüßte, Herr Hauptmann. Ach doch,“ — er lachte — „die gute alte Stella unsres Obersten wird wohl das Zeitliche segnen. Fräulein Kraft hat vorgestern eine kleine Kraftprobe mit dem alten Krampen vorgenommen, und das soll nicht gut abgelaufen sein, wie uns Franken im Kasino erzählte. Lungenschlag — na, viel verloren ist an dem Tier nicht. Ich empfehle mich, Herr Hauptmann.“

Eine Kraftprobe — Gertrud! Bielfeld hatte unbeabsichtigt einen Ausdruck gewählt, der Dernstädt schmerzlich ins Herz schnitt. Und der doch zutreffend war — nur allzu zutreffend!

XIV.

Vergebens machte Dernstädt um die Mittagsstunde des nächsten Tages den Versuch, den Wengsteinschen Damen einen Besuch abzustatten, Gertrud zu sprechen. Die Herrschaften seien mit einigen befreundeten Familien und einer Anzahl jüngerer Herren auf einer kleinen Landpartie nach Ochlerwehr, hieß es.

Als der Hauptmann am Jungfernstieg entlang der Kaserne schritt, um sich bei dem Bataillonskommandeur zu melden, überholte er Marie Bremer. Er grüßte und ging einige Schritte neben dem jungen Mädchen her. So sehr seine Gedanken auf anderes gerichtet waren, die Braut Frankens besaß in zu hohem Grade seine Sympathie, als daß er achtlos an ihr hätte vorübergehen sollen. Sie sah ernst aus, wie fast stets, aber heute lag zudem ein leiser, nur mühsam verhehlter Zug stiller Wehmut auf ihrem Gesicht. Dernstädt fragte, wie es der Mama ginge, warum sie selbst sich nicht der Partie nach Ochlerwehr an=

geschlossen hatte? Sie gab völlig ruhig zur Antwort, daß Franken zwar sehr gebeten, daß sie sich aber nicht habe entschließen können, die Mutter, die neuerdings wiederholt ernster gekränkelt, allein zu lassen.

„So ist Franken auch zu Haus geblieben?" meinte Dernstädt, um sogleich das harmlos hingesprochene Wort zu bereuen. Marie zuckte zusammen, und wenn sie die erste Bewegung unterdrückte, so klang für Dernstädts feinhöriges Ohr doch eine gewisse Bitterkeit aus ihrer Entgegnung heraus: „Nein, Franken ist mit von der Partie — auf meinen besonderen Wunsch — Fräulein Kraft war selbst bei uns und legte mir sehr nahe, daß Herr und Frau von Wengstein es gern sehen würden, wenn Franken sich nicht ausschlösse."

Sie waren an der Ecke des Paradeplatzes angelangt, wo sich ihre Wege trennen mußten. Er verbeugte sich — da schien es ihm plötzlich, als ob Marie Bremer ihm noch etwas zu sagen habe. Sie zögerte sichtlich, und dann stieg plötzlich eine Blutwelle in ihren Wangen empor, als er verbindlich und offen fragte: „Kann ich Ihnen irgendwie dienen, gnädiges Fräulein?"

„Sie werden es vielleicht sehr sonderbar finden, Herr von Dernstädt — aber mein Herz, mein Gewissen drängen mich dazu, Ihnen zu sagen, daß ich von meinem Fenster aus Zeuge des Vorfalls war, der sich gestern im Garten unsres Nachbarhauses zwischen dem — zwischen Assessor Liebmann und dem Unteroffizier Berger abgespielt hat Ich halte es für meine Pflicht, mein Zeugnis zu Gunsten

des letzteren, der beispiellos provoziert wurde, zur Verfügung zu stellen — falls es dessen bedürfte.“

Dernstädt verbeugte sich. „Ich hoffe, es wird nicht notwendig sein, gnädigstes Fräulein. Gestatten Sie mir aber, Ihnen für meinen Untergebenen herzlich zu danken.“ Er überlegte einen Augenblick. „Und wenn Sie es für erforderlich halten, gnädiges Fräulein,“ fuhr er warm fort, „so sagen Sie dem armen Mädchen, der Anna Schneider, ein beruhigendes Wort. Der Unteroffizier scheint mir etwas kopflos geworden zu sein, man hat in meiner Abwesenheit die Angelegenheit wohl auch anders aufgefaßt, als ich sie aufgefaßt haben würde, und man hat dem Manne das nicht verhehlt — da ist es vielleicht gut, wenn die Wäscherin, an der Sie ja stets ein warmmenschliches Interesse nahmen, erfährt, daß meines Erachtens von einer ernstlichen Bestrafung Bergers keine Rede sein kann.“

In den Augen Mariens blitzte es freudig überrascht auf. „Wirklich, ist dem so? Ah, wie mich das freut! Franken faßte die Affaire ganz anders auf. Und ich darf der Anna Schneider wirklich sagen, daß der Unteroffizier keine ernstere Strafe zu gewärtigen hat?“

Wenigstens werde ich ihn nicht bestrafen. Wie die höheren Vorgesetzten über den Vorfall denken, weiß ich freilich nicht. Aber ich hoffe, sie werden meine Auffassung teilen.“

Dernstädt sollte bald eines anderen belehrt werden. Als er, kaum eine halbe Stunde nach der Unter-

redung mit Marie Bremer, sich auf dem Geschäftszimmer des Bataillons bei dem Major vom Urlaub zurückmeldete, kam Major Keller sofort auf den „Fall Berger" zu sprechen. Er sandte den Bataillonsschreiber mit einem nichtigen Auftrage aus dem Zimmer, strich sich die langen Koteletten und sagte zunächst in leicht gönnerhaftem Ton: „Ich habe da vorhin ihre Meldung über den leidigen Fall Berger erhalten, Herr von Dernstädt — recht unangenehm, diese Geschichte, wirklich sehr fatal. Wird böses Blut machen nach allen Richtungen hin — ich sehe voraus, daß die Blätter Kapital daraus schlagen werden. Ungemein unangenehm." Dabei kniff er die Augen zusammen und blickte zu dem Hauptmann hinüber, als erwarte er dessen Entgegnung.

Aber Dernstädt tat ihm den Gefallen nicht. Wohlerfahren im Umgang mit Vorgesetzten, wollte er sehen, worauf der Bataillonskommandeur eigentlich hinzielte.

„Höchst peinlich in der Tat!" begann dieser denn auch bald wieder. „Es ist ja im allerhöchsten Grade ungerecht, ohne Zweifel, aber etwas bleibt bei solchen Affären immer am Truppenteil hängen. So wird's auch hier sein."

„Man könnte doch höchstens dem Offizierkorps des Landwehrbezirks, von dem Herr Liebmann gewählt ist, den Vorwurf machen, nicht vorsichtig genug gewesen zu sein," warf Dernstädt jetzt ein.

Der Major schob auf seinem Schreibtisch einige Akten zurecht und meinte gedehnt: „Gewiß — das kann

man, das wird man wohl auch. Ich habe diesen Gigerl im Offiziersrock nie ausstehen können. Aber das ist so die moderne Zeitrichtung: Offiziere sollen geschafft werden, und da geht man immer weiter und weiter von den bewährten Prinzipien ab, die einst aus dem Offizierkorps des aktiven Heeres und des Beurlaubtenstandes eine homogene Masse bildeten. Gewiß auch Ihre Ansicht — nicht wahr?"

Zustimmend verbeugte sich Dernstädt. Bis hierher hatte der Major unstreitig recht — seine Worte waren indessen nur Präliminarien, das fühlte der Hauptmann deutlich. Und richtig — jetzt kam jener auf die Sache selbst. Er hob die Meldung empor, überflog sie noch einmal und sagte dann, wie beiläufig: „Wie haben Sie denn den Unteroffizier bestraft, lieber Dernstädt? Hier melden Sie gar nichts darüber."

„Ich habe ihn gar nicht bestraft und gedenke ihn auch nicht zu bestrafen, Herr Major."

„Ah —?" machte Major Keller. „Nicht bestraft? Und Sie wollen den unverschämten Schlingel auch nicht bestrafen? Aber, mein Herr Hauptmann, verzeihen Sie — das verstehe ich wirklich nicht. Der Mann hat einen Herrn, der — man mag sonst über ihn denken, wie man will — doch nun einmal die Ehre hat, Reserveoffizier zu sein, von dem er wußte, daß er das ist, schmählich mißhandelt — und er sollte ohne Strafe, ohne jede Strafe fortkommen? Beharren Sie wirklich auf Ihrer Ansicht, Herr Hauptmann?"

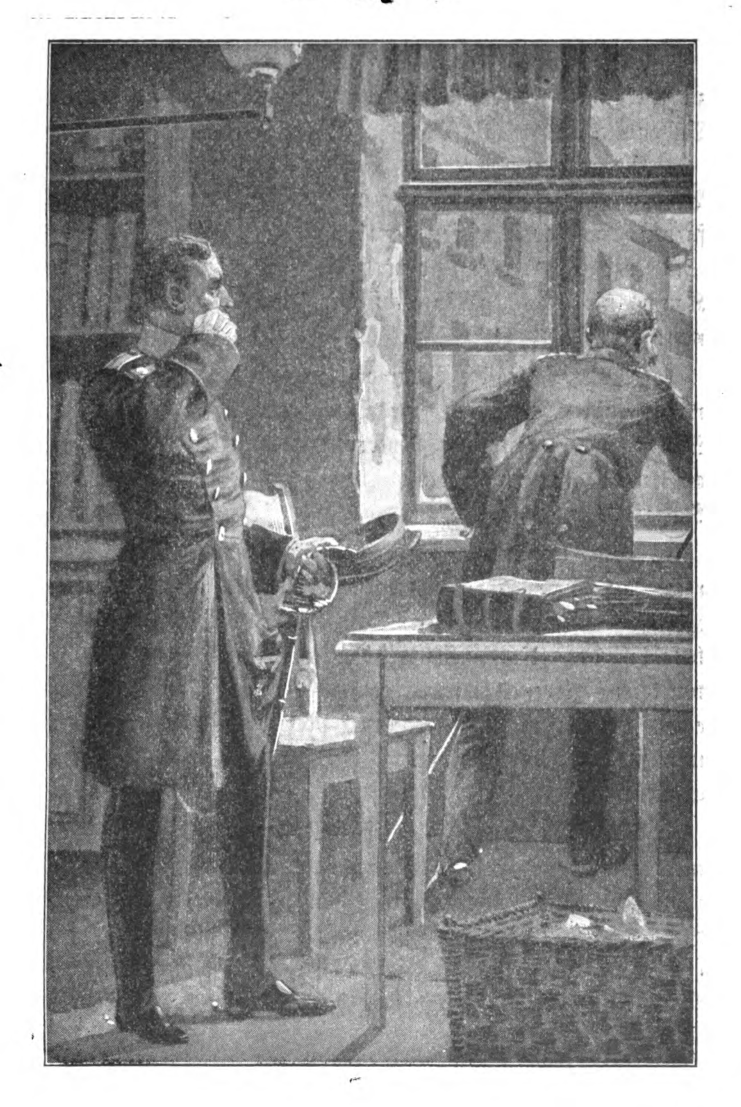
„Beleidigung und Körperverletzung sind nur auf Antrag strafbar, Herr Major.“

„Gewiß — gewiß, mein Herr Hauptmann. Das weiß ich auch! Aber Seine Majestät haben uns ja Gott sei Dank vertrauensvoll die Disziplinarstrafgewalt gegeben, und hier scheint mir denn doch der Fall so zu liegen, daß sie im Interesse der Disziplin zur rücksichtslosen Anwendung gebracht werden muß. Und das finden Sie nicht, Herr Hauptmann?“

„Der Assessor und Leutnant der Reserve Liebmann war nicht Vorgesetzter des Unteroffiziers, als sich der bedauerliche Vorfall zutrug, Herr Major.“

Major Keller sah den Kompagniechef erstaunt ins Auge. Auch das weiß ich, mein Herr Hauptmann'“ stieß er scharf hervor. „Ich brauche Ihnen indessen wohl nicht zu sagen, daß die Disziplinarstrafgewalt gerade in solchen Fällen anzuwenden ist, für welche die Militärgesetze keine Strafbestimmungen enthalten, daß sie den Vorgesetzten zur Erziehung der Untergebenen, zur Stütze der Manneszucht in die Hand gegeben ist!“ Er trat ans Fenster, trommelte ungeduldig einige Augenblicke auf den Scheiben und wandte sich dann kurz um: „Sie wollen den Unteroffizier Berger also nicht bestrafen, Herr Hauptmann von Dernstädt?“

„Ich kann zu einer Bestrafung keine Veranlassung sehen, Herr Major,“ entgegnete Dernstädt völlig ruhig. „Ich finde das Verhalten des Mannes — seinen Bildungsgrad und Stand in Berücksichtigung gezogen — sogar durchaus korrekt.“



„Da werden Sie mir erlauben anderer Ansicht zu sein, Herr Hauptmann. Erlauben Sie einen Augenblick —“

Er riß erregt das Fenster auf und rief dem Bataillonsadjutanten, der im Kreise der Feldwebel soeben auf dem Hofe Parole ausgab, zu: „Schicken Sie mir doch gleich den Feldwebel von der vierten Kompagnie und den Unteroffizier Berger her, Herr Leutnant von Walden!“

Es herrschte im Zimmer eine peinliche Stille, bis nach einigen Minuten die Befohlenen erschienen. Der Major stellte mit dem Unteroffizier ein kurzes Verhör an und ließ sich dann von dem Feldwebel das Nationale reichen.

„Sie haben ja für einen Unteroffizier schon ein recht angenehmes Strafregister, Unteroffizier Berger. Hm — ja — schreiben Sie, Feldwebel! Bataillonsbefehl: der Unteroffizier Berger erhält sechs Tage mittleren Arrestes, weil er sich außer Dienst gegen einen ihm persönlich bekannten Reserveoffizier in höchst unpassender Weise benommen hat. Die Strafe ist sofort anzutreten.“

Dernstädt fühlte den flehentlichen Blick des Unteroffiziers auf sich ruhen, aber die militärische Zucht band ihm die Zunge. Und auch, als der Feldwebel und Berger das Zimmer verlassen hatten, und der Major mit einem liebenswürdig sein sollenden: „Es war mir höchst fatal, von meinen Befugnissen Gebrauch machen zu müssen

— das können Sie mir glauben, Herr von Dernstädt," sich wieder an ihm wandte, antwortete er nur mit einer Verbeugung.

„Haben der Herr Major noch Befehle für mich?"

„Nein, Herr von Dernstädt. „Ich danke Ihnen."

So heiß das But in ihm aufwallte, erledigte Dernstädt doch in völliger Ruhe seine dienstlichen Geschäfte in der Kaserne, nahm sogar die Meldung Bergers von dessen Bestrafung entgegen, ohne eine Miene zu verziehen, und begab sich erst nach seiner Wohnung, als der Feldwebel ihm die Befehle vorgelesen, und er den Dienst für den nächsten Tag angesetzt hatte. Daheim angelangt, aber warf er sich auf sein Sofa und vergegenwärtigte sich noch einmal die Situation. Er wußte recht wohl, daß Major Keller in der besten Uberzeugung gehandelt hatte, und er war weit davon entfernt, seinem Vorgesetzten einen kleinlichen Groll nachzutragen. Aber ebenso fest war er entschlossen, seinen Untergebenen zu vertreten; die Bestrafung des Unteroffiziers war ungerecht, das stand für ihn fest, und sie mußte aufgehoben werden.

Dernstädt war ein abgesagter Gegner von Beschwerden. Er hatte es immer als ein schlechtes Zeichen von dem Geist einer Truppe, in einem Offizierkorps angesehen, wenn in denselben häufiger Beschwerden vorkamen. Er wußte auch, daß die Mehrzahl aller Vorgesetzten über Offiziere, die sich beschwerten, herb urteilten, daß schon manche hoffnungsvolle Karriere durch eine unbedachte Beschwerde gestört wurde. Er wußte, daß es für einen

Offizier viel bedenklicher ist, sich zu beschweren, als für einen Unteroffizier oder Gemeinen, trotzdem war er keinen Augenblick schwankend, daß er den Beschwerdeweg betreten müsse. Und mit einem plötzlichen Entschluß sprang er auf und setzte sich an seinen Schreibtisch und entwarf die Klageschrift, die er dem Hauptmann Astern, dem ältesten Kompagniechef des Regiments, zum Zwecke der dienstlichen Vermittlungsversuche, welche bestimmungsmäßig jeder Beschwerde eines Offiziers vorangehen müssen, übergeben wollte.

Bei der Arbeit beruhigte er sich allmählich. Er suchte sich aus seiner Handbücherei die Vorschriften über den Dienstweg und die Behandlung der Beschwerden, sowie die Disziplinarstrafordnung heraus und zog sie, obwohl er seiner Sache ganz sicher war, zu Rate. Gegen fünf Uhr ließ er sich dann sein Pferd vorführen, ritt ein paar Stunden und schrieb, zurückgekehrt, seine Klageschrift ins Reine. Sie war doch einige Bogen stark geworden, denn er hatte es für erforderlich gehalten, den ganzen Vorfall in allen Einzelheiten klarzustellen.

Gerade als er seinen Namen unter die Schrift setzte, klopfte es an die Türe. Dernstädt rief herein, und indem er zur Türe blickte, streifte sein Auge die Wanduhr. War das wirklich schon die elfte Stunde? Wer konnte da noch kommen?

Franken war es, der eintrat. „'n Abend, Dernstädt. Verzeihen Sie, daß ich Sie noch störe. Sah Licht bei Ihnen, als ich vorüberging. Haben Sie vielleicht 'nen Kognak und einen rauchbaren Tobak zur Hand?"

„Dort steht beides — bitte, bedienen Sie sich, Franken.“

„Danke — danke! Famoses Getränk, dieser Hennesy. Natürlich — drei Sterne! Franken hatte es sich auf dem Sofa bequem gemacht, die Füße heraufgezogen und blies behaglich Ringe. „Sie haben Ärger gehabt, Dernstädt? Wellner und der kleine Walden erzählten soeben im Hotel davon. Na, wie ich Sie kenne, werden Sie sich das vom Major doch nicht gefallen lassen. Es ist ja wieder mal ein unerhörter Eingriff in unsre Befugnisse. Sie erlauben?“ Er goß sich einen zweiten Hennesy ein und stürzte ihn hinunter. „Ja — ja — hab' ich's Ihnen nicht immer gesagt, es ist kein Vergnügen in der Front!“

„Ungelegenheiten gibt es überall im Leben, Franken,“ warf Dernstädt ein. Er verspürte wenig Neigung, sich in eine Debatte mit dem Kameraden einzulassen.

„Das weiß der Geier! Die gibt's — daran fehlt's nirgends. Ich kann wahrhaftig ein Lied davon singen — ein ganzes Gesangbuch, wenn's sein muß. Na, übrigens, daß Sie sich beschweren, hat selbstverständlich meinen vollen Beifall. Schon des Prinzips halber.“

„Mir wirds schwer genug.“

„Na, angenehm ist's ja nie, aber man muß seine Rechte doch wahrnehmen. Was ich indessen sagen wollte, in der Sache selbst — da gebe ich dem Major eigentlich nicht so ganz unrecht. Donnerwetter, ich an Ihrer Stelle hätte den Berger ordentlich an die Hammelbeine ge-

kriegt. Ist doch eine Unverschämtheit sondergleichen, den Monsieur Liebmann so mir nichts dir nichts zu verwamsen. Obwohl ich die Keile dem guten Herrn natürlich von Herzen gönne.

Dernstädt zuckte die Achseln. „Ich verstehe nicht recht, wie Sie in einem Atemzug sagen können, Franken, daß Sie meine Beschwerde für selbverständlich halten und doch der Ansicht sein können, ich hätte den Unteroffizier bestrafen müssen.“

„Ich bitte Sie — das sind doch zwei ganz verschiedene Sachen. Ich meine nur, dem Major gegenüber müssen Sie unsere Rechte als Kompagniechefs verteidigen, da müssen wir alle zusammenhalten wie ein Mann. Aber daß der Berger ein ganz unverschämter Kerl ist, das steht für mich fest, und daß ihm auf die Finger geklopft wird, daß finde ich — nehmen Sie mir's nicht übel — ganz in der Ordnung.“

„Wenn ich mich beschwere, so geschieht es weit weniger, weil ich mich durch den Major persönlich gekränkt fühle, als im Interesse meines Untergebenen.“ Dernstädt der bisher im Zimmer auf und ab gegangen war, zog sich einen Stuhl heran und ließ sich Franken gegenüber nieder. „Gleichviel indessen. Sagen Sie mir nur, Franken, was hätte ein Mann aus unsern Kreisen in der Lage von Berger getan?“

„In unseren Kreisen! Das ist doch ganz etwas andres. Glauben Sie denn wirklich, daß man in den Kreisen des Herrn Unteroffizier Berger und der Demoiselle

Schneider — so heißt die kleine hübsche Attentäterin ja wohl — ein Küßchen so ernst nimmt?“

„Bleiben wir bei der Stange: was hätte ein Mann aus unseren Kreisen in der Lage des Unteroffiziers getan?“

„Nun — das will ich ja nicht in Abrede stellen — ich hätte die Plempe rausgerissen —“

„Sehen Sie, das rechne ich Berger schon hoch an, daß er nicht von seinem Seitengewehr Gebrauch gemacht hat.“

„Na, das ist doch wieder was ganz andres! Und dann hätte ich den Kerl natürlich, wenn er satisfaktionsfähig gewesen wäre, vor die Pistole genommen —“

„Sie werden mir zugeben, daß diese Möglichkeit für den Unteroffizier auch ausgeschlossen war.“

Franken lachte laut auf. „Wäre zwar ein famoser Spaß: Unteroffizier Berger und Herr Liebmann mit den Gigerlhosen auf zehn Schritt Distanz! Mit Ihnen ist nicht zu reden, Dernstädt. Sie sind von der Neuzeit zu stark angefressen.“

„Im Gegenteil!“ Dernstädt warf es kurz und ernst dazwischen. „Im Gegenteil, ich bin in vielen Beziehungen ein durchaus unmoderner Mensch und will es sein. Aber vor allem will ich stets gerecht sein gegen meine Untergebenen. Ich will deren Vertrauen und Liebe mir erwerben und erhalten — Strenge allein tuts heute nicht mehr, und wir zuallermeist müssen mit den geistigen, mit den moralischen Faktoren in der Brust des Menschen rechnen!“

„Nun ja — das ist auch so ein modernes Schlagwort, mögen Sie's nun zugeben oder nicht. Gewiß — man soll seine Leute gut behandeln. Ich bin wahrhaftig auch kein Menschenschinder. Aber die Kerle rechnen Einem einen guten Happenpappen zur rechten Zeit und ein lustiges Witzwort zur rechten Zeit zehntausendmal höher an, als alle die Liebedienerei mit den moralischen Empfindungen, für die sie doch keine Spur von Verständnis haben. Na, nichts für ungut, Dernstädt — jeder hat so seine Manier für den Umgang mit den Leuten — der eine frei nach Knigge, der andere frei nach seinem eigenen Ermessen." Er schenkte sich den dritten Kognak ein. „Wir haben heute eine nette Partie nach Ochlerwehr gemacht, Dernstädt."

„Ich hörte davon."

Franken sah dem Kameraden mit einem etwas scheuen Blick in die Augen, bastelte dann an seiner Zigarre herum und meinte endlich: „Sie sagen das ja merkwürdig kühl, Dernstädt. Fräulein Kraft war auch dabei."

„Ich weiß es."

„So? Sie wissen es? Natürlich! Er zündete ein Streichholz an und blies es wieder aus, um gleich darauf ein zweites zu entzünden. Und dann platzte er plötzlich heraus: „Ein offenes Wort, Dernstädt! Was haben Sie eigentlich mit Fräulein Kraft gehabt?"

Dernstädt zog die Stirne kraus. „Wieso, Franken?"

„Na, ja — ich meine nur so — das merkte doch ein Blinder, wie Ihr beide zueinander standet — und dann die plötzliche Reise zu Ihrer Frau Mutter. Und

nun tut die Dame, als ob Sie Luft wären — Luft, sage ich Ihnen, Luft —." Er blies ein paar Stäubchen Zigarrenasche von dem Ärmelaufschlag seines Überrockes.

„Ich fühle mich zu keinerlei näherer Mitteilung berufen," sagte Dernstädt kühl und ablehnend.

„Dacht' ich mir." Franken lachte leise in sich hinein. „Nichts für ungut, Dernstädt, nichts für ungut. Sie können's unsereinem nicht verdenken, wenn er ein bißchen neugierig ist — und unter Kamraden braucht man ja nicht gleich jedes Wort auf die Goldwage zu legen. Und, wissen Sie, die kleine Oberstennichte ist nun doch mal ein — pardon, Bester — ein ganz verteufeltes Frauenzimmerchen. Sie hat einen am Bändel, man weiß selbst nicht wie!"

„Wollen wir das Gespräch nicht lieber abbrechen?" Dernstädt war aufgestanden und an seinen Schreibtisch getreten. In sichtbarer nervöser Ungeduld spielte er mit einem Papiermesser, das dort auf der Platte lag.

„Na natürlich, Dernstädt. Natürlich — Sie müssen mich nicht für indiskret halten. Aber wissen Sie — du lieber Gott — es wäre doch möglich, daß einer der Kameraden sich für Fräulein Kraft interessierte. Und da möchte man doch gern wissen, wie Sie sich — wie Sie zu ihr stehen."

Erstaunt, erschrocken sah Dernstädt dem Kameraden in das Gesicht, aus dem mehr und mehr der erkünstelte Ausdruck der Unbefangenheit verschwand, um einer verlegenen Röte Platz zu machen. Und diese Röte der Scham bewies Dernstädt mehr, als es Worte gekonnt

hätten. Er schritt langsam auf den Kameraden zu, der sich jetzt auch von seiner nachlässigen Stellung auf dem Sofa erhob, und mit vor Erregung bebender Stimme stieß er hervor: „Ist es denn denkbar, ist es denn möglich, Franken? Sie — Sie selbst mit dem Verlobungsreif dort am Finger — Franken machen Sie mich nicht wahnsinnig, sagen Sie mir, daß ich mich irre. Nein, nicht doch — die Wahrheit, Franken, sagen Sie mir die Wahrheit!"

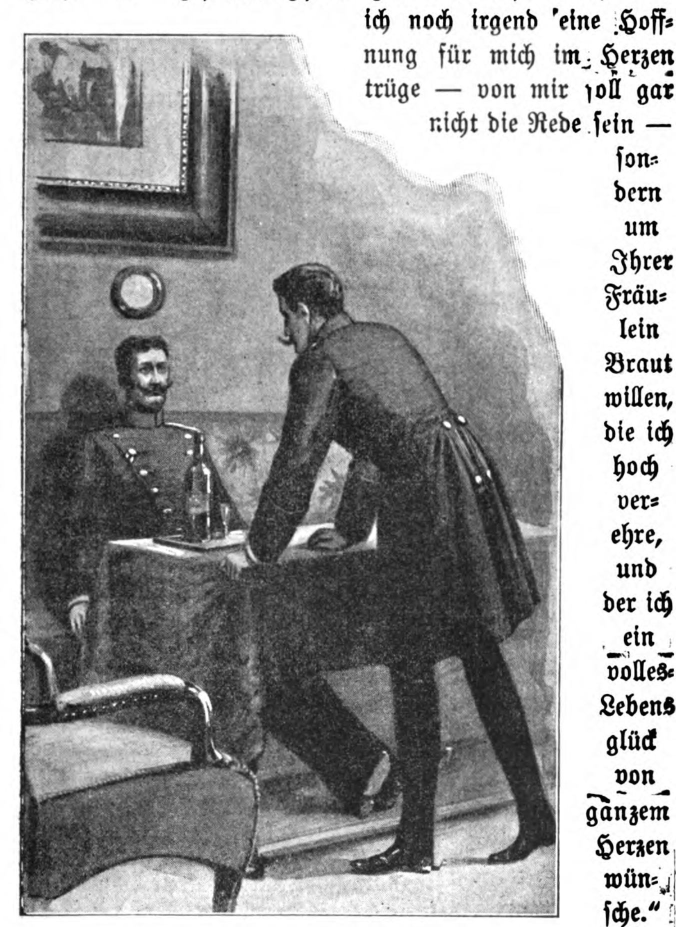
Der andere hatte Zeit gehabt, seine Befangenheit zu überwinden. „Aber ich bitte Sie, Dernstädt, welch eine wahnsinnige Idee! Kann man denn nicht mehr ein Wort sprechen, ohne daß man den verwegensten Mißdeutungen ausgesetzt ist? Wahrhaftig, Dernstädt, wenn wir nicht so alte Bekannte wären — ich müßte eigentlich eine andere Sprache Ihnen gegenüber führen." Er hatte diese Worte hastig herausgesprudelt, jetzt lachte er laut auf." „Ihre überreizten Nerven spielen Ihnen einen Streich, Dernstädt. Es tut mir wahrhaftig leid, daß unser harmloses Gespräch diese Wendung genommen hat."

Dernstädt atmete schwer. Beide Hände auf die Tischplatte vor sich gestützt, die Augen fest auf sein Gegenüber gerichtet, sagte er nicht mehr heftig, wie vorhin, aber im Ton tiefer Traurigkeit: „Ich will Ihnen glauben, Franken. Ich will mir nicht den Glauben an Ihr Herz, an Ihr Ehrgefühl rauben lassen — ich will nicht, Franken."

„Beleidigen Sie mich nicht, Dernstädt!"

„Nein, Franken, ich sage Ihnen ja: ich will Ihnen glauben. Und wenn ich Ihnen vorhin in der Erregung

eines Augenblicks Unrecht tat, so bitte ich es Ihnen von Herzen ab. Ich will Ihnen glauben, nicht etwa, weil ich noch irgend eine Hoffnung für mich im Herzen trüge — von mir soll gar nicht die Rede sein — sondern um Ihrer Fräulein Braut willen, die ich hoch verehre, und der ich ein volles Lebensglück von ganzem Herzen wünsche."



Dernstädt hatte sich, wenigstens äußerlich, seine Ruhe zurückerkämpft. Ernst, aber die Erregung, die noch in allen seinen Fibern nachzitterte, gewaltsam unterdrückend, fuhr er fort: „Hören Sie mich noch einen Augenblick an, Franken, und brausen Sie nicht auf. Ich meine es wirklich gut, kameradschaftlich — wenn Sie wollen, als Freund. Ich weiß, Ihre Lage ist nicht leicht, ich kann mit Ihnen empfinden. Aber Franken — um Ihres eigenen Glückes willen — vergessen Sie nie, daß Ihnen der gütige Himmel ein Juwel beschert hat, wie es deren wenige gibt. Nennen Sie mich nicht anmaßend, wenn ich Ihnen mahnend zurufe: halten Sie dies Juwel fest — wissen Sie es zu schätzen und zu bewahren!“

In der Miene Frankens hatten sich während der Worte des Kameraden die wechselndsten Empfindungen widergespiegelt. Einigemal schien er entrüstet auffahren zu wollen, dann lächelte er wieder verlegen, um gleich darauf mit einem Anflug von Rührung den Kopf zu schütteln. Jetzt fiel er sofort ein: „Sie meinen es gut, Dernstädt — wahrhaftig, das fühlt man — Sie meinen es gut. Und darum will ich auch nicht mit Ihnen rechten, ob Sie Grund zu diesem feierlichen Aufruf an meinen inneren Menschen hatten. Geben Sie mir die Hand, Alterchen, so — geben Sie nur her —“ Er drückte Dernstädts Rechte fast krampfhaft. „Haben mich ja ordentlich warm gemacht. Brrr — 's ist lange her, daß ich keine solche Predigt hörte.“

Er griff zur Kognakflasche und stürzte ein Glas herunter. Dann warf er sich wieder auf das Sofa. „Sie

meinen es gut, Dernstädt und ich danke Ihnen. Na, mehr können Sie doch nicht verlangen. Alle Wetter — in 'ner angenehmen Pelle stecke ich ja nicht, da haben Sie recht. Ehrlich und offen gesagt: manchmal möchte ich heulen wie ein Kettenhund. Und diese Aussicht in die Zukunft — daß sich Gott erbarm!"

„Franken! —"

„Na, verstehen Sie mich nur nicht wieder falsch. Ich weiß am besten, welch edles Herz Marie besitzt — Donnerwetter, ja, das weiß ich und schätze ich! Aber sein Sie erst mal rund zweihundert Wochen verlobt — ein ewiger Bräutigam. Das muß man kennen, um zu verstehen, wie das die Poesie untergräbt. So ein Frauenherz mag sich noch leichter darüber hinweghelfen, wie unsereiner, obwohl es auch gewiß keine Kleinigkeit ist."

„Und die Liebe, Franken?"

„Jawohl — die Liebe. Ein schönes Ding — wunderschön — heute rot und morgen tot oder so ähnlich. Bei dem Mädchen kapselt sich das Herz, glaube ich, ein — eine schöne Eigenschaft — ungemein konservierend! Aber so ein Mannesherz muß wohl von andrem Stoff sein. Ich bin wahrhaftig kein schlechter Kerl, Dernstädt — Sie können's mir schon glauben, wenn ich auch manchmal ein Bruder Leichtsinn war." Franken schluckte an den Worten, als ob er sie nur mühsam hervorbringen könnte oder als ob er mit einer Rührung, deren er sich schämte, kämpfte. „Ich bin wahrhaftig kein schlechter Kerl — aber allmählich wird die Liebe zur Pflicht, und das ist 'ne verteufelte Geschichte.

Und wenn dann, wie so ein Windsturm, plötzlich eine andere Leidenschaft kommt — hol mich der Teufel — was rede ich da für Unsinn!" Er griff nach der Mütze. „Na ja, Dernstädt, — es hat eben jeder sein Kreuz zu tragen, und wenn's der eine mit mehr Grazie tut, als der andere, dann ist's Begabung. Gute Nacht, Dernstädt!"

„Aber so bleiben Sie doch noch Franken!"

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. „Sie sind ein guter Kamerad, Dernstädt, und ein guter Mensch dazu. Haben Sie Mitleid mit mir, wenn ich Ihnen wunderlich vorkomme. Es ist nicht jeder aus Stahl und Eisen. Gute Nacht." Damit stürmte er hinaus. Und Dernstädt sah ihm mit einem Empfinden, aus Mitleid und Groll gemischt, nach. Er fühlte, daß sich Frankens schwacher Charakter nicht stützen, noch halten ließ. Nur eine hätte es vielleicht vermocht, ihn vor dem Straucheln zu bewahren, nur eine — Marie! Aber dazu hätte gehört, daß sich kein fremdes Element zwischen beide drängte. Ein fremdes Element! Gertrud? Ah — Unsinn! Sie würde höchstens mit ihm spielen, wie die Katze mit der Maus. Und indem Dernstädt in seiner Phantasie unwillkürlich das letzte Bild gebrauchte, erschrak er selbst davor. Wie war es denn möglich, daß er so über das Mädchen urteilte, um deren Liebe er noch vor wenigen Tagen gerungen hatte, die er nimmer vergessen zu können meinte!

XV.

Achselzuckend kam am nächsten Morgen Hauptmann Astern von seinem Vermittlungsgange zurück. Der Bataillonskommandeur hatte rundweg und entschieden, wenn auch mit dem Ausdruck lebhaftesten Bedauerns, abgelehnt.

Es blieb jetzt für Dernstädt nur der Weg der förmlichen Beschwerde. Der Gang zum Regimentskommandeur wurde ihm sehr schwer. Er hatte Oberst von Wengstein schätzen gelernt; er wußte, daß der ein durchaus wohlwollender Vorgesetzter war, aber er wußte auch, daß gerade Wengstein von der Beschwerde aufs peinlichste berührt sein würde. In seiner milden, für einen Soldaten vielleicht allzu milden Weise suchte er immer zu vermitteln und auszugleichen; jedes schroffe energische Auftreten nach irgend einer Richtung hin war ihm unbequem, ging gegen seine Natur. Es half nichts — in diesem Falle mußte der gute Oberst Farbe bekennen.

Aber wie so oft im militärischen Leben, ließen sich auch hier die dienstlichen und privaten Beziehungen schwer trennen. Dernstädt fühlte sich dem Obersten gegenüber nicht frei von einer gewissen — Schuld, wäre zuviel gesagt — aber es war doch etwas Ähnliches. Wengstein hatte

ohne Zweifel eine Erklärung für sein Nichtchen erwartet. Daß die nicht erfolgt war, mußte ihn wunder nehmen. Wer weiß, wie Gertrud die Sache dargestellt hatte!

Der Oberst war anscheinend schon unterrichtet, als der Hauptmann das Geschäftszimmer des Regiments betrat. Der Adjutant verließ den Raum sofort, Wengstein machte eine kleine Verbeugung und fragte, sichtbar bestrebt, ein Dienstgesicht aufzustecken, was gar nicht seine Art war: „Sie wünschen, Herr Hauptmann?"

Dernstädt legte in seiner klaren, ruhigen Weise seine Beschwerde dar und bat schließlich um die Erlaubnis, dem Herrn Oberst die von ihm mitgebrachte schriftliche Aufstellung des Tatbestandes übergeben zu dürfen.

„Ich bitte darum, Herr Hauptmann," entgegnete Wengstein etwas gepreßt. „Ich werde Herrn Major Keller über den Fall hören und dann meine Entscheidung treffen." Es schien, als wolle er damit schließen, aber anstatt des üblichen Entlassungswortes kamen ihm doch einige, sein Kommandeurherz vielleicht erleichternde Klageschreie über die Lippen: „Um Gottes willen, lieber Dernstädt, was machen Sie für Geschichten!" sagte er in nur noch halb dienstlichem Ton. „Eine Beschwerde, eine Beschwerde! Du lieber Gott, wenn sich mal ein junger Leutnant über seinen Hauptmann beschwert, dann hat das ja nicht viel auf sich. Aber solch ein alter, wohlempfohlener Kapitän! Sie glauben gar nicht, wie peinlich ich das empfinde."

„Ich nicht minder, Herr Oberst. Es ist das erste und bleibt hoffentlich das einzige Mal in meinem dienstlichen Leben, daß ich mich zu diesem Schritt entschließe", erlaubte sich Dernstädt zu bemerken.

„Sooo — ja. Das glaube ich Ihnen schon, bester Dernstädt. Aber sagen Sie mir nur, ließe sich die fatale Sache dennn wirklich nicht vermeiden?“

„Ich meldete dem Herrn Oberst bereits, daß der Vermittelungsversuch vergeblich geblieben ist.“

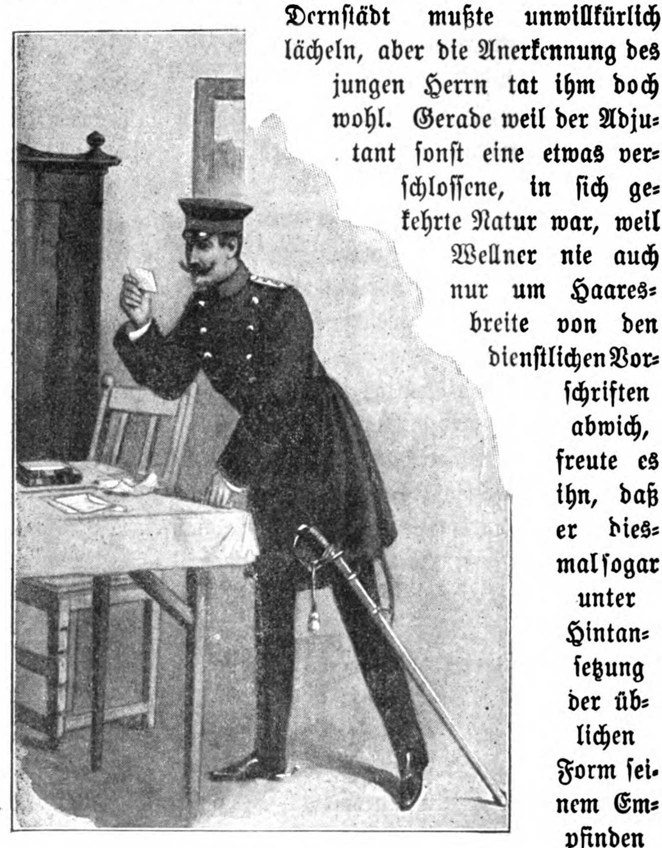
„So — ja natürlich. Aber das meinte ich eigentlich nicht. Ich meinte die Ursache. Na ja — ich habe ja schon gehört, der Liebmann. Es ist eine tolle Geschichte. Na, ich sprach heute mit dem Bezirkskommandeur: die ehrengerichtliche Untersuchung gegen den Biedermann ist eingeleitet. Seine Epauletten kostet ihm die Geschichte. Aber was ich sagen wollte: gibt es denn wirklich keine Möglichkeit, die leidige Beschwerde ohne Trara aus der Welt zu schaffen? Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mal mit Herrn Major Keller privatim spräche?“

Dernstädt fühlte, daß er fest bleiben müsse, er empfand es in diesem Augenblick sogar als im Interesse Wengsteins liegend, dem durch den nochmaligen Versuch eines privaten Ausgleichs unter Umständen Unannnehmlichkeiten erwachsen konnten. „Der Herr Oberst wollen verzeihen, ich bitte gehorsamst um die dienstliche Erledigung meiner Beschwerde,“ sagte er ruhig.

„So —“ Der gute Oberst machte doch ein etwas erstauntes Gesicht. „Nun dann also: ich danke Ihnen, Herr Hauptmann.“

Als der Hauptmann durch das vordere Zimmer, in dem der Schreiber arbeitete, schritt, stand Wellner an einem Regal neben dem Ausgang und sprang, wie immer in steifster Haltung, als ob er wieder einmal einen Ladestock verschluckt hätte, an die Tür, um sie Dernstädt zu

öffnen. Aber im Vorbeigehen ergriff er plötzlich dessen Hand und drückte sie kräftig, ohne ein Wort zu sagen. Dernstädt mußte unwillkürlich lächeln, aber die Anerkennung des jungen Herrn tat ihm doch wohl. Gerade weil der Adjutant sonst eine etwas verschlossene, in sich gekehrte Natur war, weil Wellner nie auch nur um Haaresbreite von den dienstlichen Vorschriften abwich, freute es ihn, daß er diesmal sogar unter Hintansetzung der üblichen Form seinem Empfinden Ausdruck gegeben hatte.



Und unter dem Eindruck dieses an sich ja herzlich unbedeuteten Vorfalls heiter gestimmt, kam er in seine

Wohnung zurück. Der erste Blick, als er in die Arbeitsstube trat, fiel auf ein kleines Briefchen. Die Adresse war von einer Damenhand geschrieben, die er nicht kannte, der Poststempel der von Ternburg.

Hastig riß er das Kouvert auf. Ein winzig kleines duftendes Billet von starkem Karton lag darin:

„Ich reite morgen früh neun Uhr nach Dornbusch.
G.“

Also sie begehrte doch nach einer Aussprache!

Einen Augenblick jubelte sein Herz auf. Hatte er ihr vielleicht doch Unrecht getan? Hatte er sie doch zu oberflächlich, zu hart beurteilt? Wie gern mochte er dies glauben! War es denn nicht möglich, daß sie selbst, gleich ihm, mit sich gerungen, einen ehrlichen innern Kampf durchkämpft hatte, daß ihr besseres Ich als Sieger daraus hervorgegangen war?

Was konnte sie sonst wollen? Was veranlaßte sie zu dem ungewöhnlichen Schritt?

Und wieder kamen die Bedenken, kam das Zagen und Sorgen zum Durchbruch. Wollte sie ihn nur höhnen, ihn etwa zur Rechenschaft ziehen? Es war nicht unmöglich.

Oder war die Aufforderung nichts anderes, als eine neue Laune?

Gleichviel, Dernstädt konnte nicht zögern, dem Wunsch zu entsprechen. Mußte die Begegnung doch wenigstens das bringen, was er am sehnlichsten herbeigewünscht hatte in all den letzten Tagen — Klarheit!

Wunderlich, welch ein Zauber doch auch von dem kleinen Billet ausging! Das war sie, war Gertrud, deren Wesen sich selbst in der einen Zeile verriet. Wie die

krausen, ungleichförmigen und doch kokett zierlichen lateinischen Buchstaben ihrer Eigenart entsprachen! Wie der leise und doch durchdringende Duft, der von dem winzigen Kartonplättchen ausging, ihn an das Parfüm gemahnte, das sie anzuwenden liebte! Er hatte früher alle künstlichen Wohlgerüche verabscheut — dem Reiz dieses Parfüms hatte er sich nicht entziehen können. Man kenne es in Europa glücklicherweise nicht, hatte sie ihm einst lachend gesagt. Es sei der Duft einer mexikanischen Orchidee und werde nur in Zacatecas zubereitet, von wo der Papa ihr jährlich eine kleine Sendung kommen lasse. Ein exotischer Blütenzauber — ganz recht — das mußte es sein!

Dernstädt saß noch über das Billet gebeugt an seinem Arbeitstisch, als der Diener eintrat und ein zweites Kouvert überreichte. Ein Dienstmädchen habe den Brief soeben für den Herrn Hauptmann abgegeben.

Eine Einladung, dachte er zuerst, als er den weißen glatten Umschlag in der Hand hielt. Kaum aber hatte er die Hülle abgeschnitten, so sah er mit Erstaunen, daß sie einen Brief von Frauenhand enthielt, ja er erschrak fast, als er die Unterschrift las: Marie Bremer.

„Sehr geehrter Herr von Dernstädt!“ schrieb Fräulein Bremer. „Die Anteilnahme, welche Sie der Braut des Unteroffiziers Berger, Anna Schneider, entgegenzubringen die Güte hatten, gibt mir den Mut, diese Zeilen an Sie zu richten. Ich war soeben bei dem armen Mädchen und fand sie derart fassungslos, daß ich einen Rückfall in das kaum überstandene Leiden befürchten muß. Nachdem sie durch einige gewiß übertriebene und unvorsichtige Zeilen ihres Bräutigams erfahren hat, daß er mit Arrest bestraft

worden ist, glaubt sie, daß diese Strafe nur der Vorläufer einer härteren sei, und daß vor allem die Kündigung der Kapitulation sicher erfolgen werde. Ich habe mich vergeblich bemüht, das bedauernswerte Kind zu beruhigen, das sich selbst bittere und sehr ungerechte Vorwürfe macht, die Veranlassung der Bestrafung ihres Bräutigams zu sein.

„Sie würden ein gutes Werk tun, sehr geehrter Herr von Dernstädt, wenn Sie Zeit und Muße fänden, dem armen Mädchen persönlich einige beruhigende Worte zu sagen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieser Bitte belästigte, nnd genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung Ihrer ergebenen

Marie Bremer."

Das erste Gefühl Dernstädts, nachdem er diese Zeilen überflogen, war das herzlichen Mitempfindens. Er schwankte keinen Augenblick, daß er den Wunsch erfüllen müsse, hatte er sich doch so schon vorgenommen, zu den Schneiders hinauszugehen.

Wie er dann aber auf der Schreibtischplatte das Billet Gertruds unmittelbar mit dem Briefe Marie Bremers liegen sah, verglich er unwillkürlich, ja wider Willen, das eine mit dem andren.

Es war nichts Außergewöhnliches an dem kurzen Briefe der „ewigen Braut". Im Gegenteil, die ganze Form erinnerte stark an das Schulschema; trotzdem prägten die wenigen Zeilen auch ihrerseits die Eigenart Marie Bremers vollkommen aus. Sie waren auf einem schlichten weißen Papier geschrieben, schnurgerade standen die Zeilen. Vor allem aber war die Handschrift höchst charakteristisch. Gleichmäßig, weich, aber doch nicht ohne eine gewisse

Energie in der Linienführung, reihten sich die Buchstaben aneinander. Da fehlte kein Punkt auf dem i, kein Interpunktionszeichen stand an unrechter Stelle. Der Brief verriet, wie er inhaltlich Zeugnis von einem reifen, trefflichen Herzen ablegte, der Form nach Ordnungssinn, einen schlichten, geraden, offenen Charakter. Man brauchte kein Graphologe zu sein, um diese Eigenschaften aus ihm herauszulesen.

Mit einem leisen Aufseufzen legte Dernstädt beide Schreiben zusammen in das oberste Schubfach seines Schreibtisches und machte sich auf den Weg, um wenn möglich der kleinen Wäscherin mit einigen freundlichen Worten neues Vertrauen einzuflößen. Ganz leicht wurde ihm der Gang nicht, denn er wußte ja, daß die Entscheidung über die Verlängerung der Kapitulation jetzt kaum noch von ihm allein abhing.

Aber er wollte wenigstens tun, was er vermochte.

Frau Schneider war, wie immer, in der Waschküche beschäftigt, als er eintrat. Die munteren Augen der Alten blickten aber nicht so zuversichtlich in die Welt, wie sonst, und auf dem rundlichen Gesicht lag ein Ausdruck von Verdrossenheit und Kummer, der auch nicht wich, als sie Dernstädt willkommen hieß. Nur die Zunge hatte nichts von ihrer alten Beweglichkeit verloren.

„Komm'n Se wirklich, Herr Hauptmann. Ne, was Se jut sind! Und der Berger macht Se doch nischt wie Unjelegenheeten. Det heeßt, nich als ob ick ihm nich janz jut recht jeben täte — natirlich tu ick des. Aber 's is doch ne infamige Geschichte. Der Ackzessor — na ick hab's immer jesagt, des is eener. Man bloß de

jezierte Wäsche brauchte unser eine anzugucken! Mongrämmer so groß, wo doch gar keene Spur von Adlichkeet is! Und die gestickten Oberhemden — wie 'n Weib." Sie hatte sich inzwischen die feuchten Hände abgewischt und reichte dem Hauptmann die Rechte, als ob sie wüßte, daß er nicht zu stolz sein würde, der einfachen Waschfrau die Hand zu drücken. Dann aber fing das Uhrwerk von neuem zu spielen an: „Ja un nanu — nu haben wir den Salat! Wie der Mensch ins Malheur kommen kann. Was der arme Berger is! Un Sie haben sich so schön vor ihm verwendet. Wir wissen allens, Herr Hauptmann! Aber der Major. Ja, ick kenne ihm: der kann die Wäsche nich stark genung kriegen, wie en Brett muß se sein. Un so is er och selber. Ick bin gewiß vor der Disziplinierung, aber was zu ville is, is zu ville. Er is en oller Ekel — is er."

„Herr Major Keller hat genau so gehandelt, wie er es für seine Pflicht hielt, Frau Schneider," meinte Dernstädt abwehrend. „Kann ich Ihre Tochter einen Augenblick sprechen?"

Da kam sie schon selbst aus dem Wohnzimmer, die Augen verweint, der Blick scheu und fiebrig.

An der Tür blieb sie stehen und lehnte sich matt gegen den Pfosten. Und dann rang es sich von ihren Lippen: „Helfen Sie uns doch, Herr Hauptmann! Helfen Sie Berger! und sie warf sich Dernstädt zu Füßen und wollte seine Knie umklammern. Er hob sie empor und fühlte, wie ihr ganzer Körper bebte von innerer Erregung. Ihr Mund wollte sprechen, aber, es kam kein Laut hervor.

„So beruhigen Sie sich doch, Fräulein Anna! Sie sehen die Folgen für Ihren Bräutigam zu ernst an. Eine Arreststrafe schändet nicht, und die, welche Berger augenblicklich erleidet, am wenigsten," versuchte Dernstädt auf sie einzuwirken, während die Mutter sie zu einem Stuhl führte, auf den sie wie gebrochen niedersank. Seien Sie verständig, Anna, es kann jedem Manne passieren, daß er eine Strafe auf sich nehmen muß, trotzdem er sich sagt, durchaus seiner Pflicht gemäß gehandelt zu haben. Das Leben ist nun einmal voller Ungerechtigkeiten.

Sie sah ihn verständnislos an. „Sehen Sie, Fräulein Anna, wenn ich zum Beispiel heute ein Duell auszufechten hätte — Sie verstehen, was das besagt? — dann würde ich auch bestraft, sogar weit schwerer als Ihr Bräutigam, und hätte mir doch in meinem Innern, wenn ich sonst mir bewußt wäre, recht gehandelt zu haben, keine Vorwürfe zu machen. Im Gegenteil vielleicht.

„Siehst de, Anna, det is fast dasselbigte, was ick Dir immer jesagt hab. Der Berger hat janz recht jetan, daß er den Ackzessor verwammst hat. Aber recht muß recht bleiben, Herr Hauptmann, fiel die Alte ein. „Ick bin jewiß vor die Disziplinierung, denn Ordnung regiert die Welt, aber was nu des betrifft, daß der Berger ins Loch mußte, da jehe ick bis zum König, wenn's sein muß, so wahr ick die Schneidern bin. Det tue ick, un ick kenne den Kaiser, der will nich, daß einem von seinen Soldaten Unrecht jeschieht."

„Davon ist ja auch gar keine Rede, Frau Schneider, Warten Sie doch ab, was weiter geschieht. Man kann

ja vielleicht über den Vorfall verschiedener Ansicht sein, aber" — er wandte sich wieder an Anna, die mit sichtbarer Erwartung an seinen Lippen hing — „wenn es Sie beruhigt, Fräulein, ich hätte an Bergers Stelle gerade so, wie er, gehandelt. Ich hätte dann auch die möglichen Folgen auf mich nehmen müssen, hätte mir aber um sie keine grauen Haare wachsen lassen. Und das sollten Sie beide, Sie, Anna, und der Berger, auch nicht tun. Sie wissen ja," fügte er mit einem Versuch zu scherzen hinzu, „die grauen Haare kommen schon von allein."

„Berger nimmt sich das Leben, Herr Hauptmann!" rief das Mädchen angstvoll und versuchte sich aufzurichten.

„Für solch einen schwächlichen Charakter halte ich Ihren Bräutigam doch nicht," entgegnete Dernstädt ernst. „Und er weiß ja, daß Sie ihn lieb haben, Anna, da verschwinden Selbstmordgedanken von selbst. Nein, solche Befürchtungen schlagen Sie sich nur aus dem Sinn."

„Aber die Kapitulation — die Kapitulation! Wenn sie ihm gekündigt wird, das überwindet er nicht!"

„Ich glaube nicht, Kind, daß es dazu kommt. Wenn es aber ganz gegen mein Erwarten doch der Fall sein sollte, so wird sich für Berger und für Sie noch ein andres Unterkommen finden lassen. Zwei ordentliche arbeitsame Menschen finden überall ihr Brot. Hier haben Sie meine Hand darauf, wenn es zum Schlimmsten kommt — aber, Kind, ich wiederhole, es ist nicht daran zu denken —, so sorge ich für Euch beide. Der Berger ist ja Landmann — nun ich habe ein Gütchen, wo meine gute Mutter zwei ehrliche Menschen immer brauchen kann."

Er zog seine Rechte schnell fort, denn Anna hatte,

ehe er es noch verhindern konnte, ihre Lippen darauf gedrückt. „Nicht doch, Kind, wenn wir Freunde bleiben sollen,“ sagte er hastig, wider Willen leicht errötend.



„Nun aber sind Sie ruhiger, nicht wahr? Und Sie, Frau Schneider, Sie werden mir dafür sorgen, daß die Anna sich nicht wieder unnütze Gedanken macht. Es liegt gar kein Grund dazu vor. Frisch in die Welt geschaut, Kind! Seine Sorgen hat ein jeder, wer aber ein

gutes Gewissen sein eigen nennt, der kann sie überwinden."

Die alte Schneidern hatte die karrierte Schürze vor das Gesicht gezogen nnd ein kleines Tröpfchen geweint. Als sie ihre Augen wieder zeigten, blickten sie hell und klar. „Det sage ick och immer, gnädigster Herr Hauptmann. Man bloß nich unterkriegen lassen, meinte mein Seliger, man bloß nich unterkriegen lassen, 's kommt nischt bei raus. Und dann fuhr sie plötzlich, wie von einem anderen Gedanken erfaßt, fort: „Aber wir haben ja dem Herrn Hauptmann noch jar nicht einmal unsre Jlückwünsche ausgesprochen —"

Dernstädt schüttelte verwundert den Kopf. „Glückwünsche, Frau Schneider? Ich wüßte wahrhaftig nicht wozu? Mein Geburtstag fällt in den Winter —"

Sie sah ihn verwundert an. „Ach so — soll's noch keener nich wissen? Na, denn bitt' ich um Verzeihung, Herr Hauptmann," meinte sie verlegen.

„Wahrhaftig, Frau Schneider, ich habe in keiner Beziehung Veranlassung, einen Glückwunsch anzunehmen. Was meinen Sie denn eigentlich?"

„Ach, ick meinte man bloß —" die karrierte Schürze erlitt einige bedenkliche Knüllungen. — „Ick meinte man bloß — man hört ja so allerlei, wenn man in de Häuser von de Herrschaften rumkommt. Ick klatsche wahrhaftig nich, des müssen der Herr Hauptmann beileibe nich von uns denken — aber was der Willem vom Herrn Obersten is, der meinte —" Jetzt wurde aus der Schürze wirklich

ein einziger großer Knäuel, aber auch Dernstädt hatte endlich begriffen, worauf der Glückwunsch hinzielte.

„Der Willem scheint mir ein großer Esel zu sein," sagte er schroff. „Noch einmal Frau Schneider: „ich habe keine Ursache einen Glückwunsch anzunehmen."

In den Zügen des jungen Mädchens, das anfangs dem seltsamen Zwiegespräch nur unaufmerksam gefolgt zu sein schien, ging bei Dernstädts letzten Worten eine so auffallende Veränderung vor sich, daß sie von ihm bemerkt werden mußte. Es flog wie ein frohes Leuchten über ihr vergrämtes Gesicht. Und dies frohe Aufleuchten tat ihm in der Seele weh: es mahnte ihn an eine trübe Viertelstunde, er fühlte nur zu gut, was das einfache Mädchen empfand. Er wußte auch, daß dem bescheidenen Herzen dieses halben Kindes jedes persönliche Gefühl befriedigter Rache gegen Gertrud fern lag, daß es sich für ihn freute. Und gerade das schmerzte ihn doppelt.

Er konnte nicht länger bleiben, mit einem kurzen Abschiedswort eilte er hinaus.

XVI.

Der Weg nach Dornbusch führt durch den Erlenkamp. Es ist eine wenig befahrene Straße; die Bauern ziehen, wenn sie zum Markte wollen, die neue Chaussee vor. Zu beiden Seiten Buchenwald, dichtes Unterholz unter den hohen Stämmen. Der alte Alderskron, dem der Erlenkamp gehört, ist kein Freund von rationeller Forstwirtschaft. In seinem Walde soll wachsen, was der liebe Gott wachsen lassen will. Und es wächst und grünt in dem feuchten moorigen Grunde allerorten. Eine üppige Moosdecke zwischen dem Gebüsch, Waldblumen, wo nur ein Sonnenstrählchen seinen Weg durch die Blätter finden kann. Dann und wann eine unregelmäßig geformte Lichtung, eine kleine Wiese von bebuschten Wällen umzogen, dann und wann auch ein Durchblick zum Fluß hinunter, dessen blaue Linie sich dann jedesmal scharf abzeichnet von dem Grün hüben und drüben.

Eine Viertelstunde vor dem Vorwerk Dornbusch fand Dernstädt Gertrud Kraft. Sie war abgestiegen und saß auf einem Felsstein dicht am Wege, das Reitkleid hoch geschürzt, daß die hohen zierlichen Stiefelchen bis zu den glänzenden Schäften sichtbar waren, die Arme fest über die Brust gekreuzt. Die Reitgerte lag neben ihr im

Moose; etwas abseits führte der Bursche die Pferde herum, die Fuchsstute des Obersten und einen schlanken Engländer, den Gertrud sich aus Hamburg verschrieben hatte. Wilhelm hatte seine Mühe mit den Tieren, denen die Fliegen arg zu schaffen machten, trotz der grünen Reiser, die er in das Vorderzeug gesteckt hatte.

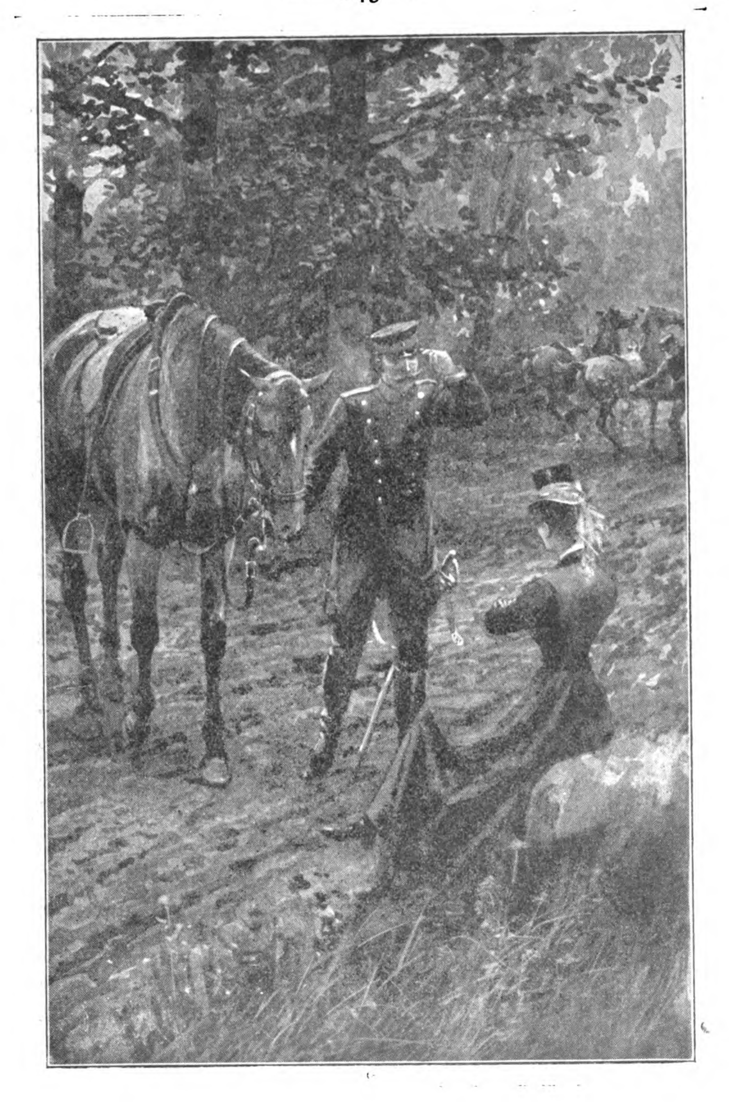
Dernstädt sprang vom Pferde und trat, seinen Hunter an der Trense führend, zu Gertrud. Sie blieb ruhig sitzen, ohne ihre Stellung zu verändern, ihr hübsches Gesicht schien ganz erstarrt, nur die feinen Nasenflügel vibrierten ein wenig.

„Also Sie kommen wirklich, Herr von Dernstädt?" fragte sie kurz, ohne ihm die Hand zu bieten.

Er stand unmittelbar vor ihr in mühsam erkämpfter Ruhe. „Ich habe vergebens gesucht, Sie zu sprechen, gnädiges Fräulein", entgegnete er. „Sie wissen — ich war bei meiner Mutter —"

Sie lachte auf. „Jawohl — ich weiß. Es war ja wohl am Tage nach der Gesellschaft bei meinem Onkel, daß Sie plötzlich Urlaub nahmen. Nun — ich kann mir denken — weshalb? Sehr unfair von mir, davon zu sprechen, in der Tat," — und wieder lachte sie kurz und bitter — „aber ich bin nun einmal keine von den wohlerzogenen Töchtern. Die Frau Mama hat keine Neigung für exotische junge Damen."

Er wollte heftig erwidern, die Zornesfalte auf seiner Stirn schwoll an. Sie winkte jedoch, die Arme lösend, und fuhr leise, aber hastig fort: „Still, Herr von Dernstädt; keine Vorwürfe! Ich habe Sie nicht deshalb hierher



gebeten, um zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen — auch sehr unfair, daß ich's überhaupt tat, nicht wahr? Ich bin keine Freundin von Flickwerk, und ich bin — mag ich sonst noch so viel Fehler haben — ich bin sehr stolz! Nur die Wahrheit will ich wissen, die nüchterne, klare, vielleicht sehr häßliche Wahrheit, warum Sie, mein ritterlicher Herr, mit mir dummen einfältigem Ding Ihr Spiel getrieben haben! Still," wehrte sie zum zweitenmal ab, und ihre Stimme zischte förmlich aus den nur halb geöffneten Lippen. „Ich bin noch nicht fertig. Ein Spiel war's und, mein Herr von Dernstädt, ein unehrenhaftes dazu! Eins von Ihren wohlerzogenen Gänschen, meinetwegen etwa die von Ihnen ja so hochverehrte ewige Braut, hätte wahrscheinlich mit schmachtender Miene geduldig getragen, was der gnädige Herr beliebten — dazu bin ich nicht geschaffen. Ich habe Sie geliebt, Dernstädt — es ist ja wohl wieder sehr unfair, daß ich Ihnen das sage? — geliebt, wie ich Sie jetzt hasse. Puh — hasse! Ich weiß gar nicht einmal, ob das der rechte Ausdruck für mein Empfinden ist. Vielleicht ist's auch Verachtung. Jawohl, mein stolzer Herr von Dernstädt, Verachtung! Aber sei's, was es sei — ich will wissen, was zwischen uns getreten ist. Ich will — ich will!" Sie war aufgesprungen und stampfte mit den Füßen in heftiger Erregung den moosigen Boden. „Ich will, ich will," wiederholte sie. Und dann bückte sie sich plötzlich und griff wie nach einer Waffe nach der Gerte neben dem Stein.

Ein Gefühl tiefen Mitleids zog in sein Herz. Er wußte, daß die heiße Leidenschaft, die aus den Worten

des Mädchens und noch mehr aus ihren erregten Mienen sprach, echt war. Er wußte, daß es ihn nur ein Wort gekostet hätte, ihren Haß wieder in Liebe zu verwandeln; er fühlte, daß sie unbewußt auf dieses Wort hoffte und harrte. Aber er konnte es nicht sprechen, dies eine Wort. Das Herz tat ihm weh, daß dem so war, noch nie aber war ihm zugleich das Empfinden so klar vor die Seele getreten, daß ein Abgrund zwischen ihr und ihm lag, den keine Liebe überbrücken konnte. Es wäre ein Unglück, ein namenloses, gewesen, hätte er dies Wort gesprochen — für ihn und für sie! Mit einemmal wurde ihm klar, was seine alte Mutter gemeint, als sie fragte: „Liebst Du sie auch wirklich so recht von ganzem Herzen?“ Es war nicht Liebe gewesen — nur Leidenschaft. Nur Leidenschaft, sinnliche Erregung, ein unheiliges Feuer! Und wie er ihr jetzt in das glühende Antlitz sah, da klopften seine Pulse, aber sein Herz blieb trotzdem stumm. Es war vorbei.

Und doch tat sie ihm so unsagbar leid, und er fühlte beschämt zugleich das Beleidigende, das für sie in diesem Mitleid liegen mußte.

„Oho — keine Antwort? Nur heraus mit der Sprache! Was hat die Frau Mama gesagt? Hat sie dem Muttersöhnchen hübsch artig abgeraten? Genieren Sie sich nicht, Herr von Dernstädt.“ Sie riß den weißen Filzhut vom Kopf und begann mit fiebriger Hast die große Straußenfeder zu zerpflücken.

Es mußte doch gesagt sein. —

„Lassen Sie meine Mutter aus dem Spiel, Fräulein Gertrud, ich flehe Sie darum an. Keine Silbe ist über

die mir über alles heiligen Lippen meiner guten Mutter gekommen, die Sie verletzen könnte. Damit genug. Aber Sie haben recht — ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig — nicht freilich nach unsrem gesellschaftlichen Kodex, aber vom Menschen zum Menschen, und das sagt mehr. Ich habe geglaubt, Sie zu lieben, Gertrud — wahr und wahrhaftig!"

Das war wieder ein bitterböses Lachen. „Wahr und wahrhaftig — wie hübsch das klingt!"

„Spotten Sie nicht, lachen Sie nicht, Gertrud! Ich spreche die Wahrheit, und ich messe mir mit tiefem und ehrlichem Schmerz die Schuld zu, daß ich nicht rechtzeitig gegen meine Leidenschaft angekämpft, daß ich ihr Ausdruck gegeben habe."

„Weiter — weiter!"

„Ich hätte das als Mann tun müssen, ich hätte mich zur Klarheit meines Empfindens durchringen müssen — aber auch ein starker Mann ist schwach, wenn er im Kampf mit seinen eigenen Sinnen liegt. Und schließlich kam der Augenblick, in dem ich erkannte, daß — daß ich nicht der rechte Mann für Sie sei — Gertrud —"

„Bitte, nur in dieser Stunde nicht noch galant. Das ist doch wohl unnütz zwischen uns. Daß ich nicht die rechte Frau für Sie sei, wollten Sie doch sagen!"

„Keinen Streit um Worte, Gertrud," erwiderte er, traurig den Kopf schüttelnd. „Sie wissen nicht und werden es mir nicht glauben, was mich die Erkenntnis gekostet hat, daß sie mir den größten Schmerz meines Lebens brachte. Und doch ist es so. Hören Sie mich ruhig an

Gertrud. Ich bin nicht zu einer Ehe geschaffen, die in Saus und Braus dahinfließt — ich habe wenig Interesse für die Dinge, die Ihr Leben bisher ausgefüllt haben — unsre ganzen Anschauungen sind durchaus verschiedene — o Gott, warum ist die Sprache doch so armselig, daß ich Ihnen nicht alles, was mir auf dem Herzen liegt, sagen kann!“

„Ich will Ihnen ein wenig helfen, mein Herr von Dernstädt. Sie suchen eine deutsche Hausfrau, hübsch artig und fügsam, dem Mann eine gute Wirtschafterin — ich Närrin bildete mir ja ein, auch das werden zu können.“

„Nein, Gertrud, ich suchte eine deutsche Frau. Sie soll auch eine gute Hausfrau sein, gewiß, vor allem aber die Lebensgefährtin des Mannes, die Freud und Leid mit ihm teilt, die mit ihm trägt, was das Dasein bringt, mit ihm lacht und mit ihm weint, mit ihm strebt und mit ihm schafft; die, alles in allem gesagt, ein Teil seiner selbst wird, die viel aufgeben muß, freilich um auch viel zu gewinnen, alles kraft ihrer Liebe. — Es ist das wohl das wunderlichste Gespräch, das je zwischen Mann und Weib in ähnlicher Lage geführt worden ist. Da Sie aber einmal Offenheit begehren und auch, Gertrud, weil ich Sie mit keinem kleinem Maßstab messe, sei alles gesagt: Solch eine deutsche Frau wären Sie niemals geworden. Sie hätten's vielleicht versucht — versucht mit redlichem Wollen um meinetwillen. Sie hätten's nie gekonnt. Das soll kein Vorwurf sein — nein, Gertrud, wahrhaftig nein! Sie sind unter einem andren Himmel geboren, unter andren Verhältnissen erzogen — Sie wären zu Grunde

gegangen im ehrlichsten Streben, wir wären beide grenzenlos unglücklich geworden." Er hielt einen Augenblick inne und atmete schwer. „Es war am besten so, Gertrud, am besten vor allem für Sie," setzte er dann leise hinzu.

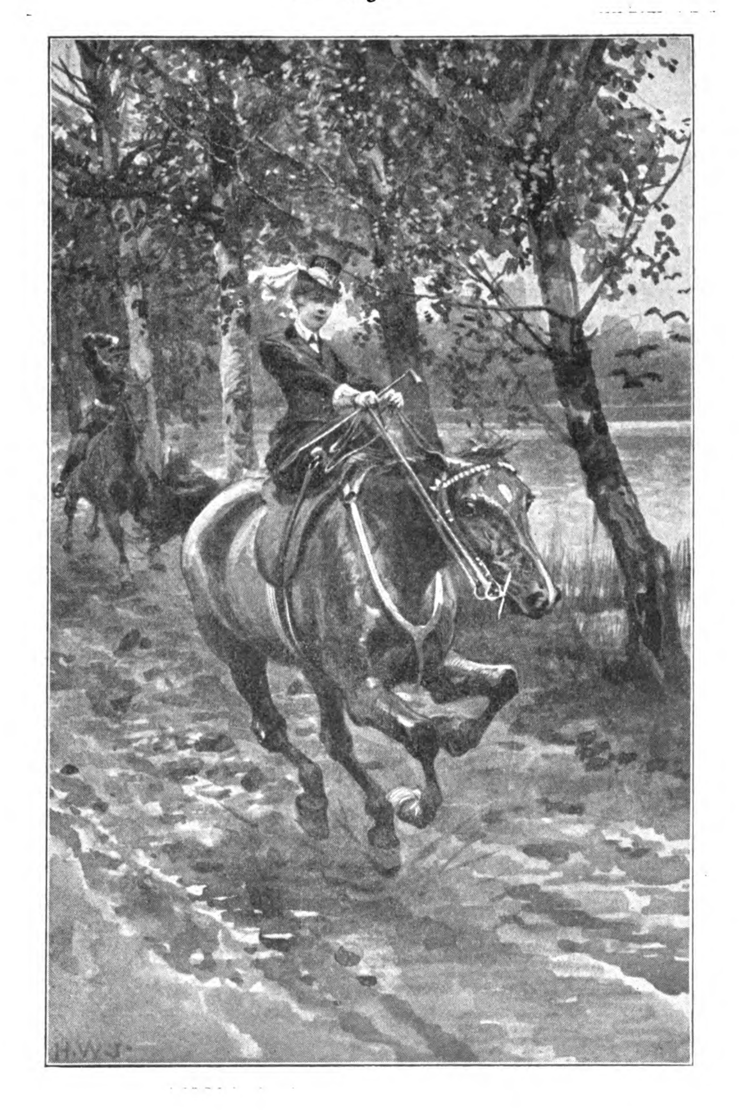
Die heftige Erregung ihrer Nerven schien verrauscht zu sein und einer tiefen Abspannung Platz gemacht zu haben. Schweigend standen sie sich beide gegenüber, ohne sich anzuschauen. Dann hob sie das Haupt, und ihre Stimme klang ruhig, als sie sagte: „Leben Sie wohl, Herr von Dernstädt!" Und wie mit einem starken Entschluß streckte sie ihm die Rechte hin.

Er ergriff die kleine schmale Hand und drückte seine Lippen auf sie. „Leben Sie wohl, Gertrud," flüsterte er. „Wenn ich in dieser Stunde einen Wunsch im Herzen hege, dann ist es der für Ihr Glück."

„Mein Glück?" Sie lachte wieder, aber diesmal klang dies Lachen nicht bitter und ironisch, sondern unsagbar traurig. „Mein Glück," wiederholte sie. „Jeder soll ja wohl seines Glückes Schmied sein? Nun, ich verstehe das Schmieden schlecht. Und es lohnt wohl auch nicht — für mich! Wem die Gabe versagt ist, anderen ein ganzes Glück zu bereiten, der verdient vielleicht auch kein eigenes."

„Sprechen Sie nicht so, Gertrud. Vor Ihnen liegt noch ein langes reiches Leben —"

„O, fürchten Sie nichts, ich werde nicht zu Grunde gehen an der einen Enttäuschung — nicht äußerlich wenigstens. Ich bin keine vom Stamm der Asra. Aber ich werde noch ärmer sein, als bisher. Leben Sie wohl,


H.W.J.

Dernstädt," brach sie kurz ab. „Gehen Sie, ich bitte darum."

Noch einmal beugte er sich schweigend über ihre Hand, die sie ihm nicht entzog. Dann führte er sein Pferd abseits, saß auf und galoppierte davon.

Er konnte nicht noch einmal zurückblicken — es war aus — alles aus!

Und sie schlug die Hände vor das Gesicht, und ein fröstelndes Erschauern ging durch ihren Körper. Aber dann richtete sie sich plötzlich energisch auf: „Wilhelm, die Pferde!" Und eine Minute später saß sie im Sattel und jagte in der Richtung auf Dornbusch zu, so wild, daß Wilhelm es sofort aufgab, im gleichen Tempo zu folgen.

XVII.

Und wieder saß Marie Bremer vor ihrem kleinen birkenen Arbeitstische und sah mit brennend heißen Augen über ein Blatt Papier, das vor ihr lag, in den grünen Garten hinaus und sah doch nichts von all der sommerlichen Pracht und dem hellen glänzenden Sonnenschein da draußen. Nicht einmal Tränen fand das arme gequälte Menschenherz.

Da lag vor ihr der Brief, den Franken ihr heute morgen gesandt hatte, — vier eng beschriebene Seiten, aus denen Scham und Trotz zu gleicher Zeit sprachen. Er gab ihr das Wort zurück. Er wollte sie nicht an seine verfehlte Existenz ketten. Er fühlte sich nicht gut genug für sie, die Edle, Reine — schrieb er. Er habe seit Wochen gerungen und gekämpft und sehe ein, daß sein Kampf ein vergeblicher, sein Ringen umsonst sei. Er könne nicht anders. Zu Ende sei's mit seiner Kraft. Lüge sei es, wenn er ihr noch länger von Empfindungen spreche, ein Gefühl noch weiter heuchle, das in seiner Brust erstorben sei — durch seine eigene Schuld, er wisse es wohl, allein durch seine Schuld! Mitleid solle sie haben — Mitleid mit ihm! Und zum Schluß fehlte auch die Bitte nicht, ihm Freundschaft bewahren zu wollen, gleichwie

er selbst nie aufhören werde, ihrer in Dankbarkeit und aufrichtiger Verehrung zu gedenken.

In früher Morgenstunde hatte Marie den Brief in Gegenwart der Mutter erhalten, und sie hatte die Kraft gefunden, nachdem sie die ersten Zeilen gelesen, auf deren Frage: „Was schreibt Franken denn?“ ruhig zu erwidern: „Nichts Besonderes, Muttchen.“ Sie wußte ja, wie tief der wahre Inhalt dieses Briefes die alte, geliebte Frau treffen werde, wenn auch in so ganz andrer Weise, als sie selbst.

Dann aber war sie hinausgestürzt, hatte den Brief wieder und wieder überlesen, Buchstabe um Buchstabe, Wort um Wort, Zeile um Zeile, als könne sie es nicht glauben und fassen, was sie sich doch schon so oft vor Augen gehalten als etwas Unabweisliches, Unabwendbares — und dann hatte sie die brennende Stirn gegen die Fensterscheiben gepreßt und hinausgestarrt, wie um zu sehen, ob denn da draußen die Welt wirklich noch stehe, wie gestern und vorgestern. O, da draußen war nichts verändert — die Bäume grünten und blühten, drüben jenseits des Zaunes flatterte die Wäsche der Frau Schneider im Winde, und die behäbige Dame selbst arbeitete daran herum, wie alle Tage. Ja, sie winkte sogar herüber, als sie Marie am Fenster erblickte — das arme Mädchen wandte sich schnell ab. Zum erstenmal blieb der Gruß unerwidert.

Nur keine Menschen sehen! Nur jetzt nicht!

Aber ihn wollte sie sprechen — ihn, Franken. Nicht mit einem schriftlichen Abschiedswort sollte er sich lösen.

Auge in Auge wollte sie ihm gegenüberstehen und ihn fragen: ‚Warum gehst Du von mir? Warum, Du schwaches, wankelmütiges Herz?‘ Nicht um ihretwillen — um seinetwillen sollte er ihr Rede und Antwort stehen. Dann mochte er hinausgehen, frei und ledig, ins Leben. —

Mit bebender Hand schrieb sie eine Zeile an ihn: „Bei dem Andenken unsrer Liebe wiederhole mir mündlich, was Du mir geschrieben hast. Weiche mir nicht feige aus. Ich erwarte Dich sofort. Marie.“

Und nun schlichen die Stunden des Vormittags ihr in qualvoller Angst dahin. Mechanisch tat sie die gewohnte Hausarbeit, überwand sich, der Mutter, die seit einigen Tagen das Bett hütete, freundliche Worte zu sagen, zwang sogar ein Lächeln auf die Lippen, als jene fragte: „Du siehst ja heute gar nicht recht frisch aus, lütt Deern. Hast Du schlecht geschlafen? Ihr junges Volk mit Euren Nerven! Unsereins ist in die Sechzig gekommen, ohne etwas von dem Krimskram zu erfahren.“ Und dann hatte sie sich über die Mutter gebeugt und die lieben Augen geküßt: „Ich bin ganz wohl — ganz wohl.“

„Mußt Du auch, Mieze, mußt Du auch! Ein Bräutchen muß immer frisch wie eine Rose ausschauen.“ Die Greisin war mit der welken Hand schmeichelnd über die Wange der Tochter geglitten. „Dein Herzensschatz will doch mein Kind hübsch und munter sehen, wenn er kommt. Ist heute nicht Donnerstag? Er wird doch zu Tisch dasein?“

„Ich weiß nicht, Muttchen —“

„Wird schon kommen.“

Er kam. Zaghaft klang der Ton der Flurglocke.

Marie erhob sich, um selbst zu öffnen. Wortlos faßte sie ihn an der Hand und führte ihn in ihr kleines Zimmer. Und da stand er ihr nun gegenüber — zufällig im vollen Dienstanzug, denn er hatte soeben die Wache aufziehen lassen müssen, das eiserne Kreuz auf der Brust. Und der Mann, der unerschrocken im Kampfe gestanden, wagte es nicht, die Augen zu dem Mädchen aufzuschlagen — zu seiner Braut.

Es zuckte schmerzlich über ihre Züge. „Karl — Karl, so ist es wirklich aus? So war es nur ein Traum, unsre Liebe?"

Er antwortete nicht. Aber dann hob er plötzlich beide Hände und schlug sie vor das Gesicht, und ein tiefes wehes Ächzen kam aus seiner Brust.

Sie faßte seine Rechte und zog sie von seinem Antlitz. „Sieh mich an, Karl," sagte sie ernst, aber fester als vorhin. „Sieh mir in die Augen. Und nun wiederhole mir Aug' in Auge, daß Du mich nicht mehr liebst!"

Seine Lippen öffneten sich, aber kein Wort kam zwischen ihnen hervor. Er stöhnte nur leise. Und dann schüttelte er den Kopf.

„Karl —"

Fast demütig klang die flehentliche Bitte, die in dem einen Wort lag. All die bescheidene, vielentsagende Liebe, die Marie gehegt hatte, tönte in ihm noch einmal aus.

Er schlug die Augen zu ihr auf, aber nur auf einen kurzen Moment. Gleich darauf senkte er sie — eine helle Röte überflutete seine Wangen.

Marie mußte mit der Hand eine Stütze suchen, sie

griff nach der Lehne des nächsten Stuhles. Aber es war eine vorübergehende Schwäche. „Nur eins noch, Karl," richtete sie sich gleich wieder auf. Ihre sonst so metallisch klingende Stimme hatte alle Färbung verloren. „Nur eins noch. Das letzte! Du — Du liebst eine andre? Und als schäme sie sich selbst der Frage, stieg auch in ihren blassen Wangen eine flüchtige Röte auf.

Keine Antwort.

„Gertrud Kraft?" stieß sie angstvoll heraus, nachdem sie wieder vergebens auf ein Wort gewartet hatte.

Da brach er zusammen. Er warf sich ihr zu Füßen und hob die Hände empor: „Marie, vergib mir! Ja — ja! Es ist, wie Du sagst!"

„Gertrud Kraft," flüsterte sie leise. „Ich wußte es." Und dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter: „Steh auf, Karl. Bitte, steh auf. Armer, armer Karl!"

Langsam erhob er sich und faßte nach ihrer Hand: „Vergib, Marie!„

Sie schüttelte leise den Kopf. „Sprich nicht von mir," sagte sie traurig. „Laß uns von Dir sprechen, von Deiner Zukunft. Ich werde mich mit meinem Geschick abfinden — ich bin kein schwaches, energieloses Wesen, das zusammenbricht, weil ihm eine Hoffnung gescheitert ist — es war ja freilich die einzige, die schönste Hoffnung meines Lebens, denn ich habe Dich sehr geliebt." Ihre Stimme hatte den vollen Klang zurückgewonnen, nur daß sie leise bebte in verhaltenem Schmerz. „Nicht von mir wollen wir reden, sondern von Dir. Sie — sie liebt Dich?"

„Ich weiß es nicht, Marie," antwortete er zögernd

und stockend. „Aber ich kann nicht anders — ich kann nicht —“

„Armer Karl!“

Wieder schwiegen beide. Dann streifte Marie langsam den Reifen, den er ihr einst am Verlobungstage geschenkt, vom Finger.



„Hier, nimm, Du bist frei. Und Gott sei mit Dir —“ Sie hatte ruhig begonnen, jetzt überwältigte sie der Schmerz. Sie sank auf den Stuhl, dessen Lehne sie krampfhaft umklammert hielt, und zum erstenmal seit der Stunde, da sie seinen Brief erhalten, quollen ihr die Tränen aus den brennenden Augen. Franken beugte sich über sie: „Marie — Marie — vergib mir!“

„Gott sei mit Dir,“ wiederholte sie leise. „Ich will für Dein Glück und Deine Zukunft beten.“

Und plötzlich brach in diesem reinen keuschen Mädchenherzen noch einmal mit elementarer Gewalt die tiefe Liebe durch, die in ihr gelebt, sie ganz erfüllt hatte. Sie konnte nicht anders — sie umschlang ihn mit beiden Armen und küßte ihn auf Augen und Lippen — leidenschaftlich wieder und wieder. Dann löste sie sich sanft und richtete sich auf.

„Geh mit Gott, Karl,“ sagte sie weich. „Ich habe Dir nichts zu vergeben — es mag wahr sein: Du kannst wohl nicht anders.“

Er wandte sich. In der Tür blieb er noch einmal stehen. Zum erstenmal heute sah er ihr voll in die Augen. „Marie — ich danke Dir für alle Deine Güte — bis auf diese Stunde!“

Dann schloß sich die Türe. Draußen klinkte das Korridorschloß. Marie hörte schwere Tritte auf der steinernen Treppe, die Haustür öffnen und wieder zufallen. —

„Das Fräulein möchten doch zur Frau Etatsrätin kommen,“ meldete das Dienstmädchen.

Marie erhob sich. „Ich komme,“ sagte sie tonlos.

* * *

Der gute Oberst war in der denkbar schlechtesten Laune. Er saß in seinem Schreibzimmer bequem in seinen Denkerstuhl zurückgelehnt, aber die Gedanken, die ihn beschäftigten, entsprachen der behaglichen Stellung, die sein rundlicher Körper nur aus Gewohnheit angenommen hatte, durchaus nicht. Dieser Dernstädt — dieser Major Keller!

Ritt denn die beiden rein der Teufel, daß sie ihm diese Beschwerdegeschichte einbrockten, bei der er — er mochte entscheiden, wie er wollte — einen von beiden unbedingt vor den Kopf stieß? Und alle beide waren vorzügliche Offiziere. Alle beide aber auch Trotzköpfe — jeder in seiner Art. Wenn er dem einen recht gab, ging der andere ohne Zweifel mit einer neuen Beschwerde an die Brigade.

Bei all seiner Verdrießlichkeit mußte Magdus über diese, ihm an sich sehr unangenehme Aussicht ein klein wenig lächeln. Es war freilich auch ein sehr verdrießliches Lächeln, aber ein Lächeln war's immerhin. Er malte sich nämlich aus, wie der wohlweise Herr Brigadekommandeur, der ihm, dem Oberst Wengstein, gar so gern etwas am Zeug herumflickte, seinerseits auch in der peinlichsten Verlegenheit sein werde. Er sah den großen Herrn im Geiste schon in seinem Bureau mit mächtigen Schritten wie ein brüllender Löwe umherrasen und sich die Wahrscheinlichkeit vergegenwärtigen, daß einer der beiden Trotzköpfe auch gegen seine Entscheidung bei einem noch Höheren, bei dem Herrn Divisionskommandeur nämlich, apellieren könnte. Die Schadenfreude des guten Magdus war aber nur von kurzer Dauer. Schließlich blieb die unangenehme Geschichte ja doch an seinem Regiment hängen, an seinem Offizierkorps. Daß doch diesen nichtsnutzigen Assessor samt dem Unteroffizier Berger und der Wäscherdirne der Satan geholt hätte, ehe sie solche unbeschreibliche Dummheiten anstifteten!

Über die Sache war der Oberst sich längst klar. Er

hatte sich seine Überzeugung schon unmittelbar nach der Unterredung mit Dernstädt gebildet. Der Hauptmann hatte recht, das war gar keine Frage, und Recht mußte Recht bleiben. Das war auch keine Frage. Er hatte das Keller auch bereits gesagt — in seiner gewohnten, milden Weise freilich, mit der er einem schroffen Charakter, wie dem des Majors, herzlich wenig imponierte — aber er hatte es ihm doch gesagt. Und der Major war mit jenem leisen unsichtbaren Achselzucken, das man nur fühlen, aber nicht mit körperlichen Augen schauen kann, von dannen gegangen. Eine fatale Geschichte, eine fatale Geschichte — — —

Selbst Frau Magda hatte heute den Einfluß über ihren Gatten eingebüßt. Er hatte sie sogar angefahren, als sie ihm vorhin die Tablette mit dem zweiten Frühstück höchst eigenhändig ins Zimmer brachte. „Ich frühstücke heute nicht. Der Kuckuck mag frühstücken, wenn man solchen Ärger hat!"

Frau Magda war indigniert abgezogen. Und doch hätte sie gerade heute so gern auch ihr Herz dem Alten ausgeschüttet. Das Mädel, die Gertrud, machte ihr Sorge, da hatte man sich auch eine nette Rute aufgebunden. Das launische Ding fiel aus einem Extrem ins andre — heute rot, morgen tot — jetzt lachen und dann gleich einen Tränenstrom, um damit den ganzen Kanal zu füllen, daß sämtliche Schleusen geöffnet werden mußten! Und dann diese wahnsinnige Reiterei. Die Stella würde ja Onkel Kraft jedenfalls ersetzen — na, das wäre auch noch schöner, wenn er das nicht täte. Aber die Angst

um die Trude blieb doch — heute morgen war sie wieder vom Hause aus auf dem Pflaster im schärfsten Trabe abgeritten. Und wenn sie nun den Hals bricht, auf wen fällt dann die Schuld?! Aber jetzt war natürlich mit dem „Alten“ nicht zu reden. Wenn der sein zweites Frühstück ablehnte, stand schwerer Sturm in Aussicht. Das kam selten vor, aber kam doch vor. Widersprach man ihm dann, dann zog er sich ganz stillschweigend an und ging zu Witwe Christiansen am Markt. Das Kneipen bekam ihm aber gar nicht — fand wenigstens Frau Magda.

Es klingelte. „Herr Hauptmann von Dernstädt!“ meldete das Mädchen.

„Ich lasse bitten.“ Wengstein erhob sich seufzend aus seinem Sorgenstuhl. Dernstädt hatte, als er von seinem Ritte zurückkehrte, den Befehl vorgefunden, sich um ein Uhr in der Wohnung des Herrn Obersten zu melden. Kaum daß er Zeit fand, den Überrock mit dem Meldeanzug zu vertauschen.

Wengstein hatte den Uberrock über dem Bäuchlein zurechtgezogen und sich in Dienstpositur geworfen. Er konnte sehr gut aussehen, wenn er sich einen Ruck gab.

„Ich habe Sie bitten lassen, Herr Hauptmann von Dernstädt, um Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihre Beschwerde geprüft und begründet gefunden habe. Dem Unteroffizier Berger wird die Strafe im Strafbuch gestrichen. Ich füge hinzu, daß ich denselben in dienstlichem Interesse zum zweiten Bataillon versetzen werde. Ich danke, Herr von Dernstädt!“

Eine kurze Verbeugung — der Hauptmann ging.

Der gute Oberst atmete auf; das war von der Seele herunter, mochte nun kommen, was da wollte. Und jetzt regte sich sogar etwas wie die alte Sympathie wieder, die er immer für Dernstädt empfunden hatte. Allerhand Hochachtung! Der zehnte hätte sich ins Boxhorn jagen lassen, aber der Dernstädt hatte seine Ansicht fest verfochten.

Und unter der Nachwirkung dieser Empfindungen ging der Oberst zur Türe und rief hinaus: „Magda, kann ich vielleicht jetzt meine Eier haben? Ich fühle doch so etwas wie ein menschliches Rühren.“

Frau Magda erschien fast sofort mit der Platte und schickte sich an, dem Herrn Gemahl bei dem frugalen Frühstück Gesellschaft zu leisten. Sie hatte sich aber kaum gesetzt, als es schon wieder klingelte.

„Herr Hauptmann Franken bittet, den Herrn Obersten sprechen zu dürfen.“

Daß Dich! Nee, so'n armer Regimentskommandeur ist doch das gequälteste Individuum unter der Sonne. Ja so — nimm man die Tablette wieder hinaus, Magda.“ Wengstein goß noch schnell den Nordhäuser hinunter, und Frau Magdas breiter Rücken war soeben erst hinter der Portiere verschwunden, als Franken eintrat.

„Womit kann ich dienen, Herr Hauptmann?“ Wengstein reichte dem Kapitän die Hand, trat aber erschrocken einen Schritt zurück, als er in das verstörte Gesicht Frankens sah. „Ist ein Unglück geschehen — was ist Ihnen, lieber Franken? Bitte nehmen Sie Platz.

Er schob dem Hauptmann persönlich einen Stuhl hin.

Franken rang nach Atem. Erst nach einigen Minuten fand er Worte, und auch dann kamen sie nur zögernd und stockend heraus.

„Ich muß dem Herrn Obersten gehorsamst melden, daß meine Verlobung zurückgegangen ist.“

Wengstein blickte dem Kapitän einen Augenblick starr ins Gesicht. Dann zog es wie ein inniges herzliches Mitgefühl über seine eigenen guten Mienen. „Ah so — wie mich das schmerzt! Sie Ärmster! Mein innigstes Mitleid!“ Und er drückte Franken die Hand.

„Herr Oberst —“

„Nein, nein, ich will nichts Näheres wissen,“ wehrte Wengstein ab. „Ich kann mir ja denken —“

„Herr Oberst, ich habe ein großes Anliegen und bitte um ein Privatgespräch.“

„Gewiß, lieber Franken, ich stehe zu Diensten.“

„Der Herr Oberst werden mit mir empfinden, daß ich durch den Rückgang meiner Verlobung hier in eine höchst peinliche Lage komme —“

„Und Sie wollen Urlaub, Franken, die Sache etwas verbluten lassen? Natürlich, finde ich ganz erklärlich und verständig. Ein Kompagniechef ist zwar in der jetzigen Jahreszeit schwer entbehrlich, aber — innerhalb meiner Kompetenz — sollen Sie gern beurlaubt werden.“

„Besten Dank, Herr Oberst.“ Franken holte tief Atem. „Ich habe aber eine noch weitergehende Bitte dem Herrn Obersten zu unterbreiten. Ich möchte nämlich, wenn irgend angängig, meine Versetzung in ein andres Regiment beantragen.“

Wengstein fuhr herum. „So — ja, lieber Franken, das ist eine schwierige Sache. Da kann ich Ihnen kaum einen Erfolg versprechen. Man ist oben derartigen Gesuchen gegenüber, die lediglich mit Privatangelegenheiten motiviert werden, jetzt sehr spröde. Und, Franken, überlegen Sie sich die Sache lieber noch zweimal. Ist's denn wirklich notwendig? Du lieber Gott, es ist ja sehr traurig — für Sie und — hm — für Fräulein Bremer, aber es kommt doch im Leben häufiger vor, daß innere oder äußere Verhältnisse eine Heirat unmöglich machen." Wengstein ging unruhig im Zimmer auf und ab. Das war ja eine neue fatale Geschichte. Er kannte solche Gesuchslisten mit allen ihren Schikanen, den hundert Rückfragen, die sich an sie knüpften, der fast unausbleiblich abschlägigen Antwort des Kabinetts. Wie sollte man solch ein Gesuch unterstützen? Aber der Mann da tat ihm doch leid — herzlich leid. Die ewige Bräutigamszeit erst und nun dies Ende! Versuchen konnte man's immerhin.

„Gut, Franken. Setzen Sie das Gesuch auf, und ich will versuchen, was sich tun läßt. Und nun lassen Sie den Kopf nicht hängen — alles in der Welt hat seine zwei Seiten. Vielleicht war's gar am besten so. Wegen des Urlaubs melden Sie Ihrem Herrn Bataillonskommandeur, daß ich einverstanden sei." Er schüttelte Franken noch einmal herzlich die Hand. „Nur den Kopf nicht hängen lassen — wer weiß, wozu es gut war. Adieu, Franken. Den Kameraden werde ich in angemessener Weise Mitteilung machen. Adieu! Gott befohlen!"

Franken verbeugte sich mechanisch und ging. Ihm war's, als habe er im Traum gehandelt — als sei alles das, was er an diesem Vormittag getan und erlebt, nicht Wirklichkeit. Und doch hatte er sich jeden seiner Schritte in den ersten Morgenstunden, als er in seinem öden Zimmer saß und brütete, sorgsam überlegt — den Brief an Marie, die Bitte um Urlaub, das Versetzungsgesuch — ja das war ohne Zweifel das Notwendigste. Nur fort aus diesem Nest, in dem sich's in den nächsten Tagen, heute wohl schon, die Spatzen auf dem Dache erzählen würden: ‚Die ewige Braut ist frei — sie hat Franken das Wort zurückgegeben — das Verständigste, was beide tun konnten. Schön ist's freilich nicht — aber eben verständig. Mein Gott, solch eine aussichtslose Geschichte — hätten nur früher zu dem Entschluß kommen sollen — die beiden.'

So summte es ihm in den Ohren, als er die Treppe hinunterstieg. Mögen sie reden — mögen sie reden. Nur fort — fort!

Und gerade als er die Hand an die Türklinke im unteren Hausflur legte, wurde sie von außen aufgedrückt.

Gertrud Kraft stand vor ihm.

Sie war soeben aus dem Sattel gestiegen. Die Wangen noch gerötet, wohl vom lebhaften Ritt, die Augen unruhig. Trotz alledem streckte sie ihm, mit der Linken ihr Reitkleid zusammenraffend, freundlich die Rechte hin. „So sehe ich Sie doch noch, Herr Hauptmann. Das freut mich, da ich Ihnen nun wenigstens lebewohl sagen kann. Ich habe mich entschlossen, heut noch nach Hamburg zurückzufahren," sagte sie hastig.

Und ebenso hastig erwiderte er: „Wie seltsam. Soeben habe ich mir von Ihrem Herrn Onkel drei Wochen Urlaub erbeten, den ich bei einem Vetter auf dem Lande dicht bei Harburg zubringen werde.“

In seinem Tone lag etwas, was ihr auffallen mußte. Sie sah ihm scharf in die Augen, und er errötete unwillkürlich. Eine Frage schien ihr auf den Lippen zu liegen, aber sie unterdrückte sie und sagte nur kurz: „Wir wohnen Holzdamm 13. Gehen Sie nicht an uns vorbei, wenn Sie nach Hamburg kommen.“

Und dann drückte sie ihm leicht die Hand, wie zufällig, nickte noch einmal: „Also auf Wiedersehen in Hamburg!“ und huschte die Treppe hinauf. Er sah ihr nach, und mit einem Schlage kam sein leichter Sinn wieder zum Durchbruch, den die letzten vierundzwanzig Stunden zurückgedrängt und niedergehalten hatten. Er rief ihr halblaut noch ein „Auf Wiedersehen!“ nach und wiederholte im Geiste die letzten Worte des Obersten: ‚Nur nicht den Kopf hängen lassen — wer weiß, wozu es gut ist!‘

Wer weiß, wozu es gut ist!

Droben hatte inzwischen der gute Magdus zum drittenmal einen Anlauf genommen, sein Frühstück zu verzehren. Das eine Ei war bereits glücklich ausgelöffelt, und er biß so kräftig in das Schinkenbrot, daß Frau Magda warnend meinte: „Du sollst nicht so hastig essen, das bekommt Dir nie.“

„Könntest mir eigentlich ausnahmsweise noch einen Maison du Nord bewilligen, Mutterchen.“

„Fällt mir gar nicht ein, liebes Alterchen. Du trinkst so wie so viel zu viel Spirituosen.“

„Aber Magda —“

Vielleicht hätte Frau Magda doch ein Einsehen gehabt und dem armen Obersten zu einem



zweiten Nordhäuser verholfen, wenn nicht Gertrud ins Zimmer gestürmt wäre und, den Reithut noch auf dem Kopf, die Gerte in der Hand, mit forcierter Lustigkeit Onkel und Tante begrüßt hätte. Kaum hatten er und sie ihren Kuß weg, so warf sie sich auf einen Sessel am Tisch, zog ohne weiteres die Tablette an sich heran, steckte die zweite Hälfte des Schinkenbrotes trotz des Protestes Frau Magdas: „Das ist Onkels Brot!" zwischen die blinkenden Zähne und rief, mit der Beschäftigung des Kauens ihre innere Aufregung maskierend: „Wißt Ihr das Neueste — ich reise heute abend nach Hause!"

Und dann warf sie, ohne eine Antwort abzuwarten, Hut, Gerte und Handschuhe auf den Fußboden und lief aus dem Zimmer — was brauchten der Onkel und die Tante die dummen Tränen zu sehen!

„Sie ist toll geworden!" sagte Magdus ganz erschrocken.

„Gott bewahre, Alter, sie ist verliebt — und ohne Erfolg," entgegnete Magda trocken und schob die Frühstücksreste zusammen. „Laß sie reisen."

„So? Verliebt — und unglücklich! Dernstädt natürlich? Das arme Ding — sie wird sich doch kein Leids antun?"

„Gertrud? Sei nicht närrisch, Alter. In 'nem Jahr ist sie verheiratet — mit 'nem andren."

„So? Hm! Ja, Du kannst recht haben."

XVIII.

Ganze acht Tage lang sprach man in Tenburg von Franken und der ewigen Braut, die nun nicht mehr die ewige Braut war. Gerade so lange und mit demselben Interesse, wie man vorher von dem „Unfall" des Herrn Assessors gesprochen hatte. Dann wurde es still von der Entlobung, irgend ein andres Thema kam an die Reihe.

Dernstädt hatte Frankens Entschluß schmerzlich und tiefer berührt, als er sich selber gestehen wollte. Nachdem der Oberst in einer Offiziersversammlung kurz die Tatsache mitgeteilt und hinzugefügt hatte, daß der vorläufig beurlaubte Hauptmann Franken seine Versetzung zu einem andren Regiment allerhöchsten Orts erbeten habe, erklärte Dernstädt im Kameradenkreise, daß es ihm erforderlich scheine, Fräulein Bremer seitens des Offizierskorps einen Beweis unveränderter Hochachtung und Verehrung zu geben. Nicht auffällig und geschlossen, sondern jeder für sich. Er werde den Damen in der nächsten Zeit jedenfalls seinen Besuch machen. Einige der Herren machten zwar etwas verwunderte Gesichter, aber die Mehrzahl stimmte zu und riß auch die übrigen mit sich fort. So begann

in den nächsten Tagen eine kleine Wallfahrt nach dem Hause der Etatsrätin. Niemand wurde angenommen. Die gnädige Frau sei schwer erkrankt, hieß es an der Türe. Dann sah man, daß auf dem Pflaster draußen vor dem Hause Stroh ausgebreitet wurde, um das Geräusch der Marktwagen zu dämpfen — es mußte also kein Vorwand gewesen sein, die Etatsrätin war wirklich sehr krank.

Die alte Dame hatte die Nachricht von Frankens Absage, so schonend Marie sie ihr beigebracht, nicht verwinden können — ihre ganze Lebensfreude und Lebenslust war zusammengebrochen. Frau Schneider, die Dernstädt einigemal auffsuchte, um genauere Nachrichten zu erhalten, kleidete das nach ihrer Art in die Worte: „Was die Rätin is, Herr Hauptmann, die is 'ne kreuzbrave Frau, aber zu sehr für's Äußerlichte. Nu liegt se un grämt sich, daß de Dochter nich unters Militär kommt. Du mein Jotte doch, wissen Se, Herr Hauptmann, ick meine so: läßt einer seine Braut sitzen, denn verliert se nich ville an ihm. Det is bei uns einfachen Leiten so uud wird bei de vornehmen wohl dasselbigte sein sind."

„Und wie trägt es Fräulein Bremer, Frau Schneider?"

„Meine Anna is ja ville drüben, gnädigster Herr Hauptmann, und die hat helle Aujen uud, weil se s' Frölen sehr lieb hat, kuckt se och jut zu; die sagt, Mariechen is still und traurig, aber weil se jetzt alle Hände voll mit de Mutter zu tun hat, kommt se leichter übern Berg. Sehn Se, Herr Hauptmann, die wird sich sehr grämen — nu natürlich wird se das — aber so 'n gesundes junges Herze, det is wie 'ne Weidenrute, det bricht nich."

Einige Tage später — Dernstädt kam gerade von der Wohnung des Obersten, der mit ihm über eine Garnisonübung Rücksprache genommen und ihm dabei vertraulich mitgeteilt hatte, daß zu seiner großen Befriedigung die Brigade seiner Auffassung des Falls Berger beigetreten sei — begegnete der Hauptmann auf der Straße der Braut des Unteroffiziers. Das Mädchen hatte rotgeweinte Augen und trug einen Kranz in der Hand. Als Dernstädt sie erschrocken anhielt, erzählte sie unter immer aufs neue hervorbrechenden Tränen, daß die Etatsrätin heute früh gestorben sei, ruhig und sanft, ohne Schmerzen und Todeskampf. Fräulein Marie sei allein bei ihr gewesen in den letzten Stunden und habe ihr die Augen zugedrückt.

So stand Marie denn nun allein — ganz allein.

Dernstädt bat Anna Schneider, Fräulein Bremer seinen Beistand anzubieten, falls sie desselben irgendwie bedürfe. Er würde selbst kommen, wenn er nicht zu stören fürchtete.

Am nächsten Tage brachte Frau Schneider ihm ein kurzes Dankeswort — Fräulein Bremer hoffe allein mit allem, was die schweren Tage brächten, fertig zu werden.

So sah er Marie erst in der Stunde des Begräbnisses wieder. Sie stand am offenen Grabe der Mutter, das blasse, ernste Gesicht von schwarzem Flor umwallt, die Hände im Gebet gefaltet. Nicht sich einem fassungslosen Schmerz hingebend, sondern ruhig und gefaßt. Nur als die ersten Schollen Erde dumpf auf den Sarg niederfielen, zuckte sie zusammen, und eine schwere Träne glitt langsam über ihre Wange.

Es war nur ein ganz kleines Leichengefolge. Dernstädt bemerkte niemand, der Marie näher zu stehen schien. Als die traurige Handlung beendet, das Schlußgebet verhallt war, trat er daher auf Fräulein Bremer zu. Er sprach kein Beileids- oder Trosteswort — er wußte, wie banal solche Worte an einem offenen Grabe klingen — er bot dem Mädchen nur seinen Arm, um es zum Wagen zu führen. Sie legte ohne Zaudern ihre Hand in den Arm — schweigend schritten Sie nebeneinander her bis zum Ausgang des Friedhofes. Hinter ihnen ging laut weinend Frau Schneider mit ihrer Tochter.

Als er Marie in den Wagen gehoben, winkte er Anna heran und gab ihr ein Zeichen, daß sie zu Fräulein Bremer einsteigen solle. Er wollte nicht, daß Marie allein in ihr einsames Heim zurückkehrte — was tat in solchen Augenblicken der Bildungsunterschied zwischen den beiden Mädchen?

Der Wagen rollte davon. Dernstädt stand mit Frau Schneider an der Friedhofspforte.

„Det arme, arme Frölen!" sagte die Wäscherin leise und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Was wird Fräulein Bremer beginnen? Wissen Sie etwas von ihren Zukunftsplänen?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Nee doch, Herr Hauptmann! Nur daß es schwer sein wird, det wees ick," entgegnete die Alte traurig. „Du mein Jott, was die kleene Pensiohn is, die hört doch nu uff, und sonst wird von Moses un die Propheten nich ville dasein. Sehn Se, Herr Hauptmann, da hat's unsereiner gut. Der hat

seine jesunden Arme, und wenn er se nur rühren will, kriegt er och Arbeit. Aber so'n Fräulein. Und wenn se wollte, wat soll se anfangen?"

Was soll sie anfangen? Der Gedanke beschäftigte auch Dernstädt in den nächsten Tagen fast unaufhörlich. Wieder und immer wieder tauchte vor seinem geistigen Auge das ernste traurige junge Gesicht auf — er begann sich um Marie zu sorgen, als ob sie keine Fremde, als ob sie ihm eine nahe Verwandte sei. Schließlich ging er zu ihr. Er mußte sie sprechen, mußte aus ihrem eigenen Munde hören, wie sich ihre Zukunft zu gestalten gedachte.

Sie nahm ihn an. Das Zimmer, in dem er einst mit ihr, der Mutter und Franken einen so angeregten Abend verlebt hatte, trug die Spuren der Auflösung. Das altfränkische Sofa war von der Wand abgerückt, die zierlichen Rokokofiguren waren vom Spind verschwunden — auf dem Mitteltisch lagen einige Familienbilder, bereits halb verpackt.

Marie deutete selbst nach den ersten Worten entschuldigend auf diese Vorbereitungen hin. „Ich löse unsere kleine Wirtschaft auf," sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Es muß sein — so traurig es für mich ist, mich von den alten liebgewordenen Dingen zu trennen."

Sie wollen Tenburg verlassen, gnädiges Fräulein?" Sie neigte bejahend das Haupt. „Es bleibt mir nichts anderes übrig, und es ist auch am besten so. Ich will versuchen, mir in einer größeren Stadt, in der die Er-

werbsverhältnisse für ein alleinstehendes Mädchen günstiger liegen, einen Beruf zu schaffen.“ Sie sagte das ohne jede kleinliche Scheu. Es war ja keine Schande, arm zu sein und arbeiten zu müssen.

„Halten Sie mich nicht für indiskret, sondern nehmen Sie es als ein Zeichen meiner aufrichtigen, und herzlichen Anteilnahme, Fräulein Bremer: haben Sie schon bestimmte Entschlüsse für die nächste Zeit gefaßt?“

„Nur insofern, als ich in einigen Zeitungen annonciert habe, um eine Stellung zu finden. Ich weiß, es wird schwer sein, ich gebe mich keinen Illusionen hin, Herr von Dernstädt. Ich habe leider das Lehrerinexamen nicht gemacht, weil hier am Ort kein Seminar ist und Mama mich nicht von sich lassen wollte. Dann kam ja auch meine Verlobung —“ Sie brach ab, und eine flüchtige Röte stieg in ihren Wangen auf. „Aber ich habe doch mancherlei gelernt, bin wirtschaftlich nicht unerfahren, und ich habe vor allem den ehrlichsten Willen, mich in irgend einem Wirkungskreise nützlich zu machen.“ Sie hatte wider ihre Gewohnheit lebhaft gesprochen. Jetzt sah sie ihn mit ihren großen Augen erwartungsvoll an.

Dernstädt antwortete nicht gleich. Er kannte das Leben zu sehr, um sich nicht zu sagen, welche Enttäuschungen es diesem armen Geschöpf bringen würde. Ehrlicher Wille! Du lieber Gott — wo genügte der im Kampf um das Dasein für ein alleinstehendes Mädchen? Und wie viele Tausende, die ein gleich hartes Los gezogen hatten, traten unter besseren Vorbedingungen in diesen Kampf und gingen elend zu Grunde. Dieses

schöne hochbegabte Mädchen unter fremden Menschen, in steter Abhängigkeit von den Launen andrer, sich zerreibend in kleinlichen Sorgen — er mochte den Gedanken nicht ausdenken.

„Sie haben keine Angehörigen, gnädiges Fräulein, die Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen könnten?“

„Nein, Herr von Dernstädt. Der einzige Bruder meiner Mutter ist vor zwei Jahren in Kopenhagen, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben. Ich stehe ganz allein auf der Welt — ganz allein.“

Plötzlich kam Dernstädt ein Gedanke — er hätte sich vor die Stirn schlagen mögen, daß er erst jetzt darauf verfiel. Ja, das war ein Ausweg, ein glücklicher Ausweg. Seine Mutter und dieses liebe Mädchen — die beiden paßten gewiß vortrefflich zusammen. Die gute, alte Mama war so allein und einsam auf der Klitsche, sie hatte selbst in den letzten Jahren dann und wann darüber geklagt, obwohl Klagen sonst gar nicht ihre Art war. Wenn Marie darauf einginge! Und jetzt regte sich mit einemmal auch ein persönlicher Wunsch in ihm, das ernste süße Gesicht da nicht ganz, nicht für immer aus den Augen zu verlieren.

Sie sah ihn erstaunt an, als er lebhaft sagte: „Fräulein Bremer — ich habe Ihnen einen sehr egoistischen Vorschlag zu machen. Wollen Sie mich anhören?“

„Aber gewiß, Herr von Dernstädt. Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen.“

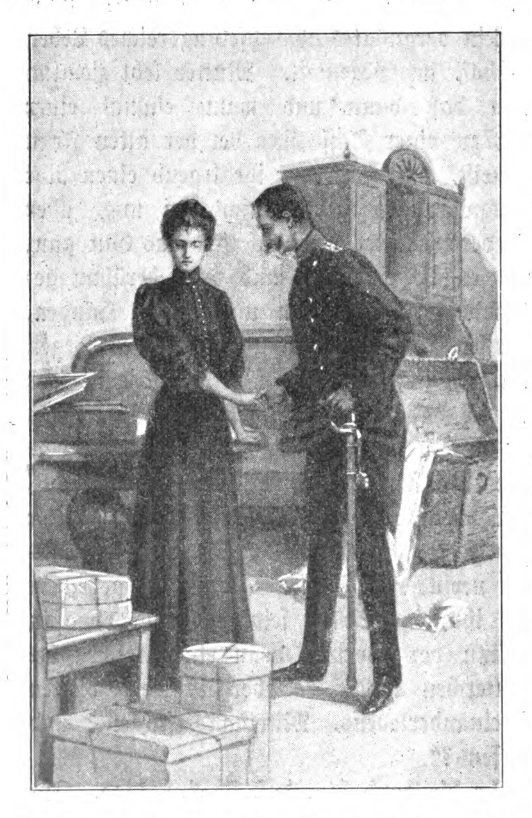
Wie einfach und lieb sie das sagte!

„Ich habe eine alte Mutter, Fräulein Bremer, eine

liebe, prächtige Frau — keine von jenen modernen Frauen, die nur leben wollen, um zu genießen. Sie ist eine ernste, in sich gekehrte Natur, dabei voll praktischer Lebenstätigkeit, unermüdlich von früh bis spät trotz ihrer Jahre. Es ist kein vergnügtes abwechselungsreiches Leben bei uns in Eichhof, im Gegenteil. Mutter lebt ziemlich ungesellig, kaum daß dann und wann einmal einer unsrer Nachbarn zu einer Tasse Tee bei der alten Frau vorspricht — meist, um sich von ihr irgend einen Rat zu holen. Vergnügungen gibt's nicht bei uns, aber tüchtige Arbeit, denn Mutter bewirtschaftet das Gut ganz selbständig, und es ist eine weit und breit berühmt gewordene Musterwirtschaft geworden unter ihren Händen, auf deren Schaffen und Tun ein merkwürdiger Segen zu ruhen scheint. Meine liebe gute Mutter! Sie ist sehr vereinsamt, und ich habe oft daran gedacht: fändest Du doch jemand, dem Du es zutraust, sie so recht zu verstehen, den Du ihr senden könntest! Kurz und gut, Fräulein Bremer, wenn Sie wollen, Sie sind der Charakter dazu, — ich weiß es, widersprechen Sie mir nicht — könnten Sie es versuchen! Wollen Sie zu ihr gehen in ihre Einsamkeit, ihr eine Stütze sein — nicht etwa in dem üblichen Sinn des Wortes, denn einer solchen bedarf mein Mütterchen nicht — aber in dem rechten Sinn des Miteinanderlebens, Miteinanderfühlens und Miteinanderschaffens?"

„Er hielt ihr die Hand hin, daß sie einschlage. Ihr Gesicht war wie mit Purpur übergossen — aber sie zögerte. „Sie sind sehr gütig, Herr von Dernstädt,"

sagte sie leise. „Ich fürchte Sie überschätzen mich. Und Ihre Frau Mutter wird wohl eine fröhlichere Gesellschafterin gebrauchen, als ich es zu sein vermag."



Es kam wie eine förmliche Angst über ihn, daß sie nicht einwilligen könnte.

„Nein, Fräulein Bremer, daß weiß ich besser. Mein Empfinden täuscht mich nicht, in diesem Falle sicher nicht. Meine gute Mutter und Sie werden vortrefflich miteinander harmonieren — Sie haben so manchen verwandten Zug. Und gerade, daß Sie ein ernsterer Charakter sind, daß das Leben sich Ihnen schon

von der trüben Seite gezeigt hat, gibt mir ja die Gewißheit, daß dem so ist. Versuchen Sie es wenigstens, Fräulein Bremer — alles andere bleibt Ihnen ja immer noch — es würde mir eine solche Beruhigung gewähren, Sie bei meiner Mutter zu wissen. Darf ich ihr schreiben? Darf ich?“

Zögernd legt sie ihre Hand in die seine.

„Ich fühle, das Mitleid diktiert Ihnen den Wunsch, Herr von Dernstädt.“

„Nein — nein! Sie werden mehr geben, als empfangen, Fräulein Bremer — lernen Sie nur erst meine gute Mutter kennen. Ich bin so froh, daß Sie einwilligen.“

„Nun denn — es sei, Herr von Dernstädt. Und das eine verspreche ich Ihnen, ich will wie ein Kind um die Zuneigung Ihrer Frau Mutter werben — ich will mich ehrlich und redlich bemühen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen.“

* * *

Sie saßen auf der alten lieben Veranda vor dem Herrenhause von Eichhof — Mutter und Sohn. Marie Bremer war die Treppenstufen hinabgeeilt, um einige Rosen für die große Schale zu schneiden, die vor ihnen auf dem Tisch stand und in der ihre geschickten Hände schon begonnen hatten, ein Blumenarrangement für die Abendtafel herzurichten. Die schlanke, biegsame Gestalt des jungen Mädchens hob sich von dem dunklen Grün der Fliedersträucher, die den Rasenplatz umsäumten, vorteilhaft ab, und wie sie sich jetzt niederbog, um eine Rose,

die sich nicht willig der Schere fügte, gut zu fassen, zeigte sie eine unbewußte entzückende Grazie.

„Sie ist Dir eine liebe Hausgenossin, Mutter?“ fragte er, zärtlich die Hand der alten Frau fassend.

„Das ist sie — ich wünsche mir keine liebere. Ja mehr, mein Otto: das junge Mädchen ist mir eine Freundin, wenn Du willst, eine Tochter geworden.“

„Wie mich das freut, Mutter! Damals, als ich Dir schrieb und Dich bat, Marie in Dein Haus aufzunehmen, hattest Du doch einige Bedenken.“

„Liebes Kind, wir Alten scheuen den Anschluß an neue Elemente. Aber als ich Marie zum erstenmal gesehen, da wußte ich sofort: das Mädchen hat ein goldenes Herz. Und ich habe mich nicht getäuscht. Sie ist zu einem Segen für mich alte Frau geworden.“

„Wie mich das beglückt, Mutter!“ wiederholte er warm. „Und ich sehe mit inniger Freude, wie sie sich hier entwickelt hat, wie unter Deinem Einfluß all die guten Anlagen in ihr zur vollen Entfaltung gekommen sind. Und wie rosig und frisch sie aussieht!“

Die Mutter warf einen lächelnden Blick auf den Sohn, „Ja, unsre gute Luft — und dann, weißt Du, die Hanne! Zuerst wollte die gar nichts von dem ‚Fröln‘ wissen, und ich mußte sehr energisch sein, um zu verhindern, daß sie nicht geradezu ungezogen gegen Marie wurde. Das Mädchen hat aber eine eigne Gabe, mit Menschen umzugehen, sich die Herzen zu gewinnen — keine acht Tage, und die Hanne war einfach vernarrt in sie. Und da nahm sie Marie nach ihrer Art in die Kur —

mit Milch und Eiern nämlich, unsren ländlichen Hausmitteln. Es half nichts: Marie wurde genudelt. Das Wort klingt häßlich, aber der Erfolg war gut."

Dernstädt zog eine Blüte aus der Schale und führte sie wie spielend an seine Lippen. Dafür soll die alte Hanne noch einen besonderen Dank von mir bekommen. Wie elend sah Marie vor einem Jahr aus! Erst die Geschichte mit Franken — dann der Tod der Mutter — es war zu viel und zu schwer."

„Was ist denn aus dem Biedermann, Deinem Kameraden Franken, geworden?"

„Sei nicht zu hart, Mutter. Franken war kein schlechter Charakter, er war nur ein unsagbar schwacher, vom Augenblick abhängiger Mensch. Im übrigen — Du weißt nicht — —"

Sie schüttelte den Kopf.

Dernstädt errötete leicht. „Ich glaubte, es Dir Weihnachten, als ich hier war, gesagt zu haben. Er hat Gertrud — Gertrud Kraft geheiratet und seinen Abschied genommen. Sie leben in Hamburg, und als ich mich dort bei meiner Wiederversetzung in den Generalstab beim Kommandierenden meldete, traf ich ihn bei Pforte."

„Sind Sie glücklich?"

Dernstädt zuckte die Achseln. „Sie führen einen großen Train, und das mag wohl ihr Leben ausfüllen. Gertrud — Frau Franken habe ich nicht gesehen, aber gehört, daß sie tonangebend in allem ist, was Toilette und Sport anbetrifft. Aber ich habe auch Besseres von ihr gehört, Mutter: als im vorigen Jahr

die Cholera in Hamburg war, hatte sie sich an die Spitze eines Frauenkomitees gestellt, das sehr segensreich gewirkt haben soll.“

„War das nicht auch nur eine andere Art von Sport?“

„Er schüttelte energisch den Kopf. „Ich glaube doch nicht, Mutter. — Es war ein wunderliches Gemisch im Wesen Gertruds, gute und mindere Züge unlösbar verwoben — alles Edle aber ungepflegt. Der Gärtner hatte gefehlt, oder wenn Du willst, die Hand der Mutter. — Wir wollen nicht mehr davon sprechen.“

Von der Dorfaue her klang ein schriller kurzer Pfiff. Unten richtete Marie sich auf, einen Strauß duftiger Rosen in der Hand.

„Der Briefträger, gnädige Frau! Soll ich Horn die Postsachen abnehmen?“

„Gewiß, Kind.“

Dernstädt eilte, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. „Heute lassen Sie mich das nur besorgen, Fräulein Marie. Ich muß doch meinen alten Gönner Horn persönlich begrüßen.“

Da war er schon am Parkeingang, der graubärtige Landbriefträger. „Morjen, Herr Major! Ne, was doch aus de Menschen wird? Wenn ich so daran denke, wie der gnädige Herr Junker da an der Veranda herumspielten, wo der große Sandhaufen lag, und nu Major im Generalstab.“ Er kramte in der Posttasche. „Hier, Herr Major, die Zeitung — und hier 'nen Brief für Fräulein Bremer. Weiter is nischt nich, Herr Major. Wie

lange bleiben der Herr Major hier, wenn ich gehorsamst fragen darf?“

„Weiß noch nicht, Horn.“ Dernstädt hatte seine Zigarrentasche für den Alten entleert und einen harten Taler hinzugefügt. „Am Ende will mich die Mutter gar nicht lange behalten.“

„Na, wenn's nur das is —! Danke schön! Danke schön, Herr Major! Is ja zu viel! Ja, wenn der Herr Major nur nich

immer alleine kommen wollten. Wäre doch viel netter, der Herr Major brächten sich 'ne Frau Majorin mit und dann so'n paar lustige Junkers. Sand ist genug da für 'nen recht großen Spielhaufen."

„Bin zu alt, Horn," lachte Dernstädt.

„I na nu? Zu alt? Gerade das richtige Alter hat der gnädige Herr. Na, was nich ist, kann ja noch werden, sage ich immer. Untertänigen guten Morgen, Herr Major — und nochmals allerschönsten Dank!"

Lachend kehrte Dernstädt zur Veranda zurück. „Einen Brief für Sie, Fräulein Marie. Wir andren müssen uns heute mit der Zeitung begnügen."

Er reichte der Mutter das Hauptblatt, und verbarg sich hinter der ersten Beilage, dann und wann verstohlen über das Blatt zu Marie hinüberlugend, die mit sichtbarem Interesse in ihrem Briefe las. Dann sanken gleichzeitig, wie auf Verabredung, Brief und Zeitung nieder.

„Gute Nachrichten, Fräulein Bremer?"

Sie nickte heiter. „Die besten, Herr Major. Sie haben wohl vorhin den Poststempel dieses Briefes nicht beachtet?"

„Wo werde ich so indiskret sein," lachte er.

„Er kommt aus unsrem alten Tenburg — nun raten Sie einmal, von wem?"

„Ich bin ein schlechter Rätsellöser, Fräulein Marie."

„Anna Schneider — oder vielmehr Anna Berger ist's, die mir schreibt. Frau Feldwebel Berger seit vier Wochen, denn ihr Mann hat sich das Portepee geholt."

„So — das freut mich. Du mußt wissen, Mama, daß ich an den beiden Menschenkindern stets ein besonderes Interesse nahm — ein früherer Unteroffizier meiner Kompagnie und ein kleines Wäschermädchen, die wieder eine Schutzbefohlene Deines guten Hausgeistes hier war.“

„Marie hat mir erzählt — auch die häßliche Affäre mit dem Assessor Liebmann. Was mag aus dem Manne geworden sein?“

„Er hat damals den Abschied als Reserveoffizier erhalten und ist, soviel ich weiß, auch aus dem Justizdienst geschieden. Ich las in der Zeitung übrigens auch noch eine Nachricht aus Tenburg, die Sie interessieren dürfte, Fräulein Marie: Wengstein hat seinen Abschied genommen.“

„Ah — warum wohl? Der Oberst war doch ein Mann im rüstigsten Alter.“

„Aber er war zu gut für diese Welt — er hieß ja nicht umsonst der gute Oberst. Man will heute nur eisenfeste Charaktere in die höheren Stellungen kommen lassen. Es tut mir übrigens aufrichtig leid, daß er so früh gegangen ist — er war ein Mann von vortrefflichen militärischen und allgemein menschlichen Eigenschaften.“

„Das alte Tenburg . . .“ sagte Marie leise.

„Spüren Sie Sehnsucht nach der Heimat, Fräulein Marie? Es klang beinahe so.“

„Nein, nein,“ wehrte sie ab. „Aber sehen Sie, hier schickt mir die gute Anna ein paar gepreßte Blumen von meiner Mutter Grab — da steigen die Erinnernngen unwillkürlich auf — sie sind ja freilich meist recht trüber und

trauiger Art, aber man vergißt den Ort, wo das Liebste, was man hatte, ruht, wohl nie —“ Sie verstummte. Dann wandte sie sich plötzlich an Frau von Dernstädt: „Haben die gnädige Frau augenblicklich noch Befehle für mich?“

Die alte Dame blickte etwas erstaunt auf.

„Ich wollte zur Kirsten nach dem Dorf, gnädige Frau — das jüngste Kind ist krank,“ setzte Marie mit leichter Befangenheit hinzu. Sie hatte ohne Zweifel das dringende Bedürfnis, allein zu sein.

„Gehen Sie nur, Kind — gehen Sie nur.“

Mutter und Sohn waren wieder allein auf der Veranda. Sie hatten jedes ein Zeitungsblatt vorgenommen, aber sie lasen ohne Aufmerksamkeit. Und endlich warf der Major seine Beilage auf den Tisch, ging um denselben herum, setzte sich ganz dicht neben die Mutter, und zog deren Hand fest in die seine.

„Mutter — glaubst Du, daß Marie die Vergangenheit überwunden hat?“ fragte er mit bangem Ton.

Sie streichelte sanft seine gebräunte Wange, als säße wieder der Knabe vor ihr, den sie in Schmerzen geboren und in heißer Liebe und Sorge erzogen hatte.

„Wir überwinden nie völlig, mein Sohn, ein Rest bleibt von jedem Schmerz, wie eine Narbe von jeder Wunde. Und auch die Narben schmerzen wohl dann und wann. So wird's auch bei Marie sein. Aber ihr Herz war jung und stark — die Wunde hat sich geschlossen. Des bin ich gewiß.“

„Mutter —“

Sie blickte ihn mit ihren klaren guten Augen zärtlich an und lächelte leise über ihren großen Jungen, der sonst

so fest und bestimmt war, ein ganzer Mann, und nun doch wieder bange der Mutter Rat hören wollte. Sie wußte wohl weshalb . . .

„Mein guter Junge.“ Sie beugte sich über seine Stirn und küßte ihn. Und er schlang seine Arme fest um die greise Gestalt. „Du glaubst, Mutter?“ jubelte er auf.

Wieder küßte sie ihn. „Geh und frage sie — und mein Segen wird mit Dir, mit Euch beiden sein.“

Sie hatten sich verstanden, wie immer ohne viele Worte, von Auge zu Auge, von Herzen zu Herzen.

Er ging.

An den Dünen entlang führte der Weg zum Dorfe, den Marie zurückkommen mußte. Die See brandete im ruhigen gleichmäßigen Schlage an den Strand, in den Buchen rauschte es leise. Drüben am Horizont senkte sich die Sonne in feierlichem Glanz ins Meer. Kein Segel auf der weiten Fläche, nur ganz in der Ferne der schwache Rauchstreif eines Dampfers. Stiller Abendfrieden rings-umher —

Schon von weitem sah er ihre schlanke Gestalt. Wie sie einherschritt, fest und sicher in ebenmäßigem ruhigem Gange! Sie bemerkte ihn nicht, denn er war in den Schatten des Waldsaumes getreten; er aber freute sich, als sie näher kam, an jeder ihrer harmonischen Bewegungen, er sah entzückt in das liebe herbe und doch so kindlich süße Gesicht.

Das Herz pochte dem starken, ernsten Manne.

Jetzt trat er aus dem Waldsaum hervor. Marie erschrak leicht, aber gleich darauf streckte sie ihm lächelnd

die Hand entgegen. „Hat es Sie noch an den Strand hinausgetrieben, Herr Major? Sie hätten Ihre Frau Mama auch zu einem kleinen Spaziergang veranlassen sollen. Der Abend ist herrlich."

Er schüttelte den Kopf. „Ich wollte Sie allein sprechen, Fräulein Marie — und Mama wußte das —"

Diesmal schrak sie wirklich zusammen, und das feine Gesicht rötete sich wie in leichter Verlegenheit. Unwillkürlich beschleunigte sich ihr Schritt.

Er trat an ihre Seite. „Wollen Sie mich hören, Fräulein Marie? kam es in inniger Bitte von seinen Lippen.

Sie blieb stehen, aber sie sah ihn nicht an.

„Fräulein Marie, als ich Sie vor Jahresfrist zur Mutter brachte, war mein Herz krank und wund — das Leben hatte mir eine schwere Enttäuschung gebracht. Sie ahnten wohl kaum etwas davon, trugen doch auch Sie schwer am eigenen Schmerz. Damals meinte ich, mein Herz sei erstorben — für immer. Ich habe mich geirrt, es ist jung und lebenskräftig geblieben, es schlägt und empfindet heute froher und sehnsüchtiger, denn je. Damals verehrte ich Sie, Marie — als ich dann Weihnachten hier war, als ich Sie in Ihrem stillen häuslichen Walten sah, als ich sah, was Sie meiner teuren Mutter geworden sind, kam es über mich wie eine Genesung nach langer Krankheit."

Ihre Gestalt bebte in leisem Erschauern. Sie mußte sich an dem Buchenstamm lehnen, neben dem sie stand.



„Aus der Verehrung ist innige Zuneigung geworden, Marie, und aus der Zuneigung eine tiefe und wahre Liebe,“ fuhr er lebhaft und dringend fort. „Und da flehe ich denn vor Ihnen, Marie, Sie zu fragen, wollen und können Sie diese Liebe erwidern — wollen Sie mein Weib werden?“

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und es glänzte feucht in ihnen, und dann sagte sie leise, aber klar und fest: „Ja — ich will.“

Und er zog sie hochatmend an seine Brust: „Mein Lieb — mein Lieb!“

„Das Meer rauschte zu ihren Füßen. In den Wipfeln der Buchen flüsterte der Abendwind, drüben am Horizont vergoldete die Sonne mit ihren letzten Strahl die glitzernde Wasserfläche, und vom Kirchturm des Dorfes klangen die Glocken herüber.

Am Parktor stand die Greisin. Es hatte sie doch nicht auf der Veranda geduldet, sie, die sonst so gleichmäßig ruhige, innerlich sichere Frau. Sie mußte ausschauen, wo sie blieben, die beiden, an denen ihr Herz hing. Kopfschüttelnd hatte die alte Hanne den Korb mit den Spargeln, von denen kaum die Hälfte geschält war, wieder in die Küche getragen. ‚Was nur der ollen Gnädigen is? Ja — die Jahre — die Jahre!‘

Nein, die Jahre haben keine Schuld — das greise Herz schlug gerade jetzt so jugendlich frohgemut, wie seit langem nicht. Es bangte auch nicht um den Sohn, und die klugen Augen blickten wohl erwartungsvoll aber ohne Sorge die Lindenallee, die zur See führte, entlang.

Herz und Auge hatten ja dies lange ganze Jahr hindurch die Liebe der beiden teuren Menschen wachsen und reifen sehen — keine himmelstürmende Leidenschaft, aber eine innige, eine wahre und tiefe Liebe.

Da kamen sie, Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt, die Allee entlang. Und als der Sohn die Mutter am Tor bemerkte, da jubelte er der Greisin entgegen: „Ich bringe Dir eine Tochter — ich bringe Dir mein Lieb — meine Braut!“

Marie wollte sich über die Hand der Greisin beugen, ihre Augen standen voll Tränen. Aber die Mutter zog sie an sich und fügte mit ihrer zitterigen Rechten beider Hände ineinander, küßte erst die Tochter und dann den Sohn und sagte: „Ich brauche Euch kein Glück zu wünschen — Ihr tragt es in Euch. Gott segne Euch, meine lieben, lieben Kinder!“





